

Walter Fersich

WINSTON  
CHURCHILL  
GANZ „PRIVAT“

**Wissenschaftlicher Quellentext**

**2. Auflage**



In plaudernd-gefälligem Stil klärt uns Walter Anatole Persich in diesem 1942 in erweiterter Auflage gedruckten Buch über den Bombenterroristen, Massenmörder und Abwickler des Britischen Empires, Winston Churchill, auf. – Ein Vorgänger Joachim Fernaus!

Der Schriftsteller Walter Anatole Persich (\* 5. Juli 1904 in Hamburg; † 23. Mai 1955), der teilweise auch unter dem Pseudonym Christoph Walter Drey veröffentlichte, schrieb vorwiegend Kurzgeschichten und Romane.

Seine Bücher spielten oft im hanseatischen Milieu, vor seemännischem Hintergrund oder in exotischen Welten. Vielfach stützten sich die Geschichten auf tatsächliche historische Begebenheiten oder das Leben bekannter Personen.

Doch sein Buch über Churchill „tanzt aus der Reihe“... In übelster antisemitischer Diktion greift er das „Mutterland der Demokratie“, merry old England, an.

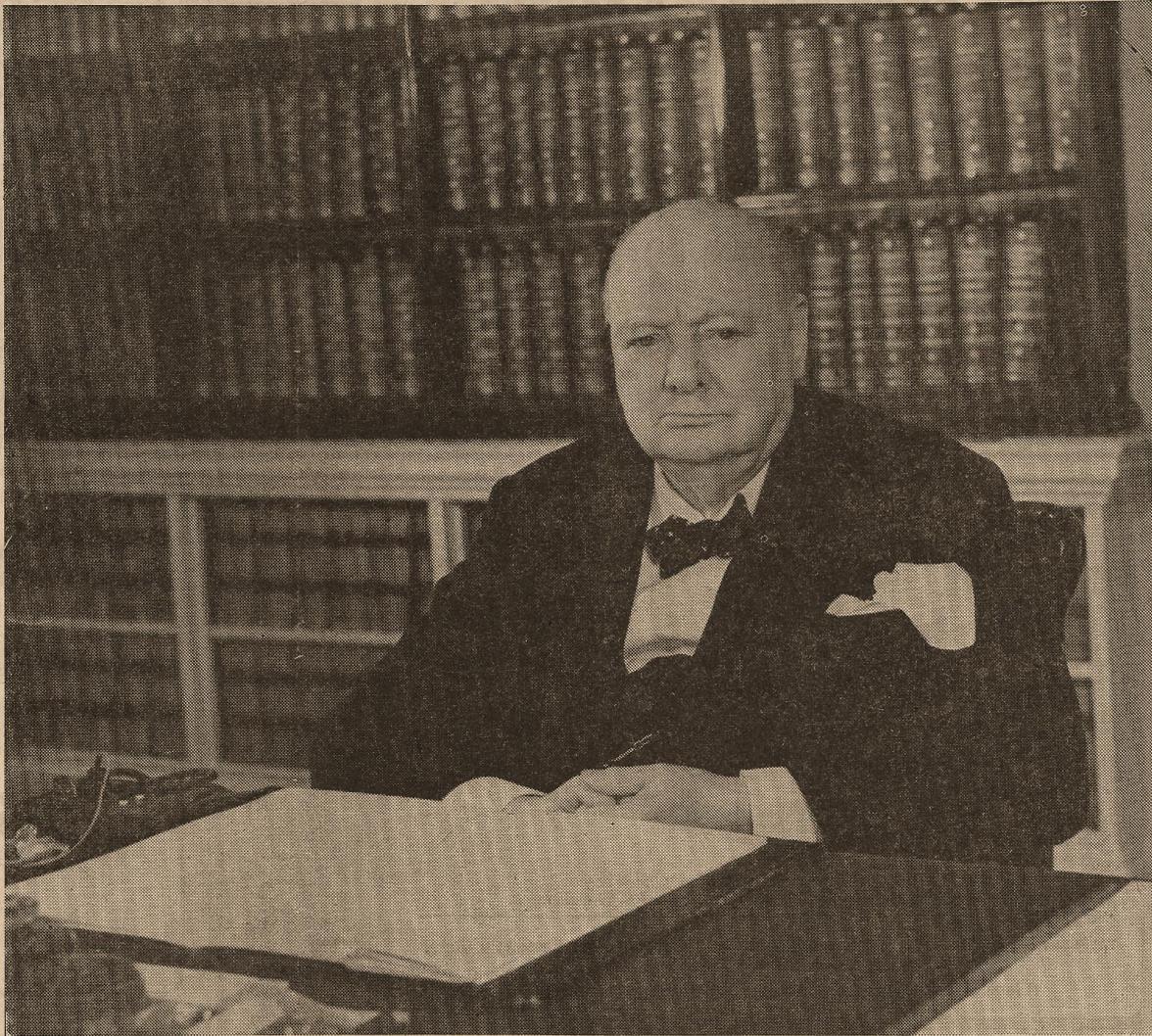
Hier einige Passagen aus dem vorliegenden Machwerk:

*„Ob die Churchills in ihrem steifbeinigen Aristokratenfimmel einmal die Freundschaft mit den Geldjuden zu weit getrieben und durch Heirat einer Israelitin die Rückentwicklung des Gehirns durch Neuaufnahme hebräischer Frechheit auszugleichen bestrebt gewesen sind, oder ob das Negermischblut seiner New Yorker Mutter die Überheblichkeit so hemmungslos steigerte, steht nicht fest. Jedenfalls gab es in seinem Regiment wohl keinen, der sich gleich ehrgeizig vordrängte wie Winston Churchill.“*

*„Das erklärt auch die eigenartige Anpassung der Juden an die Lebensinteressen Englands'. Während in den meisten anderen Kulturländern die Juden, sobald sie Einfluß gewonnen haben, unter einer geschickt aufgesetzten Maske immer wieder jüdische Politik oder jüdische Wirtschaft oder jüdische Kunst gegen die Gastvölker treiben, sahen sich seit jeher die englischen Juden gezwungen, ihre jüdischen Liebhabereien auf die eigenen vier Wände und die Synagoge zu beschränken und auf Ministersesseln englische Politik zu machen. Was allerdings für sie nicht schwierig war, da die englische Auffassung in vielen Fragen fast haargenau der des Juden gleicht – denn alle englische Politik, auch die englische Machtpolitik, ist die Politik von Händlern und dazu bestimmt, möglichst sicher und möglich risikolos Reichtümer zu schaffen.“*



9 783981 653526



Sir Winston Churchill an seinem 80. Geburtstag. Der Beginn der neuen Parlamentssession in London wurde damals absichtlich auf den 30. November angesetzt: Die Königin verlas an Churchills Geburtstag ihre Thronrede.

In den CH-Medien wurde der kranke Mann W.C. sogar mit «Gelehrten-Bücherwand» im Hintergrund porträtiert, wohlwissend, dass er keines dieser Bücher jemals aufgeklappt hat.

Trotzdem liess es der Zürcher Stadtrat zu, dass der Rüppel am 19. September 1946 eine «Ansprache an die akademische Jugend der ganzen Welt» absondern durfte. Wohl aus Gründen der Staatsraison.

Wir verfügen als kleiner Verlag, der zudem einem gezielten Boykott seitens der heuchlerischen sog. «Demokraten» unterliegt, über keinen grossen Stab an Lektoren, Werbefachleuten und anderen Zuarbeitern. Daher sind wir Ihnen als Leser dankbar, wenn Sie uns in Ihrem Bekanntenkreis weiterempfehlen.

Sollte Ihnen der Druckfehlerteufel begegnen, wäre es hilfreich, wenn Sie ihn uns gut verpackt an [verlag@derschelm.de](mailto:verlag@derschelm.de) senden.

© 2014, 2017 (2. Auflage)

Unveränderter Faksimile-Nachdruck der 1942 im Schaffer-Verlag,  
Berlin, erschienenen erweiterten Ausgabe durch

Verlag Der Schelm  
Inh. Adrian Preissinger  
Reichsstr. 13/216  
D-04109 Leipzig  
[verlag@derschelm.de](mailto:verlag@derschelm.de)  
[www.derschelm.de](http://www.derschelm.de)  
Tel.-Nr.: 0341/21919432  
Fax-Nr.: 03222/6499341

ISBN 978-3-9816535-2-6

Nachdruck nur für Forschungszwecke,  
insbesondere zur Ergänzung von Sammlungen.

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Bei der 102. Menschenrechtskomitee-Tagung der UNO im Juli 2011 in Genf wurde folgender, u.a. für Deutschland, Österreich und die Schweiz verbindlicher Beschluss gefasst.

*«Gesetze, welche den Ausdruck von Meinungen zu historischen Fakten unter Strafe stellen, sind unvereinbar mit den Verpflichtungen, welche die Konvention den Unterzeichner Staaten hinsichtlich der Respektierung der Meinungs- und Meinungsäußerungsfreiheit auferlegt. Die Konvention erlaubt kein allgemeines Verbot des Ausdrucks einer irrtümlichen Meinung oder einer unrichtigen Interpretation vergangener Geschehnisse.»*

(UN-Menschenrechtskonvention, Absatz 49,  
CCPR/C/GC/34)

## Der Verlag **DER SCHELM** stellt sich vor.



In plaudernd-gefälligem Stil klärt uns Walter Anatole Persich in diesem 1942 in erweiterter Auflage gedruckten Buch über den Bombenterroristen, Massenmörder und Abwickler des Britischen Empires, Winston Churchill, auf.

– Ein Vorgänger Joachim Fernaus!

Der Schriftsteller Walter Anatole Persich (\* 5. Juli 1904 in Hamburg; † 23. Mai 1955), der teilweise auch unter dem Pseudonym Christoph Walter Drey veröffentlichte, schrieb vorwiegend Kurzgeschichten und Romane.

Seine Bücher spielten oft im hanseatischen Milieu, vor seemännischem Hintergrund oder in exotischen Welten. Vielfach stützten sich die Geschichten auf tatsächliche historische Begebenheiten oder das Leben bekannter Personen.

Doch sein Buch über Churchill «tanzt aus der Reihe»... In übelster antisemitischer Diktion greift er das «Mutterland der Demokratie», merry old England, an.

Unser Gohliser Faksimileverlag DER SCHELM setzt hiermit seine Reihe bemerkenswerter Buchveröffentlichungen fort. Mit ihr sollen dem interessierten Publikum und mündigem Staatsbürger besonders interessante Publikationen vorkonstitutionellen Schrifttums als wissenschaftliche Quellentexte zur kritischen Bewertung vorgelegt werden.

Unsere unveränderten Faksimilenachdrucke dienen der staatsbürgerlichen Aufklärung, der Abwehr verfassungswidriger Bestrebungen sowie der historischen Dokumentation im Rahmen der Wissenschaft, der

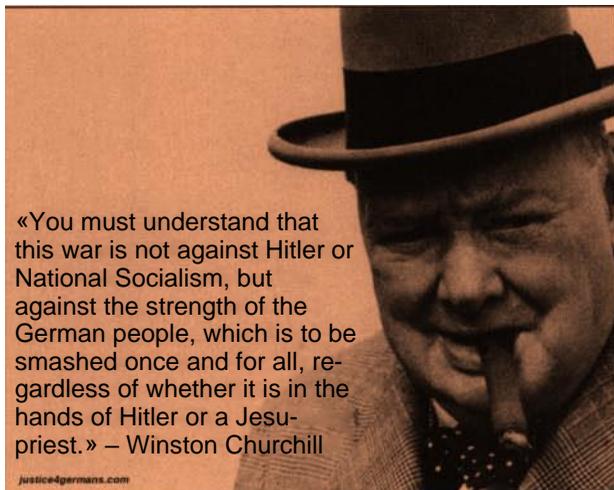
Forschung, der Lehre und der Berichterstattung über Vorgänge des Zeitgeschehens oder der Geschichte.

Der Verlag macht sich die nur aus der damaligen Zeit zu verstehenden Sichtweisen nicht zu eigen und distanziert sich von jedweden verleumderischen, hetzerischen, beleidigenden und die menschliche Würde angreifenden Passagen, insbesondere von jeglicher Schmähkritik am Judentum. Wir berichten ausschliesslich bewertungsfrei über historische Vorgänge und legen Wert auf die Feststellung, dass wir mit den abgedruckten Äusserung nicht gemein gehen.

– Adrian Preissinger-

Verlag Der Schelm

Leipzig-Gohlis, im Herbst 2014



«We must fill our psychiatric hospitals with anti-semitic crazy people and our prisons with anti-semitic criminals. We must hunt anti-semitics and all the way to the limits of the law and after that destroy them. We must humiliate our anti-semitics and torture them until they become our fellow travelers...» (Rabbi Leon Spitz, in: «American Hebrew», 1.3.1946)

«Wir müssen unsere Irrenhäuser mit ‚verrückten Antisemiten‘ füllen und unsere Gefängnisse mit ‚kriminellen Antisemiten‘. Wir müssen die Antisemiten jagen bis zur letzten Grenze des Gesetzes, um sie fertig zu machen. Wir müssen unsere Antisemiten demütigen und quälen, bis sie sich dazu bekennen, unsere Mitarbeiter zu sein...» (Rabbi Leon Spitz, in: ‚American Hebrew‘, 1.3.1946)

WALTER PERSICH

WINSTON CHURCHILL  
GANZ «PRIVAT»

**Abenteurer, Lord und Verbrecher**

Neue erweiterte Ausgabe  
20. Tausend

---

SCHAFFER – VERLAG • BERLIN

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, der Übertragung  
für den Rundfunk und die der Verfilmung und der Verwendung  
für den Tonfilm, vorbehalten.

Copyright 1940 by Verlag für Kulturpolitik Otto Schaffer, Berlin.

Printed in Germany 1942

Gesamtherstellung:  
Druck- und Verlagshaus Hubert Lüdemann, Teschen (Olsagebiet)

## Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| Wie das Buch über den privaten Churchill entstand .....   | 7   |
| Das Leben eines Engländers namens Winston Churchill ..... | 9   |
| Der Weg in die Politik.....                               | 10  |
| Das Abenteuer im Panzerzug .....                          | 10  |
| Schiessen ist ein gefährlicher Sport.....                 | 15  |
| Einen solchen Fang macht man nicht alle Tage!.....        | 18  |
| Marlborough zieht in den Krieg .....                      | 20  |
| Das langweilige Kommando .....                            | 27  |
| W. C. macht von sich reden .....                          | 30  |
| London 1900 .....   | 34  |
| Ein junges Mädchen greift ein.....                        | 40  |
| Komödie auf der politischen Bühne .....                   | 46  |
| Der Clown des Unterhauses .....                           | 53  |
| Klubs und Cliques intrigieren .....                       | 58  |
| Ein Wiedersehen in der Provinz.....                       | 69  |
| Die ersten Sprossen auf der Leiter .....                  | 74  |
| Nebenbei ein bisschen Spitzel.....                        | 81  |
| Im Zeitalter der Vorbereitung.....                        | 85  |
| Hausball – und Wirtschaftspolitik.....                    | 86  |
| Englischer Stoff gegen deutsches Tuch.....                | 90  |
| Ein unbeachteter Hinweis.....                             | 92  |
| Ein neuer Premierminister und –.....                      | 97  |
| Er glaubt zu schieben, und er wird geschoben!.....        | 99  |
| Es muss doch etwas geschehen!.....                        | 107 |
| Der Kriegsminister ist befremdet .....                    | 113 |
| «Wir werden Copenhagen!».....                             | 117 |
| Strich durch die Rechnung .....                           | 119 |
| Peinliche Erkenntnisse .....                              | 127 |
| Eine Entgleisung .....                                    | 130 |
| Eine kleine Kraftprobe .....                              | 132 |
| Das Attentat auf den Frieden.....                         | 135 |
| Der «private» Abgesandte des deutschen Kaisers.....       | 137 |
| «Seine Lordschaft brauchen den Krieg» .....               | 147 |
| Die Opposition des gesunden Menschenverstandes.....       | 150 |

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

|  |     |
|--|-----|
| Am Ziel .....  | 157 |
| Der Krieg beginnt.....                                 | 158 |
| Es geht los – aber ganz anders! .....                  | 160 |
| Vernichtung der deutschen Flotte?.....                 | 163 |
| Churchill «befreit» Antwerpen.....                     | 167 |
| Wenn Lächerlichkeit töten würde .....                  | 174 |
| Skagerrak – ein Börsengeschäft .....                   | 184 |
| Munition und Geschütze mit Churchillschem Stempel..... | 191 |
| Verräterische Aussprüche .....                         | 195 |
| Ein Mann und eine Mauer.....                           | 198 |
| Charly Chaplin und Winston Churchill – Arm in Arm..... | 205 |
| Sarah geht tanzen .....                                | 209 |
| Seines Lebens Sinn .....                               | 215 |
| Langeweile züchtet Neid.....                           | 216 |
| Beinahe ein biederer Rentier.....                      | 220 |
| Die Gunst des Königs soll ihn retten.....              | 225 |
| Die guten internationalen Manieren.....                | 230 |
| Die neue Zeit marschiert .....                         | 237 |
| Das wahre Gesicht Englands.....                        | 238 |
| ... und er wird doch Premierminister!.....             | 244 |
| Churchill führt seinen Krieg.....                      | 246 |
| Ruhmvolle Rückzüge .....                               | 250 |
| Diplomatische Erfolge .....                            | 255 |
| Werden Sie Pate! .....                                 | 264 |

## *Wie das Buch über den privaten Churchill entstand*

In jenen ereignisreichen Tagen, die mit den Münchener Verträgen ihren Abschluss fanden, war das ganze deutsche Volk überzeugt, wie mit Frankreich, so gäbe es auch mit England eine Verständigung für die Dauer. Die biedere Miene und der schlicht bürgerliche Regenschirm des Mister Chamberlain flössten uns allen Vertrauen ein.

Inzwischen sind wir eines anderen belehrt worden durch Geschehnisse, die noch vor Kurzem als unvorstellbar galten und nur von der vorausschauenden deutschen Staatsführung souverän gelenkt werden konnten.

Wer so intensiv wie jeder einzelne von uns Weltgeschichte erlebt, der fühlt den Wunsch, einmal hinter die Kulissen der Politik zu lugen. Wir alle sind ja, wenn wir auch in bescheidener Weise Mitspieler sind, immer Zuschauer der dramatischen Entwicklungen – und hegen darum dieselbe Neugierde für die grosse Politik wie der Zuschauer sie im Theater für die Welt der Bühne empfindet.

Auf solche Art kommt ein ganz «unpolitischer» Mensch dazu, einmal in alten Zeitungen, in Büchern, amtlichen und privaten Darstellungen und Akten zu stöbern. Und dann steht er plötzlich vor ganz neuartigen Erkenntnissen – dann sieht er überraschend klar, wie ein Rädchen ins andere greift und wie der Einkreisungsring gegen das neuerstarkte Reich von einigen wenigen Männern geschmiedet wurde.

So ist es dem Autor dieses Buches ergangen. Er hat, anfangs nur aus Liebhaberei, dann aus einer inneren Verpflichtung heraus, ein eifriges Studium jener Tatsachen betrieben, die das Bild des privaten und öffentlichen Lebens eines Engländers namens Winston Churchill ergeben. Dabei hat er erschreckende Feststellungen machen müssen. Diese Feststellungen, die in vielerlei bereits erschienenen Schriften verstreut liegen, konnte er ergänzen durch manche, die der deutschen Öffentlichkeit sonst kaum zugänglich sein dürften. Mancher Leser mag einen Anhang mit einer Übersicht über das benutzte Quellenmaterial vermissen.

Walter Per sich: **Winston Churchill ganz «privat»<sup>1</sup>**

Ein solcher würde jedoch den Umfang des Buches nahezu verdoppeln. Der Forschende möge aber getrost einmal in einer unserer grossen Büchereien nachblättern – er wird bei Stichproben immer wieder die Einzelheiten der vorliegenden Darstellung bestätigt finden – was er allerdings andernorts kaum entdecken kann, das ist die hier aufgezeigte Parallele zwischen dem «privaten» und dem «öffentlichen» Leben des Mister W. C., dessen Charakteristik aus unzähligen Tatsachen in mühseliger Mosaikarbeit aneinanderzufügen der Autor unternahm.

Nach und nach entstand daraus das lebenswahre Konterfei jenes Mannes, der es fertigbrachte, mit einem Mindestmass an Wissen und einem Höchstmass an Selbstüberschätzung der erste Mann Englands zu werden – der vom Lügenlord zum Totengräber eines Weltreiches wurde. Seine Geschichte ist in vieler Hinsicht lehrreich. Der Autor hofft, dass es ihm gelungen sein möge, sie auch fesselnd darzustellen. Wenn sie mithilft, dem deutschen Volke Klarheit über seine Gegner zu geben und es in seiner Sendung zu bestärken, mag sie an ihrem Platze ihren Zweck erfüllt haben.

W.P.

**Das Leben eines Engländers  
namens Winston Churchill**

## Der Weg in die Politik

### Das Abenteuer im Panzerzug

Verdammt eingekeilt sind die Engländer.

Obgleich sie in einer erdrückenden Übermacht gegen das kleine Heer des Burenstaates zu Felde zogen, entschlossen, durch die Bekriegung freier Bauern dem Weltreich Grossbritannien neue Gebiete zu erobern, haben sie immer und immer wieder die Jacke vollgekriegt. Schlappe um Schlappe hat die englische Expeditionsarmee einstecken müssen.

Dabei ist sie zehnmal besser und vor allem moderner ausgerüstet als das kleine Burenheer, das grossenteils noch mit uralten Gewehren dem Feind entgegentritt und kaum eine ausreichende Menge an Uniformen, ja, vor allem nicht genug Marschstiefel besitzt.

Es zeigt sich eben auch dieses Mal, dass der volle Magen des Tommies und sein guter Söldnerlohn noch lange nicht die verbissene Vaterlandsliebe der für ihre Überlieferungen und Freiheiten kämpfenden Burensoldaten ersetzen kann.

In der Stadt Ladysmith sitzen die Engländer fest.

Sie können sich nicht rühren. Tag um Tag warten sie auf Hilfe von aussen. Allmählich wird die Belagerung unbequem. Dem Mangel an Nahrungsmitteln gesellt sich bereits die Munitionsknappheit hinzu. Es muss etwas geschehen!

Die Buren haben einen engen Ring um die Stadt gezogen. Jeder von ihnen scheint ein Scharfschütze zu sein. Wo immer das Käppi eines Schotten oder die Mütze eines Engländers sich zeigen, da zischt auch schon die Kugel — und sie trifft in neun von zehn Fällen.

Lebensmittel werden von Tag zu Tag knapper. Schon lange haben die Tommies Eier und Schinken von der Speisekarte gestrichen. Nur an einem Tag der Woche gibt es noch ein warmes Essen. Trocknes Brot muss alle anderen Mahlzeiten ersetzen.

Der Stumpfsinn regiert. Es passiert nichts, das den Mut der an leichte Siege gewöhnten Truppe aufrichten könnte. Man weiss nur, dass die Stadt sich ergeben muss, wenn nicht binnen weniger Tage das Blatt sich wendet.



*Der junge Winston Churchill.*

Mit verbissener Miene storcht ein junger englischer Offizier durch die Strassen. Er scheint niemals richtigen Dienst zu haben. Aber er empfindet dieselbe Langeweile wie alle anderen Eingeschlossenen.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Niemand weiss eigentlich, was dieser junge Offizier hier zu suchen hat.

Zu welcher Truppe gehört er? Sein Waffenrock zeigt die Abzeichen des 4. Husarenregiments Ihrer Majestät; aber Husaren liegen in Lady-smith nicht.

Ausserdem scheint er keinen richtigen Dienstrock, sondern nur eine Sonntagsnachmittagsausgehuniform zu besitzen, angefertigt von einem der ersten Schneider Londons.

Nun, wenige Eingeweihte könnten sehr wohl erzählen, welche Bewandnis es mit diesem allzu wohlgebügelten britischen Soldaten hat.

Von seiner Sorte gibt es im Burenfeldzug ein gutes Dutzend. – Jeder von ihnen gehört einem der alten Adelsgeschlechter an, dient in der Heimat in einem Feudalregiment, um nach aussen hin Patriotismus zu beweisen, und ist nach Südafrika zu irgendwelchen Truppenteilen «attachiert».

Zum Zugucken, sozusagen.

Die Lords, Earls und Viscounts lieben es ja, ihre Herren Söhne zunächst einmal rund um den Erdball reisen zu lassen, die Taschen voll Geld, Miene: «Mir kann keiner», näselsnd und gelangweilt – in den Luxushotels der Tropen- und Eisregionen und hin und wieder, wohlbeschützt versteht sich, auch mit der Winchesterbüchse in der Hand, auf Jagd, geben sie den Ton an.

Die jungen Gentlemen, wie man sie zum Unterschied von gewöhnlichen Sterblichen im Lande der ewigen Rückständigkeit gern nennt, kommen sie dann zurück, so gelten sie als geeignet für jeden einflussreichen Posten «in den Diensten Ihrer Majestät». Die von ihren Herren Vätern und Vorvätern, von Brüdern und Schwägern, Onkeln und Vettern blankgewetzten Sessel in den Staatssekretariaten und Ministerien warten nur darauf, von ihnen eingenommen zu werden.

Es heisst dann in der stets vor der adligen Oberschicht dienernden englischen Presse: «Der junge Viscount (der Lord oder Earl) von Ham und Eggs ist soeben von einer ausgedehnten Studienreise durch drei Weltteile zurückgekehrt. Der ausserordentliche Wissensreichtum, die achtungsgebietende Persönlichkeit und die grosse Welt- und Menschenkenntnis des Titelanwärters haben die Regierung Ihrer Majestät bewo-

gen, sich die Fähigkeiten des jungen Herrn für das XY-Amt zu sichern.»

So geht das in England.

Und deshalb gibt es bei der kämpfenden Truppe ein Dutzend geschniegelter Offiziere, die von jedem anstrengenden Dienst befreit sind, um ungestört ihre «Kenntnisse zu bereichern».

Man hat bei der Armee auch schon einen Spitznamen für die Herren von den hohen – das heisst in England: teuren Schulen der Insel, die über die Zugehörigkeit zum engsten

Kreise der Einflussreichen entscheiden. Eigentlich kann man sagen: es ist ein Schimpfwort. Man nennt sie: «Lord Milners Kindergarten».

Das hat seinen Grund.

Für England ist der Burenkrieg nämlich ein höchst einfaches Rechenexempel.

Möglich, sagt man sich in London, dass die Angelegenheit ein paar Monate dauert, ehe man den Buren mit mörderischen Kampfmitteln und wohldurchdachter Grausamkeit «Vernunft» beigebracht hat.

Eines aber kann man sich sehr genau ausrechnen:

Früher oder später muss jenes kleine Häuflein von Soldaten der Macht der englischen Riesenarmee weichen, die von Tag zu Tag durch Verschiffungen von Tausenden bestausgerüsteter Männer verstärkt wird. Für diesen Tag ist bereits ein «Hoher Kommissar» in London bestimmt, ein erprobter Mann, der es verstehen wird, das Burenland unter die Macht Englands zu zwingen.



*Alfred Milner, 1. Viscount Milner (\* 23. März 1854 in Giessen; † 13. Mai 1925 bei Canterbury) war Hochkommissar für das Südliche Afrika und Gouverneur der Kapkolonie.*

Er heisst Lord Milner.

Lord Milner hat in London darüber entschieden, welche jungen Offiziere adliger Abstammung nach Südafrika geschickt werden. Sie sollen sich die Gegend ein bisschen ansehen, Land und Leute kennenlernen und ihm späterhin als leitende Beamte oder auch Militärs bei der Untermauerung der englischen Herrschaft zur Hand gehen.

Selbstverständlich wählte man nur Söhne der allerbesten Familien, junge Leute, die nach dem Ableben ihrer Väter einmal die grössten und ältesten Titel des Reiches tragen werden.

Einer von ihnen ist jener schmalbrüstige Offizier, der sich im belagerten Ladysmith so sehr langweilt.

Ein zweiter ist der ihm auf der Hauptstrasse entgegenkommende baumlange Schotte. Sie haben beide in Harrow studiert. Die anderen Gentlemen, die zum «Kindergarten Lord Milners» gehören, stammen von der Universität Oxford. Jedoch die beiden sich jetzt Begrüssenden haben ebenfalls auf einem der wenigen «anerkannten» Colleges einige Jahre verbracht und gehören deshalb «dazu», wenn vielleicht auch nicht ganz so sehr wie die Oxforder. Immerhin, Harrow genügt, um zur Auslese der Nation gezählt zu werden.

Sie schütteln sich die Hände.

«Hallo, Lionel! Geht's denn?»

«Hallo, Winnie! Was treibst du hier?»

«Oden – ist doch klar. Passiert ja nix.»

«Nee, scheusslich, was?»

«Ja. Und obendrein wird die ‚Morning-Post‘ schon saugrob. Ich hatte mich doch verpflichtet, prachtvolle Kriegsberichte zu liefern. Nun sitze ich hier und kann kein Ereignis melden.»

«Faul – du, ich wüsste was für dich.»

«Na?»

«Du musst allerdings deinen Staatsrock mit einem schlichten Anzug vertauschen, denn Major Aberdeen kann die ‚Attackierten‘ nicht ausstehen. Nennt uns gern Lackaffen. Aber dir als Kriegsberichterstatter kann er nicht verbieten, dabei zu sein.» Flüsternd: «Morgen in aller Frühe soll ein Panzerzug losgeschickt werden. Wirst sehen: Wie die Hasen werden die Buren rennen. Haben so'n Ding noch nie zu Gesicht

gekriegt. Wir wollen einen gross angelegten Ausfall machen, die Belagerungskette sprengen.»

«Fabelhaft. Wird wohl fragt der dünne Offizier vorsichtshalber, «'ne ganz heisse Kiste, was?» «Unsinn! Keine Kugel durchschlägt den Panzer. Die Karre fährt mit allerhand Meilen, Volldampf natürlich, und aus allen Ritzen speit den Buren Feuer entgegen. Aber schreiben kannst du darüber enorm – Mensch, dann bist du in zwei Tagen in ganz England berühmt.»

### Schiessen ist ein gefährlicher Sport

Widerwillig nimmt Major Aberdeen den schmalen Jüngling, der sich ihm als Kriegsberichterstatter der «Morning-Post» ausweist und oben-drein die Empfehlungen einiger hoher Offiziere mitgebracht hat, einen jungen Menschen also in einem schlichten grauen Anzug – in die fahrende Festung auf.

Die Engländer haben richtig gerechnet.

Die Buren sind noch nicht vertraut mit technischen Kampfmitteln. Das plötzliche Heranstampfen des schwer über die Gleise rasselnden Panzerzuges lähmt zunächst ihre Entschlusskraft.

Lange Zeit zum Überlegen bleibt ihnen nicht, denn schon prasseln die ersten Salven aus den Schiessscharten des Zuges. Im ersten Wagen hat man eines der neuen Schnellfeuergewehre aufgestellt, jene mörderische Waffe, die später den ganzen Burenkrieg zugunsten Englands entscheidet, weil die Buren nur bescheidene Handfeuerwaffen aufzuweisen haben. (Die Grossaktionäre der Rüstungsfabriken sitzen auf Londoner Ministersesseln und haben im gegebenen Augenblick durch den Burenfeldzug für «Absatzsteigerung» gesorgt.) Obgleich die Buren von den Salven des Panzerzuges überrumpelt wurden, nimmt kein einziger Mann Reissaus.

Wer vom ersten Kugelregen verschont wurde, hat sich platt auf den Bauch geworfen und feuert, so schnell er kann, gegen das Monstrum an. Natürlich ohne viel Schaden anzurichten.

Die Sache macht dem «Kriegsberichterstatter» Spass. Niemand kümmert sich um ihn. Er drängt sich an eine der Schiessscharten, eignet sich irgendein herumstehendes Gewehr an und knallt zum Vergnügen ein bisschen mit.

Er ist allerdings – strenggenommen – im gegenwärtigen Augenblick Zivilist und dürfte deshalb nicht tätig in einen Kampf eingreifen. Aber er mag sich sagen: es sieht ja niemand. Das Völkerrecht nennt ihn «Franktireur», Heckenschütze. Doch wo ist im Burenkrieg von Völkerrecht die Rede? Keinesfalls auf englischer Seite.

Der Panzerzug durchbricht die erste Kette der Belagerungsarmee. In seinem Rücken beginnt bereits ein Scharmützel eines nachdrängenden englischen Infanterieregiments mit versprengten Buren.

Der junge Burengeneral Smuts, der gerade im Augenblick des englischen Ausfalls das Lager der zweiten Umzingelungskette besichtigte, hat einen kleinen Hügel bestiegen, um mit dem Glas die Ursache der starken Schiesserei zu erkunden.

Er versteht von den Methoden neuzeitlicher Kriegführung sehr viel mehr als die meisten seiner Offiziere. Zwar kennt er Panzerzüge bisher nur aus kriegstechnischen Abhandlungen, aber dass jenes heranbrausende Ungeheuer einer ist, braucht man ihm nicht erst zu sagen.

Blitzschnell begreift er. Seine Befehle hallen über das Feld. Mächtige Steine werden von den durch den General persönlich angefeuerten Buren auf das Gleis geschleudert. Keine Minute zu früh. Schon hat der Verderben verbreitende Zug jene Sperre erreicht – und entgleist.

«Stürmen!» gibt Smuts Befehl und eilt mit gezogenem Degen seinen Männern voraus.

Mit wildem Geschrei gehen die Buren vor. Dreiviermal werden sie von dem wütenden Feuer der Engländer zurückgeworfen. Dann versagt im Innern des ersten Wagens infolge Ladehemmung das den Angreifern entgegengerichtete Schnellfeuergewehr. Ehe das zweite eingesetzt werden kann, haben tollkühne Buren eine Sprengladung unter die Achsen geschoben.

Die Explosion reißt den vordersten Panzer wie eine Konservenbüchse auf. Im tollen Handgemenge behaupten die Buren bald das Feld. Die noch nicht niedergemachten Tommies strecken die Arme in die Luft.

Sie werden gefangengenommen.

Neugierig geht General Smuts auf eine Gruppe seiner Soldaten zu, die sich mit einem Widerspenstigen abzappelt.

«Ich bin unantastbar!» hört er eine erregte englische Stimme. «Ich bin der Kriegsberichterstatter der ‚Morning Post‘! Es ist unklug, mich in Gefangenschaft zu schicken. Ich könnte, wären Sie Gentlemen, für eine gerechte Beurteilung der Burenarmee durch die Öffentlichkeit sorgen.»

Mit herrischer Geste zerteilt Smuts die Menge. Schon eilt der junge Engländer gestikulierend dem General entgegen.

«Sie werden veranlassen, dass man mich ungeschoren lässt!» brüllt er. «Sie sind Offizier und kennen das Völkerrecht. Man nimmt keinen Kriegsberichterstatter gefangen.»

«So drollige Kriegsberichterstatter wie Sie erschießt man sogar!» erwidert Smuts ungerührt und nimmt dem umherfuchteln den «Privatmann» das noch heiße Gewehr aus der Hand. «Zivilpersonen, die mit der Waffe in der Hand angetroffen werden, haben zu gewärtigen, rücksichtslos erschossen zu werden – lautete so nicht die Kundgebung Ihres Befehlshabers bei Beginn der Feindseligkeiten?»

«Ja – ich habe nur – nämlich —» versucht der Gemassregelte sich zu verteidigen.

Smuts winkt einige seiner Männer heran.

«Abführen! Scharf bewachen. Bei Fluchtversuch sofort von der Waffe Gebrauch machen.»

«General!» kräht der Engländer noch. «Sie setzen sich vor der ganzen Welt ins Unrecht. Man wird die Buren Barbaren nennen.»

«Sie kommen vor ein Kriegsgericht. Maul halten!» antwortet Smuts und besteigt den eroberten Panzerzug, um zu untersuchen, ob er für eigene Zwecke wieder instand gesetzt werden kann.

Auf Smuts Weisung wird der mit dem Gewehr in der Hand überwältigte Zivilgefangene nach Pretoria, dem Sitz der Burenregierung, gebracht.

Dort steckt man den «Zivilgefangenen Winston Spencer Churchill» vorerst ins Gefängnis, um seinen Fall zu überprüfen. Er kann erwarten, binnen drei Tagen vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne viel Federlesens zum Tode durch Erschiessen verurteilt zu werden. Ja, er weiss sogar, dass man ihm noch eine Gnade erweist, wenn man diesen umständlichen Weg wählt. Das Kriegsrecht hätte den «barbarischen» Buren – die Engländer sparen ja niemals Gegnern gegenüber mit herabsetzen-

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

den Beschimpfungen – erlaubt, ihn sofort und auf der Stelle niederzuknallen. Er hatte seine sämtlichen Patronen verschossen, das war ebenfalls einwandfrei festgestellt worden.

Aber seltsam – das Kriegsgericht tritt nicht wie üblich nach wenigen Tagen zusammen. Der Gefangene bleibt in seiner Zelle, wird mittags und abends eine Stunde lang auf dem Hof herumgeführt – im Übrigen scheint man ihn vergessen zu haben.

Soll er hier das Ende des Burenkrieges abwarten?

### **Einen solchen Fang macht man nicht alle Tage!**

Die Buren unterscheiden sich in jener Zeit von den meisten Völkern. Sie kennen den Begriff der Bürokratie weder bei den Militär- noch bei den Zivilbehörden. Ihr Land wird nach patriarchalischen Gesichtspunkten unter Mitwirkung des Volkes regiert.

Ohm Krüger, ein weisshaariger, breitschlächtiger, schlicht redender und handelnder Bauer, ist der Regierungschef des zähen Kolonistenvolkes.

Die Sympathien der ganzen Welt sind auf seiner Seite. Der deutsche Kaiser hat das in einem Telegramm offen ausgesprochen. Französische Zeitungen bringen eine Karikatur, Königin Victoria vor Krüger kniend, Krüger sagt: «Beruhigen Sie sich, alte Dame, Sie sind ja nur entthront in der Meinung aller anständigen Leute. England bleibt Ihnen!»

Krüger wird der Fall des Kriegsberichterstatters Churchill vorgetragen. Er nickt zustimmend, als man ihm anrät, der Londoner Regierung Mitteilung über die Gefangennahme und die Umstände bei derselben zukommen zu lassen. Man will einen kleinen Druck auf London ausüben gegen die mörderischen Zustände in den von den Engländern für die von Haus und Hof vertriebene Bevölkerung eingerichteten Lagern, die aus nichts weiter bestehen als aus einer Umzäunung. Es sind alte Pferdekrale, und dort, unter freiem Himmel, bei den starken Temperaturschwankungen, die in Afrika zwischen Tag und Nacht eintreten, müssen Greise, Weiber und Kinder stumpfsinnig auf ihre Erlösung warten. Sie werden nur ungenügend gepflegt, niemand bringt Kranken tatkräftig Hilfe, nichts geschieht gegen die um sich greifenden Seuchen.



*Queen Victoria (\* 24. Mai 1819 im Kensington Palace, London; † 22. Januar 1901 in Osborne House, Isle of Wight) war von 1837 bis 1901 Königin des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Irland und trug ab dem 1. Januar 1877 als erste britische Monarchin den Titel Empress of India (Kaiserin von Indien). Mit ihrer Thronbesteigung endete aufgrund des im Königreich Hannover geltenden Salischen Gesetzes, das Frauen von der Thronfolge ausschliesst, die Personalunion zwischen Grossbritannien und Hannover. Victorias Tod beendete die Herrschaft des Hauses Hannover auf dem britischen Thron. Mit ihrem Sohn König Eduard VII. begann die Herrschaft des Hauses Sachsen-Coburg und Gotha.*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Ist es englische Gleichgültigkeit? Die eifrigen Londoner Kirchgänger, die so gern den Namen Gottes im Munde führen, wenn von englischen Rechten die Rede ist, kennen sie das ungeheure Elend, das fürchterliche Leid, das in jenen Lagern zu Hause ist?

Sie wissen sehr genau Bescheid. Aber auch dies ist eine Form des Zermürbungskampfes gegen das Burenland. Und für den Engländer herrscht nur ein Wahlspruch in der Welt: Recht oder Unrecht, England ist die Hauptsache! England will das Diamantenland und seine Goldminen erobern. Das reiche England kann – seitdem die Buren Diamantenfelder entdeckt haben – ohne das Bauernland am Kap nicht mehr leben!

Der zähe Widerstand der Burenarmee hat die Engländer allmählich in Weissglut versetzt. Man unterwirft sich nicht sofort? Oh, da gibt es reizende Methoden, den Starrsinn zu brechen! Ganze Landstriche werden mit Feuer überzogen. Wo die auf den Feldern stehende Saat noch nicht niedergetrampelt ist, steckt man sie an, brennt die Häuser und Hütten aus und treibt die Flüchtlinge wie eine Viehherde über die unfruchtbar gemachte Steppe. Murren die Leidenden in den Lagern, begehren die Verzweifelnden auf, so hat man die ringsum postierten Schnellfeuergewehre und schießt blindlings in die Menschenmassen hinein. Man fragt nicht einmal, ob sie einen Spaten zur Bestattung ihrer Toten im Massengrab haben. Die sich vor der Einpferchung retten konnten, fallen den Bantunegern im Busch in die Hände. Die Konzentrationslager zeigen bald die Gräber von über 26.000 Menschen!

Und jener einzelne Gefangene soll den Buren Rettung bringen? Wer also ist dieser Gefangene?

### **Marlborough zieht in den Krieg**

IMarlborough ist einer der «grossen» Namen der englischen Geschichte. Ein Lied singt von den Taten des ersten Marlborough, der sich durch «Verdienste um das Heilige Römische Reich» Ehren und Würden eroberte und mit dem Titel eines Fürsten von Mindelheim ausgezeichnet wurde. Herzog wurde er für den Verrat an seinem König.



*John Churchill, 1. Duke of Marlborough, Fürst von Mindelheim (\* 26. Mai 1650 in Ashe, Devonshire; † 16. Juni 1722 in Cranbourn Lodge) diente auf Seiten des Deutschen Kaisers als Feldherr im Spanischen Erbfolgekrieg. Er war der erste Herzog von Marlborough.*



*Winston Churchills Vater, Lord Randolph Henry Spencer-Churchill (\* 13. Februar 1849 in Blenheim Palace, Woodstock, Oxfordshire; † 24. Januar 1895 in London), gehörte zu den Begründern der modernen Konservativen Partei und war zeitweilig Staatssekretär für Indien und Schatzkanzler.*

Im Volk flüstert man zwar, dass die Marlborough-Reichtümer einst nur aufgehäuft werden konnten, weil der erste Herzog von Marlborough den verfeimten jüdischen Wucherern riesige Heereslieferungen für England und die Niederlande zugeschanzt habe und dafür «eine kleine Provision» von den Juden bezog.

Jedenfalls waren die Marlboroughs einmal unmenschlich reich. Sie sind es zur Zeit des Burenkrieges zwar nicht mehr – wenigstens nicht nach englischen Begriffen! – ihr Einfluss ist dennoch geblieben.

Bekanntlich führen die Angehörigen des englischen Hochadels zwei Namen: den Familiennamen und den ihres Titels. Der Familienname der Marlboroughs lautet schlicht Churchill. Randolph Churchill, der Vater Winston Churchills, ist zur Zeit des Burenkrieges ein gefürchteter Parlamentsabgeordneter,

ein Mann mit unberechenbaren Einfällen, der sogar seiner eigenen Partei oft unbequem wird, weil er als Quelle vieler englischer Übel mit zuweilen peinlicher Offenheit die katastrophalen sozialen Missstände des «reichsten und bestregierten Landes der Welt» geißelt. Nebenbei brachte er aus Kapstadt vor zwei Jahrzehnten ein hübsches Päckchen Goldminenanteile mit.

Sein ältester Sohn Winston Leonard Spencer Churchill, geboren am 30. November 1874, ist stets sein Sorgenkind gewesen. In der Jugend kannte er nur zwei Leidenschaften. Er spielte unentwegt mit fünfzehntausend Bleisoldaten und stellte sie in Schlachtformationen auf, und er war, wo immer sich eine Gelegenheit zum Dazwischenreden bot, vorlaut. Das ist ein Familienübel bei den Churchills. Noch jeder ihrer Vorfahren – mit Ausnahme des Ahnherrn – hat sich mehr mit dem Mund als durch Taten durchgesetzt.

Auf der Schule war Winston Churchill kein grosses Licht. Mit Ach und Krach bestand er seine Prüfungen. Alle Mühe seiner Lehrer, ihn zum Muster eines echt englischen «Gentleman» zu machen, zu einem mit Wissen vollgestopften, ungeheuer schweigsamen und niemals eine klare Meinung äussernden, sich ständig langweilenden und andere zum Gähnen reizenden Idealtyp des Engländers, scheiterten an der Hitzigkeit des kleinen Churchill. Er wurde oft zur Strafe für sein unangebrachtes Geplapper um den Krickettplatz gehetzt, damit er, wenn er ohne Puste zurückkam, wenigstens für kurze Zeit den Mund halten musste. Laufen mochte er gar nicht gern; er hasste den Sport fast noch mehr als die Schule. So empfand er dergleichen denn wirklich als Bestrafung, ohne aber Nutzen für die Dauer daraus zu ziehen.

Ein weiteres Übel war seine Undiszipliniiertheit. Jähzorn und Unduldsamkeit mussten seine Lehrer mehr als einmal in aller Form dem Vater melden. In seinen Lebenserinnerungen spricht Winston Churchill selber ganz offen darüber:

«Diese Komplikationen warfen tiefe Schatten über mein tägliches Leben... Ich hasste die Schule. Ich machte wenig Fortschritte in den Stunden und gar keine beim Sport... Ich hatte kaum mein zwölftes Jahr erreicht, als ich in die unwirtlichen Gefilde der Examen kam, durch die ich sieben Jahre hindurch musste. Sie waren eine schreckliche Folter. – Schon das Eintrittsexamen in Harrow! Der Direktor war indessen grosszügig, was umso mehr anzuerkennen war, als ich nicht imstande war, eine einzige Frage zu beantworten. Ich schrieb meinen Namen oben auf die Seite, darunter I. Nachdem ich lange nachgedacht, setzte ich Klammern um die I = (I). Dann wusste ich nichts mehr; ich machte einen Klex und sah mir die Sache zwei volle Stunden lang an. Es waren diese

meine schwachen Zeichen der Gelehrsamkeit, aus denen der Direktor schloss, dass ich ‚reif‘ für Harrow sei. Dies Urteil ehrt ihn! Ich kam als letzter in die unterste Klasse. Meine Stellung hatte also etwas Unwürdiges. – Es war das Jahr 1887. Lord Randolph Churchill war der Führer des Parlaments. Folglich warteten immer eine grosse Anzahl Leute beiderlei Geschlechts an den Stufen des Schulhofes, um mich (sic!) vorbeimarschieren zu sehen. Und oft hörte ich die respektlose Bemerkung: ‚Ach, er ist ja der Allerletzte!‘ – Indessen hatte ich durch die Länge meines Aufenthalts in der untersten Klasse einen ungeheuren Vorteil vor den klugen Jungen voraus. Sie mussten Latein und Griechisch und andere Dinge lernen. Aber wir wurden als solche Dummköpfe angesehen, dass wir nur Englisch lernen konnten. Und so lernte ich Englisch. Da ich dreimal so lange als irgendein anderer Junge in der untersten Stufe blieb, lernte ich den englischen Satzbau gründlich.»

Dennoch gehört es sich für einen künftigen Herzog von Marlborough, für einige Lebensjahre den bunten Rock anzuziehen. Dabei ergab sich eine neue Schwierigkeit. Die etwas anstrengende Prüfung, die man auf der Kadettenanstalt für künftige englische Infanterieoffiziere fordert, war von Winston Churchill nicht zu bewältigen. Mit Mühe und Not und starker Nachhilfe seiner Lehrer, die einen Sohn aus so einflussreichem Hause nicht sacken lassen wollten, konnte Winston Churchill auf die als weniger feudal geltende Kavallerieschule geschickt werden. Wie, das erzählt er selbst:

«Tangenten und Quadratwurzeln – ich habe seither diese Greuel nicht mehr erblickt. Wie die Phantasmagorien aus Fieberträumen sind sie verschwunden. Man versichert mich zwar, dass sie für Ingenieure, Astronomen und solche Leute nützlich sind. Nun ja, es freut mich, dass es Leute gibt, die so etwas gebrauchen können. Sie sollen ruhig Brücken bauen und Sterne zählen und Mondfinsternisse ausrechnen, wie die grossen Schachspieler, die sechzehn Spiele auf einmal spielen und dann an Epilepsie sterben. Es geschieht ihnen recht! Ich verspreche, ich werde ihnen in ihrem Beruf nicht dazwischen kommen... Was wäre geschehen, wenn ich im dritten Examen eine andere als die mir eingepaukte Aufgabe erhalten hätte? Ich wäre dann vielleicht in die Kirche gegangen und hätte kühn die Orthodoxie gegen die moderne Zeit vertei-

dig, oder in die City und hätte grosse Vermögen gewonnen, oder in die Kolonien, um ein zweiter Cecil Rhodes zu werden. Jedenfalls aber wäre mein Leben und damit das Leben unzähliger Menschen ganz anders verlaufen!» –

Obgleich grosse Geistesgaben in den Kreisen seiner Standesgenossen ohnehin kaum zu Hause sein mögen oder doch zu den Ausnahmeerscheinungen gehören, wäre es für ihn nun wohl angebracht gewesen, bei einer so nachweislichen Unbegabtheit sich eifrig in Bescheidenheit und Fleiss zu üben.

Ob die Churchills in ihrem steifbeinigen Aristokratenfimmel einmal die Freundschaft mit den Geldjuden zu weit getrieben und durch Heirat einer Israelitin die Rückentwicklung des Gehirns durch Neuaufnahme hebräischer Frechheit auszugleichen bestrebt gewesen sind, oder ob das Negermischblut seiner New Yorker Mutter die Überheblichkeit so hemmungslos steigerte, steht nicht fest. Jedenfalls gab es in seinem Regiment wohl keinen, der sich gleich ehrgeizig vordrängte wie Winston Churchill.

Des Dienstes ewig gleichgestimmte Uhr – wie es so treffend heisst – musste ihm zur Hölle werden. Taten wollte er vollbringen, berühmt werden, zu höchsten Höhen aufsteigen! Abenteuer erleben – dies vor allem!

Kaum brach in Kuba der Aufstand gegen Spanien aus, als der eben Zwanzigjährige sich beurlauben liess, um in spanischen Diensten an der Niederwerfung des Rebellenheeres mitzuwirken. Sonderbarerweise gestattet die englische Auffassung dem Soldaten aus einer Lordfamilie solche Privatabenteuer.



*Winston Churchill als Kadett in Sandhurst, 1893.*

Durch Familienbeziehungen verschaffte er sich eine Empfehlung des britischen Gesandten in Madrid, Sir Henry Wolff. Und nun kam das ersehnte «Abenteuer»:

«Ich erlebte», schreibt Churchill in seinen Lebenserinnerungen, «einige sehr interessante Wochen auf dem Schlachtfeld. Um zu den Kosten meiner Reise beizutragen, schrieb ich vier Artikel für den ‚Daily Graphic‘. Es waren meine ersten Versuche in der Journalistik.»

Woraus man ersehen kann, dass Schlachtfelder für Mister Churchill lediglich «interessant» sind, und dass er geschäftstüchtig genug ist, sie «journalistisch auszubeuten».

Zu Churchills Leidwesen hatte er für eine verfehlte Sache Partei ergriffen. Spaniens Armee war denkbar rückständig, Amerika und England schürten gemeinsam den Aufstand, um den lästigen Konkurrenten Spanien wettbewerbsunfähig zu machen. Als das Blatt sich gegen die Spanier wendete, kehrte Herr Churchill schleunigst zu seinem Regiment in der Heimat zurück.

Danach langweilte er sich einige Zeit bei der englischen Armee in Indien. Ihm war es nicht genug, Zeuge zu sein, als im Beisein der englischen Unterdrücker neunzehn Millionen Inder in den Hungersnöten umkamen, ohne dass «das mächtige England» auch nur die kleinste Hilfe ersann. Er vermisste das «Abenteuer», den Krieg, und vergnügte sich an Strafexpeditionen, bei denen friedliche indische Siedlungen mit Granaten bestreut wurden. Damals entdeckte er eine seiner Grundanschauungen über Krieg und Schlachtfelder: «Das Ganze ist ungemein erregend und für den, der nicht umkommt oder verwundet wird, auch amüsant.» Abermals kehrte er, bereichert an Wissen um englische Kolonialmethoden, in die Heimat zurück. Sein nächstes Ziel war Afrika.

Nachdem er sich ein bisschen in Ägypten wichtig gemacht hatte, schien ihm der bevorstehende Burenkrieg die nächste grosse Aufstiegsmöglichkeit zu bieten. In Kuba und Ägypten hatte er immerhin soviel Pulver gerochen, um zu wissen, dass es mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden ist, wenn man als Soldat in die Geschichte eingehen oder wenigstens einer breiteren Öffentlichkeit bekannt werden will. Mit Hilfe des Federhalters hoffte er dieses Ziel schneller und auf weit angenehmere Art zu erreichen. Das Risiko des «Umkommens» war ihm zu gross.

Deshalb liess er sich abermals «attachieren». Gleichzeitig verschaffte er sich den Auftrag der ‚Morning-Post‘ zur Lieferung von Kriegsberichten.

In dieser Eigenschaft also haben die Buren ihn geschnappt, da er – wie immer in seinem Tun – vergisst, die ihm von seiner Aufgabe gezogene Grenze zu wahren. Und er entgeht nur dem Tode durch Erschiessen, weil ein Engländer seines Herkommens im gegenwärtigen Augenblick den Buren als willkommene Geisel gegen Drangsalierungen ihrer Landsleute erscheint.

### **Das langweilige Kommando**

Von den diplomatischen Erwägungen der Burenregierung ahnt der gefangene «Kriegsberichterstatter» Winston Churchill natürlich nichts.

Jedem Tage bringt er von Neuem eine angstvolle Sorge entgegen. Wird er heute vor das Kriegsgericht gestellt; wird er den Anbruch des nächsten Morgens überhaupt noch erleben?

Er liebt das Leben; mehr noch liebt er vielleicht den Ruhm, den er erlangen könnte, käme er mit heiler Haut aus dieser Rattenfalle heraus. Soll seine Laufbahn, die mit dem Bericht über die tollkühne Fahrt im Panzerzug erst richtig beginnt, hier und so jämmerlich enden?

Die angejahrten Männer, die man zur Bewachung des Gefängnisses von Pretoria bestimmt hat, beschliessen heimlich, Gefängnis Gefängnis sein zu lassen und, entgegen dem Befehl, auf eigene Verantwortung an die Front zu eilen. Sie wollen nicht tatenlos beiseitestehen, wenn ihre Brüder und Söhne sich mit den englischen Eindringlingen schlagen.

Was – so sagen sie sich – nützt es, ein paar Dutzend englische Gefangene zu bewachen? Mögen die Tommies sehen, woher sie was zu essen bekommen und wer sie an die Luft führt! Wir haben es satt, die Aufpasser zu spielen. – Die biedereren Bauernsoldaten wissen ja nicht, wie kostbar ihrem Ohm Krüger der gefangene Vogel erscheint.

Zum Glück für Churchill fällt der Beginn des unerlaubten Abmarsches der Gefängniswärter auf den Nachmittag. Churchill wandert gerade durch den Gefängnishof, als der am Gefängnisausgang wacht-ha-

bende Burensoldat von seinen Kameraden einen Wink bekommt und lautlos verschwindet.

Churchill spaziert eine Stunde im Freien umher und noch eine. Die Dämmerung sagt ihm, dass seine Freizeit weit überschritten ist. Aber niemand kümmert sich um ihn.

Neugierig tritt er an die Gefängnistür.

Nichts ist zu sehen, nichts zu hören.

Die Sache wird ihm unheimlich.

Beabsichtigt man etwa, ihn aus dem Hinterhalt niederzuknallen – «auf der Flucht erschossen» – wie die Engländer gern mit missliebigen Gefangenen verfahren?

Er steht wie gelähmt. Nur keine verdächtige Bewegung machen! Redet er sich ununterbrochen ein. Dann kracht ein Schuss und alles wäre vorbei – entsetzlich!

Nun, auf die Dauer kann er nicht wie zur Salzsäule erstarrt verharren.

Mit harmloser Miene betritt er den Gefängnisgang. Auch dort ist niemand zu erblicken.

Für eine Sekunde durchzuckt ihn der Gedanke: jetzt könnte er, fände er die Schlüssel, alle Gefangenen befreien. Sofort aber verwirft er ihn wieder. Das würde zumindest Zeitverlust bedeuten und für seine Person die Gefahr des Entdecktwerdens erhöhen.

Oft hat er die Mauer draussen sehnsüchtig mit den Augen abgemessen. Das Gefängnis ist ein alter, brüchiger Kasten. Es gab nie viele Verbrecher im braven Burenland. Die Mauer ist leicht zu erklimmen. Geht draussen ein Wachtposten die Ronde ab?

Churchill spaziert mit unverändert harmloser Miene wieder in den Hof zurück. Das schnell einfallende Dunkel erlaubt ihm, sich in einem Mauerschatten unsichtbar zu machen. Dort legt er das Ohr an den Mörtel. Er müsste nun den Schritt des Wachtpostens hören, wenn es einen gäbe. Es bleibt lautlos still.

Sein Herzschlag stockt. Bietet sich ihm wirklich Gelegenheit zur Flucht?

Die Behendigkeit des guten Reiters kommt ihm zugute. Mit einiger Anstrengung erreicht er die Mauerkuppe und springt geschlossenen Auges nach unten, immer erwartend, irgendjemand werde auf ihn schiessen.

Seine Knochen schmerzen vom harten Aufprall. Keine Kugel pfeift ihm um die Ohren. Er rappelt sich auf, klopft den Staub von seinen Kleidern – und merkt erst jetzt, dass er ja noch immer seinen grauen Touristenanzug trägt, denselben, den er bei der Gefangennahme anhatte! Das ist schon mehr als nur Glück!

An der Gefängnismauer führt eine Landstrasse vorüber. In der Entfernung von einigen Kilometern schimmern die Lichter Pretorias. Nach Süden zu ist Nacht, Ungewissheit.

Churchill zögert nicht lange. Er sagt sich, dass ein Mann in einer Stadt noch immer leichter untertauchen kann als auf dem freien Lande. Schnell schreitet er aus.

Die Lichter werden bald deutlicher.

Churchill gelangt an eine Brücke. Von hier aus kann er den Verschiebebahnhof der Stadt deutlich erkennen. Gerade fährt ein Zug aus. Auf den Gleisen stehen reihenweise Güterwagen.

Hunger rumort in Churchills Eingeweiden. Aber er darf ihm nicht nachgeben, darf nirgends versuchen, etwas zu essen bekommen. Nur von hier aus hat er die Möglichkeit, ganz und gar zu verschwinden und unbemerkt in eine Gegend zu gelangen, in der niemand mehr etwas von einem gefangenen englischen Kriegsberichterstatter weiss.

Der vor ihm stehende Güterzug setzt sich langsam in Bewegung. Churchill springt über die Böschung und läuft über die Gleise.

Pfeifen schrillen im Dunkel. Unweit werden Lampen geschwenkt. Jede Minute kann ein Bahnbeamter erscheinen. Fast verzweifelt, lässt Churchill die Waggonen an sich vorbeiziehen. Verflucht – alle Türen sind verschlossen. Da – plötzlich schiebt sich ein brüchiger Wagen heran, dessen Ladeklappe offen steht. Es gelingt dem Wartenden, mit einem Schwung hineinzukommen.

Unter seinen Füßen rumoren die Räder. Schnell schiebt er die Luke vor. Nun dringt nicht mehr der kleinste Lichtschimmer von aussen zu ihm. Er tastet um sich. Seine Hände berühren Ballen. Wiederum hat er Glück gehabt. In Sackleinen ist Stoff eingnäht. Wenn er auf den Warenberg hinaufklettert, findet er ein einigermaßen bequemes Lager. Aufatmend kuschelt er sich in die Ecke. Schneller wird die Fahrt.

Wo mag sie enden?

## W. C. macht von sich reden

Es ist das drittemal, dass Winston Churchill die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zieht.

Der «junge Mann», wie man ihn gern noch nennt, denn er ist kaum fünfundzwanzig Jahre alt, hat nun einmal eine ungeheure Sucht, in der Öffentlichkeit etwas zu gelten.

Zuerst erschienen seine Berichte über den kubanischen Aufstand im «Daily Graphic».

Beim zweitenmal fiel er bereits unliebsam auf.

Das war gleich nach der blutigen Unterwerfung Ägyptens durch Lord Kitcheners Expeditionskorps.

An jenem kriegerischen Abenteuer hat Winston Churchill ebenfalls teilgenommen und dabei sogar einige Auszeichnungen erlangt. Man kann sich vorstellen, wie, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der junge Offizier bei seiner Ankunft in Ägypten vom Oberbefehlshaber Kitchener verlangte, dieser solle sich ihm, dem Leutnant Churchill, zuerst vorstellen! Er war der Meinung, die Formen seien nicht etwa abhängig vom militärischen Rang, sondern von der Geltung der Familie. Und da er, Churchill, siebenter Herzog von Marlborough sein wird, müsse der einfache Lord Kitchener brav eine Verbeugung vor ihm machen.

In rauher Art hat Kitchener den «Burschen» abfahren lassen.

Er konnte nicht wissen, welche grossen «Beziehungen» dahintersteckten, als man dem jungen Leutnant auf Anweisung von London für ungefähr jedes kleine Scharmützel, an dem er teilgenommen hat, einen Orden verlieh.

Aber er mag nachher die Augen mächtig aufreissen, als ihm der «Daily Telegraph» zu Gesicht kommt, in der eben dieser junge Dachs zu schreiben pflegt. Kitchener hat bei der Niederwerfung der von religiösen Ideen getragenen Freiheitsbewegung der Mahdisten das Grab des Mahdi geschändet, den toten Mahdi vor den Augen entwaffneter Krieger geköpft und hundertweise die braunen Gefangenen, ja selbst Weiber und Kinder niedermachen lassen, um Englands Macht mit aller Rücksichtslosigkeit zu demonstrieren.

Ihm ist es durch solche Brutalität gelungen, den Widerstandsgeist der fanatischen Kämpfer zu brechen, die in dem Mahdi einen gottgesandten



*Feldmarschall Horatio Herbert Kitchener, 1. Earl Kitchener (\* 24. Juni 1850 bei Listowel, im County Kerry in Irland; † 5. Juni 1916 Nordatlantik westlich der Orkney Inseln) befehligte die britischen Truppen bei der Niederschlagung des Mahdi-Aufstandes im Sudan und im Burenkrieg Er reorganisierte als deren Oberbefehlshaber die British Indian Army und war Hochkommissar für Ägypten. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde er Kriegsminister.*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Erlöser sahen und nun an dem von den Vätern überkommenen Glauben zweifeln müssen.

Churchill spielt nach der Heimkehr in London den Moralisten. Der «Daily Telegraph» bekommt seine Sensationsartikel nach Wunsch – mit Churchillscher Entrüstung über jene von der ganzen Welt mit Abscheu behandelten Greuel. Ihn freut es, Kitchener eins auszuwischen und damit noch Geld verdienen zu können.

Später, in seinen Lebenserinnerungen, zeigt Churchill sein wahres Gesicht – da schildert er quietsch-vergnügt die «Schlacht» von Omdurman, in der 60.000 fanatisierte, so gut wie unbewaffnete Derwische von den modernen Waffen der englischen Expeditionsarmee buchstäblich abgeschlachtet wurden, und er erzählte auch mit seinem bekannten Freimut ein «ulkiges» persönliches Erlebnis:

«Ich fragte meinen Sergeanten nachher, ob er das Abenteuer pretty (niedlich, vergnüglich) gefunden habe.

Der Sergeant wandte sich schauernd ab:

,Well, Sir, das kann ich gerade nicht sagen, dass es pretty war. Aber ich glaube schon, dass ich beim nächsten Mal schon etwas daran gewöhnt sein werde/»

Ohne ein Gefühl für Würde gibt Churchill diese Antwort mit einem Augenzwinkern wieder. Anscheinend ahnt er nicht einmal, wie sehr dieser einfache Soldat mit dem ehrlichen Eingeständnis des Schauderns über sein Schlächterhandwerk den künftigen Herzog beschämte!

Lord Kitchener lässt sich selbstverständlich die öffentliche Anklage eines seinem Befehl unterstellten Offiziers nicht gefallen. Er verlangt drakonische Massnahmen. Aber dem siebenten Herzog von Marlborough stehen allerlei Beziehungen zur Seite. Sie wenden das drohende Gewitter von ihm ab. Man rät Kitchener zur Mässigung. Churchill soll nur einen kleinen Denkkettel bekommen. Vielleicht geht er in sich...

Das Kriegsministerium entledigt sich des unbequemen und vorlauten Churchill, indem es ihn «vorübergehend beurlaubt», in der Absicht, ihn leise und unmerklich ganz und gar aus der Truppe auszuschalten.

In seiner durch nichts zu tötenden Frechheit wendet sich Winston Churchill flugs an die Leitung der Konservativen Partei, die ihn als

«Ägyptenkämpfer» zum Wahlkandidaten in dem für sie sehr unsicheren Wahlkreis von Oldham aufstellt. Vielleicht kann ein «siegreich Heimgekehrter», eine echte, zudem durch die Presse bestens empfohlene Reklamegrösse, den liberalen Kandidaten ausstechen? Die Absicht misslingt. Churchill fällt kläglich durch. Sein liberaler Gegner siegt mit vielen Längen.

Eiligst geht Churchill in den Burenkrieg. Da man bekanntlich an den zukünftigen Ausbau der Ausbeutungsmethoden im Burenlande denkt, wird er durch Lord Milner «attachiert». Zugleich verschafft er sich den hochbezahlten Auftrag der 'Morning-Post': 250 Pfund Sterling im Monat sind sein Lohn, 5.000 Mark, und dabei ist er erst vierundzwanzig Jahre alt.

Seine abenteuerliche Flucht aus Pretoria ist das richtige Thema für jene Zeitung, die von ganz London und halb England zum Frühstück verdaut wird.

Donnerwetter! Schmunzeln die Citybankiers, die Börsenmakler, die Landedelleute, als sie die Geschichte vom Vorstoss des Panzerzuges zu Gesicht bekommen.

Das ist ein Kerl, denken sie, als sie lesen, wie Churchill sich aus dem Gefängnis in Pretoria in den Güterzug gestohlen hat.

Aber es kommt noch toller.

Davon, dass die Reise ohne Zwischenfall bis an die Delagoa-Bai verlief, dass Churchill dort leicht einen Anschluss nach Durban im Freistaat Transvaal fand, schreibt er nämlich nichts. Er erzählt vielmehr, dass er sich mit Hilfe eines Taschenmessers in einen Leinwandballen hineingewürgt, diesen notdürftig wieder zugebunden und dann darin die ganze Reise gemacht habe, ohne ihr Endziel zu kennen. Halbverhungert sei er in Transvaal befreit worden.

Das ist zwar eine phantasiereiche Ausschmückung. Aber der Zeitungsleser auf der Insel im Meer kann die Wahrheit ja nicht nachprüfen. Und vor allem: unter den Lesern der «Morning-Post» befinden sich alle diejenigen Männer, die das Geschick Englands gestalten. Sie müssen also aufmerksam werden auf den «tollkühnen» Winston Churchill!

Churchills ganze Gefangenschaft hat vom 15. November 1899 bis zum 12. Dezember 1899 gedauert. Seine Zeitungsberichte machen aus

dem kleinen Zwischenfall das Martyrium eines für England leidenden Helden.

Er vergisst auch nicht, in den nächsten Berichten zu schildern, wie er sich wieder zur «kämpfenden Truppe» durchgeschlagen habe und dass er an der Seite des Befehlshabers Dundonald in Ladysmith als Sieger eingezogen ist, dass er nach verschiedenen «ausserordentlich blutigen» Gefechten ebenfalls beim Einmarsch in Pretoria nicht fehlt. Ein «attachierter» Offizier kann nämlich im Burenkrieg ziemlich nach eigenem Kopf umherschwirren und sich immer die Plätze aussuchen, an denen es nicht mehr allzu brenzlich ist! Triumphierend malt Churchill vor allem aus, dass der englische «Sieg» auf die «entschlossene Vernichtung aller Heimstätten der Gegner» zurückzuführen sei: aus einem einst blühenden Bauernland habe England eine einzige rauchende Trümmerstätte, aus Bauern Heimatlose, Verhungernde, mit Seuchen behaftete Unglückliche gemacht. Aber das alles ist weiter nichts als ein angenehm zu lesender Sensationsbericht. Die Leiden des Burenvolkes sind Churchill und seinen Lesern vollkommen gleichgültig. Die «City» – das Londoner Banken- und Börsianerviertel – kann von nun an ungestört das Land am Kap ausbeuten. Der Krieg hat sich «gelohnt».

## London 1900

London 1900: Siegestaumel.

England hat seinen kleinen und schwachen Gegner niedergedrampelt. Die britischen Geldmänner wittern den ganz grossen Verdienst. Die Diamantenfelder der einstigen Kapkolonie sind nicht mehr «englisches Interessengebiet», sondern englischer Besitz – durch gemeinen Raub. Gewiss ist drüben in Südwestafrika noch ein hartes Stück Arbeit zu leisten. Die Buren denken vorläufig nicht daran, sich tatenlos mit den Dingen abzufinden. Noch Jahre wird der Kleinkrieg gegen die rücksichtslosen Eindringlinge weitergehen – ein Verzweiflungskampf, der mitleidlos im Blut erstickt wird; denn alle wichtigen Schlüsselstellungen bleiben ja in englischer Hand.

«Lord Milners Kindergarten» sammelt sich zum Studium des Landes, der Lebensbedingungen und der Ausbeutungsmöglichkeiten. Alle

«Fellows», vielleicht ein Dutzend, die aus Sport ein bisschen mitgefochten haben, junge Leute, in deren Rücken die grossen Familien Englands stehen, bekommen jetzt wichtige Posten in Südafrika.

Es sind ehrgeizige Jungs, die nun ihre Arbeit im Burenstaat aufnehmen. Und man muss ihnen immerhin zugestehen, dass sie keinen Vergnügungsausflug unternehmen. Jeder von ihnen muss sein Leben in die Waagschale werfen, will er sich in einer feindlichen Umwelt allmählich durchsetzen. Und jeder muss einige der besten Jahre seines Lebens darangeben, um auf diesem Vorposten für Englands Wirtschaftsmächte den Boden zu beackern. Am Ende einer solchen Laufbahn winkt ihm zwar Ruhm, Einfluss, Macht und möglicherweise auch Geld als Entschädigung, zunächst aber heisst es Einsatzbereitschaft zeigen und Gefahr auf sich nehmen. Manch einer ist unter ihnen, der an seine Aufgabe mit ehrlichem Idealismus herangeht, überzeugt, einem bisher sklavenhaltenden Volk die wahren Segnungen der Zivilisation zu bringen.

Jener Weg aber erscheint Churchill zu mühselig. Er lauert auf einen anderen «Job».

Die Post hat ihm ganze Stösse von Zeitungen in sein Hotelzimmer gebracht. Seine Berichte sind in der «Morning-Post» in allergrösster Aufmachung erschienen und in der Provinzpresse vielfach nachgedruckt worden. Sie werden in anderen Zeitungen erörtert. 40.000 Mark hat der Zeitungsverlag ihm auf den Tisch gezählt, in guten englischen Pfunden, eine Agentur will ihn für 120.000 Mark zu Vortragsreisen verpflichten. Er nimmt an. Bald hat er 200.000 Mark zusammengescharrt.

Mit einer geradezu verblüffenden Offenheit berichtet Churchill selbst darüber:

«Ich verdiente nie weniger als 2.000 Mark pro Abend, meistens mehr. In Liverpool 6.000. Im November allein brachte ich 90.000 Mark auf meine Bank und hatte damals erst die Hälfte von England bereist. In Amerika hatte ich Mark Twain als Vorsitzenden. Natürlich diskutierten wir über den Burenkrieg. ‚Recht oder Unrecht – mein Land!‘ sagte ich. ‚Ach‘, antwortete der Alte. ‚das gilt, wenn ein armes Land für sein Leben kämpft. Aber das war nicht Euer Fall.‘ Trotzdem schätzte mich Mark Twain; er zeichnete auf meinen Wunsch mir seine Werke mit seinem

Namen und schrieb mir auf die erste Seite: ‚Gutes zu tun, ist edel – andere zu belehren, Gutes zu tun, ist edler und gänzlich mühelos.‘ Als meine Rundreise zu Ende war, hatte ich 200.000 Mark verdient. Ich schickte sie an unseren Freund, Sir Ernest Cassel, mit den Worten: ‚Hüte meine Lämmer!‘ Er hat sie mit grossem Erfolg gehütet. Sie hatten jedes Jahr ein paar junge Lämmer.› Aber er kann natürlich über ein besiegt Land nicht weiter «Kriegsberichte» verfassen. Das offizielle London will ja gar nicht wissen, dass an hundert Orten Afrikas der Kampf noch zäh und erbittert weitergeht. Es will die Früchte des Sieges ungestört geniessen.

Churchill grübelt vergeblich über das «Was nun?» nach. Seine Vbr-tragsreisen sind zu Ende, er kehrt nach London zurück.

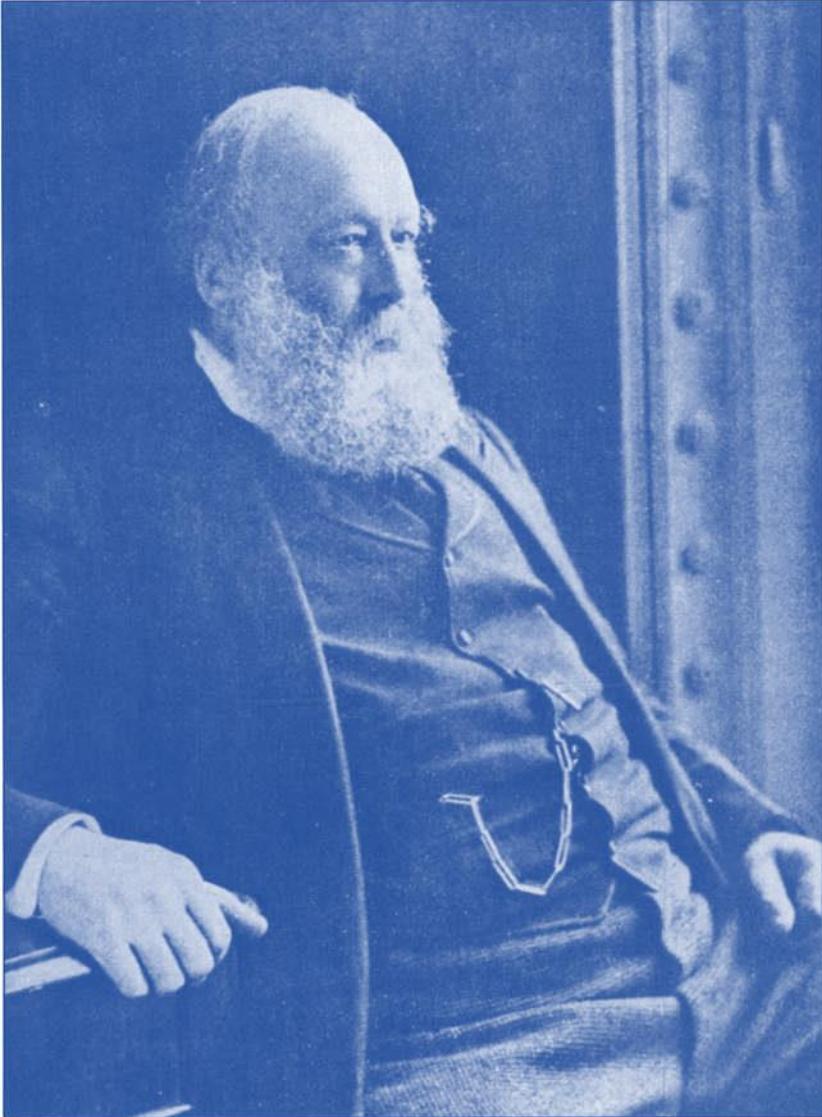
Die Arbeiterpartei versucht, aus den gerade bekanntgewordenen Greueln des Burenkrieges Vorteile für sich herauszuholen und schon jetzt die Wähler gegen die Regierung zu gewinnen. Vor allem sind die berüchtigten Konzentrationslager für Frauen, Greise und Kinder, diese grauenhafte Schande des Burenkrieges, immer wieder Veranlassung für die Oppositionspartei, peinliche Anfragen im Unterhaus zu stellen und in öffentlichen Versammlungen die Regierung anzugreifen.

Auf der Schriftleitung der «Morning-Post» hat man dem Heimkehrten die Hand geschüttelt, ihm den Auftrag gegeben, einen letzten Bericht zu schreiben: Wie der Heimkehrer über den Burenkrieg denke – und damit wäre Churchills journalistische Laufbahn einstweilen beendet. In den nächsten Jahren wird es keine Sensationen geben, die ihm zu einem Rieseneinkommen verhelfen können.

Trübsinnig geht Churchill in den Konservativen Club. Er will frühstücken. Dabei hegt er die geheime Hoffnung, vielleicht diesem oder jenem einflussreichen Politiker zu begegnen und im Gespräch mit ihm eine Möglichkeit zu neuen «Taten» zu entdecken.

«Hallo!» spricht ihn Ascroft an, der Churchills erste missglückte Wahl in Oldham geschoben hat. «Wieder im Lande? Sie sind wohl froh, endlich Londoner Luft zu atmen?»

Churchill antwortet mit einem wenig gesellschaftsfähigen Fluch. Ascroft steckt sich umständlich eine Zigarre an.



*Robert Arthur Talbot Gascoyne-Cecil, 3. Marquess of Salisbury (\* 3. Februar 1830 in Hatfield, Hertfordshire; † 22. August 1903 ebenda), auch bekannt als Lord Robert Cecil (vor 1865) und Viscount Cranborne (1865-1868) war von 1885 bis 1886 und mit einer Unterbrechung (1892-1895) bis 1902 britischer Premierminister.*

«So missmutig? Ich wüsste schon, wie Sie Karriere machen könnten! England ist es seinen Soldaten schuldig, ihnen ein Sprungbrett zum Fortkommen zu bieten. Es nimmt sie überall mit offenen Armen auf.»

Ungläubig zuckt Churchill die Achseln.

«Hatte bisher nicht den Eindruck.»

«Sagen Sie mal, haben Sie sich da drüben die Gefangenenlager angesehen?»

«Hm. Ja. Nichts Besonderes. Die Weiber langweilen sich, die Kinder balgen sich, die alten Kerls werden stumpfsinnig. Es gibt wenig zu essen und kaum Ärzte. So was kommt im Kriege vor.»

«Sie geben also den Leuten, die von fürchterlichen und menschenunwürdigen Zuständen reden, nicht recht?»

Diese Frage, spürt Churchill, hat eine entscheidende Bedeutung. Er antwortet obenhin:

«Was wissen denn die Krakeeler schon? Man sollte nicht soviel Aufhebens davon machen.»

«Gut.» Ascroft nickt. «Ich kann Ihnen morgen nachmittag eine Privataudienz bei Lord Salisbury verschaffen. Vielleicht können Sie der Konservativen Partei und damit der Regierung einen Dienst erweisen. Dann lässt sich über alles andere reden.»

Churchill fiebert dem nächsten Tage entgegen. Aber er muss noch drei Tage warten. Der Leiter der englischen Gewaltpolitik hat so bald nicht Zeit für einen Journalisten. Und dann, als er endlich empfangen wird, fühlt Churchill sich bitter enttäuscht: er wird nur von einem der sieben Privatsekretäre Salisburys, nicht vom Premierminister persönlich, begrüsst.

Der Vertreter des Premiers drückt dem Eintretenden die Hand.

«Seine Lordschaft bedauert ausserordentlich. Im letzten Augenblick wurden Seine Lordschaft zur Königin gerufen. Sie wissen, der leidende Zustand der Monarchin →»

«Gewiss. Das Bedauern ist ganz auf meiner Seite →»

«Trotzdem möchte Seine Lordschaft durch mich bestätigt wissen, dass Sie aus eigener Anschauung über die tadelfreie Behandlung der Frauen, Kinder und Greise in den Lagern Südafrikas berichten können. Würden Sie sich zutrauen, einen ausführlichen Artikel in der ‚Morning-Post‘ – Lord Salisbury hat mit so grossem Eifer immer Ihre Kriegsbe-

richte gelesen und Ihre farbige Schilderung bewundert – zu veröffentlichen?»

Eine Gefälligkeit für den amtierenden Premierminister, dem wichtigsten Menschen nächst der Königin? Churchill erkennt sofort die überragende Bedeutung dieses «Auftrages» und sagt ohne Umschweife zu.

«Allerdings müsste man der Redaktion einen Wink geben → deutet er an.

«Seine Lordschaft hat bereits gestern Abend mit dem Chefredakteur flüchtig über die Frage gesprochen. Sie finden den Boden vorbereitet. Hier» – er überreicht Churchill eine Akte – «finden Sie alles Material über Englands finanzielle Aufwendungen für die Lager.»

«Ich schreibe den Artikel», verspricht Churchill.

«In dem Falle würden Seine Lordschaft nicht versäumen, im gegebenen Augenblick sich Ihrer zu erinnern.»

Zwei Tage nach dieser Besprechung steht unter Churchills Namen eine grosse Lobeshymne über die englischen Lager für Zivilgefangene in Südafrika in der ‚Morning-Post‘. Gewiss, gibt der Verfasser zu, durch Unachtsamkeiten Einzelner, durch Transportschwierigkeiten infolge unsinniger Zerstörung der Eisenbahnlinien von Seiten der Buren und andere Kriegsschwierigkeiten seien hie und da Mängel in der Versorgung aufgetreten. Er behauptet, 700 Ärzte und unzählige Schiffe mit Lebensmitteln und Arzneien seien eigens für die Lager bestimmt gewesen. Das ist teilweise richtig – er hat jedoch alle Ärzte und alle Aufwendungen für die englischen Lazarette mitgezählt und umgeht die Tatsache, dass so gut wie überhaupt keine Geldmittel für die Lager bewilligt wurden und dass die wirklich bewilligten mit Duldung der Regierung stillschweigend in andere Kanäle «zu nützlicherer Verwendung» umgeleitet wurden.

Das Gewicht dieses Artikels liegt in zwei Tatsachen: Churchill ist augenblicklich durch die Kriegsberichte im siegestrunkenen England ein bekannter Mann, und dieser Mann behauptet, er habe sich durch eigenen Augenschein von den Zuständen in jenen Konzentrationslagern überzeugt. Dabei hat er die Lager kaum von aussen gesehen.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Aber der Zweck wird erreicht.

Die «niemals von der englischen Regierung beeinflusste öffentliche Meinung» beruhigt sich.

«Churchill ist schliesslich selbst im Kriege gewesen!» sagen die Zeitungsleser. «Also ist alles gar nicht so schlimm!»

Und in Oldham muss eine kleine Zwischenwahl stattfinden. Die Konservative Partei stellt die zur Durchsetzung eines Kandidaten erforderliche Summe zur Verfügung – für Churchill, der nicht selbst, wie es üblich ist, einige zehntausend Pfund für den Wahlfeldzug auf den Tisch legen und die Wähler kaufen kann. Der Partei des Premierministers ist die Geschichte das bisschen Geld wert gewesen: Lord Salisbury hat auf den Dank für die kleine Gefälligkeit nicht warten lassen. Churchill darf zum zweiten Male Volksreden halten. Er fährt nach Oldham, überzeugt, diesmal ohne Mühe den Kandidaten der Liberalen zu besiegen.

### **Ein junges Mädchen greift ein**

Bei seinem ersten Reifall hat Churchill die Wähler von Oldham kennengelernt. Es sind überwiegend Arbeiter und kleine Angestellte der Baumwollindustrie.

Die wenigen Unternehmer würden nicht ausreichen, den Konservativen einen Sitz zu sichern. Aber in England herrscht ja das «demokratische System». Das heisst: der Unternehmer, der zumeist jeden Arbeiter jahrzehntelang beschäftigt, kennt seine Leute und weiss, wie sie denken. Wer seine Stellung behalten will, der richtet sich nach der Meinung des Unternehmers. Obendrein werden in Form von Freibier und kleinen Geschenken – durch die «Wohlfahrtseinrichtungen» des reichen Bürgertums – diejenigen bedacht, auf deren Stimmen man Wert legt. Die Wahlfonds der Parteien sind mit Millionen angefüllt. Mehr oder weniger leicht kann man Stimmen kaufen. Darum legt jede Partei Wert auf möglichst wohlhabende Kandidaten, die aus eigener Tasche wenigstens einen Teil der erforderlichen Aufwendungen bestreiten können. Und wie gern geben die besitzenden Engländer einige zehntausend Pfund Sterling für einen Sitz im Unterhaus aus! Öffnet er ihnen doch die Tore zur «Gesellschaft», ermöglicht er ihnen doch Einblicke in jene geheim-

nisvollen Vorgänge, aus deren vorzeitiger Kenntnis sich manches grosse Geschäft ableiten lässt.

Für Churchill muss auf Veranlassung des Premierministers die Kasse der Konservativen Partei einspringen.

Nun ist Churchill tatsächlich durch die Zeitungen bekannt geworden. Die Einwohner von Oldham sind mit einiger Spannung in die Versammlung der Konservativen Partei geeilt. Sie wollen den Mann sehen, der so tolle Abenteuer im Burenkrieg erlebte, und jubeln dem «Helden» zu. Und dann muss er – leider – reden.

Dieser jämmerlich stotternde, wild gestikulierende, die Worte mehr spuckende als sprechende Mensch soll der fabelhafte Kriegsberichterstatte der grossen Zeitungen sein? Du lieber Gott! denken die Zuhörer. Keine Ahnung hat er von einer zündenden Wahlrede!

Churchill ist kaum bis zur Mitte seiner Rede gelangt. Immer wieder stiert er sekundenlang ins Manuskript, aus dem er abliest. Die Menschen haben ihre Privatgespräche aufgenommen, viele stehen einfach auf und gehen hinaus.

Zum Schluss sind nur noch die alten Anhänger der Konservativen im Saal.

Wütend verlässt Churchill das Podium. Das erste Vorpostengefecht des Wahlkampfes hat er verloren.

Sogar die Herren vom örtlichen Parteivorstand verabschieden sich kühl von ihm. Keiner von ihnen bringt die bei solchen Anlässen sonst übliche Einladung zum Abendessen an.

Vor der Kleiderablage wird Churchill, während er seinen Mantel anzieht, am Ärmel gezupft.

Vor ihm steht ein schmaler Mann, grauhaarig, gebeugt, treuherzig.

«Middleton!» stellt er sich vor. «Ich möchte Sie bitten, mit mir zu Abend zu speisen. Ich kann Ihnen zwar nur ein schlichtes Mahl anbieten – aber ich habe Ihnen einiges zu sagen. Ich bin nämlich seit siebenundzwanzig Jahren Schriftführer der Konservativen. Vielleicht kann ich Ihnen in mancher Hinsicht nützlich sein.»

Churchill schüttelt dem alten Mann jovial die Hand.

«Es wird mir ein Vergnügen sein!» versichert er mit breitspuriger Herablassung.

Middleton deutet auf ein abseits wartendes junges Mädchen.

«Meine Tochter Mary.»

Churchill blickt in ein feingeformtes, etwas zu bleiches Gesicht, aus dem zwei tiefblaue Augen gläubig zu ihm hinaufsehen.

«Ich habe jeden Ihrer Kriegsberichte gelesen», sagt Mary Middleton. «Mein Vater musste mir versprechen, uns heute miteinander bekannt zu machen.»

«Und ich kann dem Mädels nun mal keinen Wunsch abschlagen», fügt Middleton wie entschuldigend hinzu.

Die Middletons haben einen kleinen Stoffladen. Hinter dem Verkaufsraum liegt gleich die Wohnung. Die wenigen Räume blitzen von Sauberkeit. Eine ältliche Kochfrau hat das Essen vorbereitet. Es gibt den berühmten «deutschen Hammelbraten», das Sonntagsessen des englischen Bürgers. Selbst der verwöhnte Churchill muss die Zubereitung loben.

Middleton kommt langsam ins Erzählen. Mary sitzt still am Tisch, nur hin und wieder flicht sie eine kluge Bemerkung ein.

Das bleichwangige Fräulein ist zweifellos nicht das, was man eine Schönheit nennt. Aber es hat eine bezaubernde Art, sein Gegenüber anzublicken und dabei ein kleines Lächeln zu zeigen, in dem sich ebensoviel Güte wie stummer Verzicht auf einst geträumte Träume verrät.

«Ja», Middleton wischt sich bedeutungsvoll den Mund mit einer Serviette ab, «das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, Herr Churchill: So wie Sie das heute gemacht haben, kriegen Sie die Wähler niemals. Sprechen muss einer können.»

«Ich bin Soldat!» murrte Churchill grossspurig. «Schliesslich trete ich hier nicht als Schauspieler auf.»

«Nun», Middleton lächelt über den Einwand; er ist kein schlechter Menschenkenner, «jedenfalls erweisen Sie der Sache der Konservativen, die zu vertreten Sie übernommen haben, keinen schätzenswerten Dienst, wenn Sie so grenzenlos langweilige Reden halten.»

«Die Rede war gut», behauptet Churchill gekränkt.

«Die Rede ja!» mischt sich unerwartet Mary Middleton ein. «Kommen Sie mit hinüber ins kleine Zimmer, rauchen Sie dort mit Vater Ihre Zigarre. Und ich werde Ihnen die Rede genau so aufsagen, wie Sie sie gesprochen haben. Geben Sie mir einmal das Manuskript.»

Ihrer sanften Entschlossenheit kann der immerhin erst Sechszwanzigjährige, der wenigen Frauen von einer so natürlichen Anmut begegnet ist, sich nicht entziehen. Er gehorcht, wenngleich zögernd und zu seinem eigenen Erstaunen unsicher.

Fünf Minuten später steht Mary Middleton im Türrahmen, steif wie ein Ölgötze, hält das Papier in der Hand und beginnt zu sprechen – genau wie vorhin Churchill, spuckend, sich räuspernd, über die Konsonanten stolpernd, im unpassenden Augenblick nach Luft schnappend, anzusehen wie ein betrunkenen Karpfen.

«Gentlemen! England ist in Gefahr, die Früchte übermenschlicher Anstrengungen achtlos wegzuworfen, wenn jetzt nicht der Kurs gehalten wird –»

Lauter Plattheiten sind das; vollends dumm wirken sie durch die hölzerne Art des Vortrages.

Nach zehn Minuten lacht sogar Churchill.

«Genug! Ja, ich sehe es ein. Aber was soll ich tun? Mein Mundwerk ist nun einmal nicht sehr behende.»

Mary Middleton schüttelt den Kopf.

«Ganz natürliche Sprechweise gefällt immer. Sie aber pumpen sich fürchterlich auf, sobald Sie auf dem Podium stehen. Jeder merkt, dass Sie mit aller Gewalt Eindruck schinden wollen. Sie müssten zunächst einmal Ihre eigene Art studieren – vor dem Spiegel. Und diese Art müssen Sie durch ein paar einfache Kunstgriffe zu unterstreichen lernen. Hören Sie zu: Gentlemen – England ist in Gefahr! ...»

Dieses Mal lauscht Churchill seiner ganzen Rede schweigend. Sie ist kaum wiederzuerkennen – es sind dieselben Plattheiten geblieben, aber sie werden mit einer so biedereren und humorigen Frische vorgetragen, dass sie dem Arbeiter, dem Buchhalter, dem Tramschaffner, dem Lastträger und ebenso dem Fabrikherrn wie Öl ins Ohr gehen müssen. So etwa spräche ein Soldat, der anderen seine Meinung vortragen will.

Nachher drückt der Wahlkandidat dankbar Mary Middleton die Hand. Er sieht mit Befriedigung, wie die Tochter des Ladenhändlers bei seinem Lob tief errötet.

«Von Ihnen, Fräulein Middleton, kann man viel lernen. Wäre ich nicht Vertreter der Konservativen, ich würde Sie als Beispiel vorführen,

um den Frauen das Wahlrecht zu erobern! Doch Scherz beiseite – wo haben Sie das gelernt? Sie sind ja eine Künstlerin!»

Der alte Mann nimmt an ihrer Stelle das Wort.

«Meine Tochter wollte Schauspielerin werden.»

«Und warum wurde sie es nicht? Waren Sie dagegen, Mister Middleton?»

«Nein. Ich kann dem Mädels keinen Wunsch versagen, wie ich Ihnen schon eingestand. Aber Marys Gesundheitszustand machte uns einen Strich durch die Rechnung. Der Arzt hat die Fortsetzung des Studiums verboten. Eigentlich müsste das Kind für ein oder zwei Jahre nach Davos, um ihre Lunge dort ganz auszuheilen. Aber ein kleiner Geschäftsmann hat dafür ja keine ausreichenden Mittel. So hoffen wir, dass das ruhige Leben hier auch schon günstig wirkt, wenigstens aber Marys Leiden nicht weiter verschlimmert.»

Vom nächsten Tage an nimmt Winston Churchill bei Mary Middleton Sprechunterricht.

Es ist ein hartes Stück Arbeit, seinen widerstrebenden Gaumen durch ständige Übung einigermassen zurechtzukneten; aber die Unermüdllichkeit der Lehrerin ist so zwingend, dass Churchill unter ihrer Anleitung wie ein Schuljunge arbeitet. Er weiss: am Ende dieser kleinen Mühe wird sein Erfolg stehen.

Tag um Tag ist er nun Gast in der Wohnung des bescheidenen Kaufmanns. Middleton hält sich zumeist im Geschäft auf, in den Abendstunden muss er noch selbst seine Bücher in Ordnung bringen, ausserdem erledigt er Schreibearbeiten für die Konservative Partei.

Die jungen Leute sind also meistens auf sich allein angewiesen. Das scheint den Eifer Marys nur zu erhöhen. Churchill merkt selbst, wieviel besser und überzeugender er von Stunde zu Stunde spricht, dass er lernt, mit Gesten die Wirkung der Rede zu erhöhen.

Einmal meint er obenhin:

«Sie, Miss Mary, machen aus mir am Ende noch einen erstklassigen Politiker. Wenn ich Erfolg habe, werde ich Ihnen eine Kur in der Schweiz bezahlen.»

«Wirklich?»

Sie senkt, wieder vom Erröten überrascht, den Kopf. Im Licht der behaglichen Stubenlampe schimmert der Flaum ihrer Nackenhaare auf.

Churchills männliche Eitelkeit fühlt sich angesprochen. Warum soll er im langweiligen Oldham nicht ein kleines galantes Abenteuer erleben? Das Mädels ist reizend – und die Gefahr einer Abweisung läuft er kaum!

In einer Laune beugt er sich vor und drückt hastig einen Kuss auf den schöngeschwungenen Nacken des Mädchens.

Blitzschnell wendet Fräulein Middleton sich um.

«Das» – stammelt sie – «hätten Sie nicht tun dürfen!»

Ihre Augen verraten ihm, welchen Aufruhr der Gefühle er in ihrem Herzen hervorgerufen hat. Er legt sacht die Hand auf ihre Schulter.

«Warum nicht? Wissen Sie nicht, dass ich Sie entzückend finde, Mary?»

Was nun geschieht, hat er nicht erwartet. Ihre Arme wirft sie um seinen Hals, hängt an seinem Munde und schluchzt vor Glück:

«Ach, du weisst ja nicht, wie ich dich liebe! Ich liebte dich schon, als ich nur von deinen Taten in der Zeitung las – und nun noch viel mehr, da ich dich sah

Mit der sonderbar heftigen Entflammtheit der Schwindsüchtigen verrät sie ihm ihr geheimstes Sehnen. Sie hat sich von Churchill, der in seinen sogenannten Kriegsberichten der englischen Öffentlichkeit Heldentaten vorschwindelte und angeblich nur mit knapper Not dem Tode entronnen ist, ein Idealbild gemacht. Nun, da der rothaarige junge Mensch mit den breiten, zuweilen negroid wirkenden Backenknochen in ihrer Nähe weilt, schmückt sie ihn mit allen Tugenden ihres Traumhelden aus. Was weiss sie, welch ein sprunghafter, durch unnatürliche Rassemischung überhitzter Charakter in diesem Menschen steckt? In ihr flackert der Hunger nach Leben und Glück, der zumeist die Handlungen der an jener Krankheit leidenden Menschen beherrscht. Darum gibt es für Mary Middleton kein Zurück mehr aus den Verstrickungen ihrer Leidenschaft.

Heimlich – auf Besorgungen in den Tagesstunden – stiehlt sie sich in Churchills Quartier. Hemmungslos liefert sie sich ihm aus. Und wenn sie ihre Angst vor der endgültigen Entscheidung nicht mehr verbergen kann und in Tränen ausbricht, verspricht Churchill ihr das Blaue vom Himmel.

«Sobald ich es geschafft habe, Mädels, hole ich dich aus Oldham weg – du wirst vor aller Welt meine Frau.»

«Liebst du mich denn wirklich, Winnie?»

„,türlich! Wie kannst du daran zweifeln.»

Da er es sagt, glaubt sie es, will sie es glauben. Es mag nicht gerade überzeugend klingen, aber Winnie ist ja kein Meister der Rede. Damit beruhigt sie sich.

So tut Churchill zweierlei in Oldham: er bildet sich zum Redner aus, und er sonnt sich aus purer Eitelkeit mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit, ohne sich um die Zukunft des Mädchens Sorgen zu machen, in einem Glück, das jeden anderen an seiner Stelle mit einem tiefen Verantwortungsbewusstsein erfüllen würde. In Churchills Sprachschatz fehlt jedoch das Wort «Verantwortungsbewusstsein».

### **Komödie auf der politischen Bühne**

Der sogenannte englische «Parlamentarismus» ist einst den Königen abgetrotzt worden, um Übergriffe der königlichen Gewalt und vor allem den in England früher üblichen offenen Raub der Regierenden an den Gütern der Regierten zu verhindern. Die Parteien schicken ihre Abgeordneten ins «Unterhaus», vor dem die Regierung hin und wieder über die von ihr geplanten Massnahmen «Erklärungen» abgibt. Das Unterhaus kann auch Vorschläge oder Gesetze einbringen, in jedem Falle aber muss das «Oberhaus», die Kammer des hohen Adels und der Geldmächte, seine Zustimmung dazu geben. In ihr ist die Regierung weit einflussreicher als im Unterhaus, durch sie kann sie jeden ihr missliebigen Vorschlag des Unterhauses tot machen, wenn sie ihm durch das Oberhaus die entscheidende Billigung verweigern lässt.

Tatsache ist jedenfalls, dass von folgenschweren Regierungsent-schlüssen das Unterhaus im Allgemeinen erst etwas erfährt, wenn es schon zu spät ist. Es kann dann nur noch zustimmen – denn eine Ablehnung hätte ja doch keine Bedeutung mehr, wie zum Beispiel bei Kriegserklärungen, beim Abschluss von Bündnisverträgen und ähnlichen Ergebnissen der englischen Geheimdiplomatie, mit denen das Volk bis in die jüngste Zeit immer wieder überraschend gesegnet wurde.

Jedenfalls drängt sich «alle Welt» zu den Sitzen im Unterhaus. Die Anmerkung «Mitglied des Parlaments» auf der Visitenkarte bedeutet fast soviel wie ein halber Adelstitel; sie allein öffnet dem Inhaber viele, jedem anderen Menschen verschlossene Türen: in der Beamtenlaufbahn, im Geschäftsleben, in den Kulturbezirken, in der streng abgeschlossenen englischen «Gesellschaft». Kommt aber noch ein Adelstitel hinzu, dann ist es so gut wie sicher, dass irgendwann einmal der Unterhausabgeordnete auch in die Regierung aufgenommen wird, ein bedeutendes Amt bekommt und bei geschickter Ausnutzung seiner Verbindungen Reichtümer sammeln kann.

Durch diese scheinbar in nichts sich wandelnden Einrichtungen schiebt die in England führende Schicht vor alle bedeutenden Schlüsselstellungen einen Riegel und öffnet ihn nur für denjenigen, der entweder nach Herkunft und Besitz, oder nach seinem im Parlament jahrelang überprüften Verhalten für reif befunden wird, in den Kreis der Auserwählten einzutreten. Ein noch so tüchtiger Rechtsanwalt oder Arzt, ein noch so bedeutender Gelehrter, ein noch so pflichttreuer Beamter oder ein aussergewöhnlicher Kaufmann, Reeder, Industrieller, sie alle kommen an einem bestimmten Punkt ihrer Laufbahn nicht weiter voran, wenn es ihnen nicht gelingt, auf diesem ein für allemal vorgezeichneten Weg das Wohlwollen der Mächtigen Grossbritanniens zu erlangen.

Besitzt jemand es einmal, so wird er für ungefähr alles, was er tun mag, von einer ganzen Garde «einflussreicher Persönlichkeiten» gedeckt und bei jeder sich bietenden Gelegenheit als Ehrenmann über den grünen Klee gelobt, wofür ihm die Verpflichtung obliegt, mit seinesgleichen nach demselben Rezept zu verfahren.

Das erklärt auch die eigenartige Anpassung der Juden an die «Lebensinteressen Englands». Während in den meisten anderen Kulturländern die Juden, sobald sie Einfluss gewonnen haben, unter einer geschickt aufgesetzten Maske immer wieder jüdische Politik oder jüdische Wirtschaft oder jüdische Kunst gegen die Gastvölker treiben, sahen sich seit jeher die englischen Juden gezwungen, ihre jüdischen Liebhabereien auf die eigenen vier Wände und die Synagoge zu beschränken und auf Ministersesseln englische Politik zu machen. Was allerdings für sie nicht schwierig war, da die englische Auffassung in

vielen Fragen fast haargenau der des Juden gleicht – denn alle englische Politik, auch die englische Machtpolitik, ist die Politik von Händlern und dazu bestimmt, möglichst sicher und möglich risikolos Reichtümer zu schaffen.

Es heisst in England für jeden Mann, der zu Ruhm, Ehren und Reichtum gelangen will: mit den Wölfen zu heulen. Dann bekommt er mit Sicherheit auch seinen Anteil an der Beute. Einzelgänger, wie sie auch in der englischen Geschichte vorkamen, mochten sie noch soviel für ihr Vaterland erreicht haben, wurden fast immer verfemt – oder ausgelacht und für verrückt erklärt.

Darum nimmt man auch in England die Arbeiterpartei nicht sonderlich wichtig. Gelegentlich, wenn die Karre ganz verfahren ist, erlaubt man für einige Jahre den Arbeitervetretern, eine Regierung zu bilden. Sie müssen dann aber ebenso wie die Lords bei Hofe in Kniestrümpfen erscheinen und dem König die Hand küssen. Sie müssen sich ganz und gar den hergebrachten Formen anpassen. Entweder werden sie dabei nach und nach dasselbe wie ihre Vorgänger: stocksteife Vertreter der Tradition, die im alten Trott weiterregieren – oder es kommt der Tag, an dem die Karre nun von der Arbeiterregierung festgefahren ist und die Lords, Earls und wie ihre Titel alle lauten, treten stillschweigend wieder an den alten Platz, um «England zu retten». Dieses Spiel, über Jahrhunderte hinaus fortgesetzt, heisst: englischer Parlamentarismus.

Kein Wunder also, dass ein Winston Churchill alles Heil für sich von einem Sitz im Unterhaus erhofft. Das Wohlwollen Lord Salisburys hat er sich im entscheidenden Augenblick verschafft. Die Konservative Partei, die den Hochadel und den Riesenreichtum in ihren Reihen versammelt sieht, stützt ihn – fehlt also nur noch die Liebe eines schwind-süchtigen Mädchens und der Sprechunterricht, um in Kürze zu den «grossen Leuten» zu gehören.

Ja, ganz recht, man braucht obendrein ja auch noch die Stimmen der Wähler! Um sie aber ist Churchill gar nicht bange. Die «Siege» über die Buren werden selbst die breiten Massen veranlassen, für die Fortsetzung einer so «erfolgreichen» Linie in der Politik, also gegen Liberale und Arbeiter, zu stimmen, und ausserdem steht ja auch das Geld und damit die Beeinflussung der Massen auf Seiten der Konservativen!

Lange nicht so zuversichtlich geht Middleton in jenen Wochen einher. In den vielen Jahren seiner Parteitätigkeit und als Ladeninhaber hat er gelernt, die Stimmung der Bevölkerung richtig abzuschätzen. Er hört in seinem Geschäft so allerlei: Gewiss, meinen die Wähler, die Erfolge seien da. Aber sie wären wohl auch erreicht worden auf dem Wege friedlicher Verständigung, denn die Buren hätten ohnehin von einem Kriege gegen England nichts erhoffen können und folglich ihrerseits niemals den mörderischen Kampf begonnen. Und das etwa sei ja auch das Programm der Liberalen, der Gegner Lord Salisburys!

Middleton entwickelt alsbald eine eifrige Geschäftigkeit. Er ist fast jeden Abend unterwegs. Bei den Baumwollarbeitern, die kaum trocknes Brot zu essen haben, erkundigt er sich nach notwendiger Hilfe. Hier gibt er Anweisungen zur Unterstützung einer kranken Frau, dort soll eine Familie ein Kinderbett und Wäsche bekommen, da will er sich bei einem Unternehmer zugunsten eines Entlassenen verwenden, wenn – natürlich: wenn derjenige sich verpflichtet, den «richtigen» Stimmzettel abzugeben.

Das liebende Mädchen und ihr Erkorener sind indessen ständig allein. Die furchtsame Frage in den Augen Marys beantwortet Churchill mit einem oberflächlich beschwichtigenden Wort, einem flüchtigen Kuss, einem nichtssagenden Versprechen.

Die entscheidende letzte Wahlversammlung, in der Churchill sprechen soll, rückt heran.

Mary hat mit dem Geliebten seine Rede immer und immer wieder überarbeitet. Von seinen «Abenteuern» und «Taten» erzählt Churchill darin. Er ist ein alter Krieger, der für Englands Ruhm und Grösse gegen aufsässige Barbaren gekämpft und – gesiegt hat. Und das alles, heisst es am Schluss, solle auf eine Karte gesetzt und möglicherweise leichtfertig verspielt werden? So dumm würden die Arbeiter doch nicht sein, denn mit den Diamanten aus dem Kapland müsse ein Strom des Wohlstandes nach England fliessen. Und Wohlstand bringe zwangsläufig für jeden Einzelnen bessere Lebensbedingungen.

Wort für Wort, nein: Silbe für Silbe büffelt Churchill diese Rattenfängerrede. Jede Betonung, jede Geste, jede Atempause und jedes Heben der Stimme wird genauestens einstudiert.

Die Zuhörer – dieses Mal sind weit weniger erschienen – horchen erstaunt auf. Sie kennen den Redner von seinem ersten erfolglosen Auftreten her. Und nun scheint er ein ganz anderer Mensch zu sein! Er spricht, als unterhielte er sich gemütlich mit ihnen in ihrer Stube oder in einer Kneipe, als läge es ihm daran, ihnen klarzumachen, wofür er «seine Haut zu Markte getragen» und «gekämpft» habe.

Rasender Beifall belohnt seine Ausführungen – und Mary Middleton, die diese Leistung als ihr Werk betrachten darf? Tränen stehen ihr in den Augen: Winnie hat es geschafft! Winnie, der verarmte Adlige, der nur von Zeitungshonoraren leben muss, – wie er ihr erzählt hat – wird bald ein wohlhabender Mann sein und sie heiraten können! Sie wird ein Jahr in der Schweiz verbringen, gesund heimkehren und an Winnies Seite das Glück ihres Lebens finden!

Winston Churchill lässt sich feiern. An diesem Abend soll das bei der vorigen Veranstaltung abgesagte Herrenessen des Parteivorstandes von Oldham doch noch stattfinden. Man ist zufrieden mit dem Redner, prophezeit ihm einen überlegenen Sieg. Ganz kurz verabschiedet sich Churchill von Middleton-Vater und -Tochter, denn der Parteisekretär wird zu einem Beisammensein der grossen Leute des Wahlkreises natürlich nicht eingeladen.

«Na?» fragt Churchill strahlend. «Den Burschen habe ich es gegeben, was? Ist ja klar, dass wir Tories das Rennen machen – denn keiner ausser mir hat solche Dinge zu erzählen.»

«Wir Tories!» sagt er und wirft sich in die Brust, denn er, der siebente Herzog von Marlborough, ist natürlich auch ein Tory, während der kleine Geschäftsmann Middleton grade eben für Schreibarbeiten im Schatten des hohen Adels und der Geldleute zugelassen wird.

Kein Wort des Dankes findet Churchill für die beiden Menschen, die ihm so treu zur Seite standen. Keine heimliche Zärtlichkeit in der Stimme für Mary, die durch die leiseste Andeutung: Dir, Mädels, verdanke ich alles! – mehr als beglückt wäre.

Während Churchill davoneilt, um sich vorschriftsmässig in den Frack zu werfen, gehen die Middletons schweigsam nach Hause. Der Vater sieht nicht, dass seiner Tochter die Tränen immer von Neuem über das

Gesicht strömen. Erst als sie ins Zimmer treten, bemerkt er ihren Kummer.

«Du weinst, Kind?»

Schluchzend wirft Mary sich an seine Brust.

«Ich liebe ihn so sehr, Vater, so sehr!»

Müde streicht der alte Mann seinem Kinde übers Haar. Er seufzt schwer.

Welches Unglück! denkt er. Leidet mein Mädels nicht ohnehin schon genug?

Aber obgleich der Weg von Tränen genetzt ist – so leicht soll Churchill der Erfolg nicht werden!

Aus dem Wahlgang geht der Kandidat der Liberalen als Sieger hervor!

Die Konservativen haben verloren.

Bleich, verstört, hoffnungslos, wartet Churchill auf das Ergebnis der letzten Nachzählung. Zwei Sitze hat Oldham zu vergeben. Beide waren bisher mit Konservativen besetzt. Zum zweitenmal hat dieser Wahlkreis ihn kaltblütig abserviert – er ist blamiert bis aufs Blut. Ein drittes Mal kann er sich nirgends aufstellen lassen.

An diesem Tage hat er wieder in die Wohnung Middletons gefunden. Mary versucht, beschwichtigend auf ihn einzureden: es gäbe doch auch noch andere Wege zum Erfolg. Churchill solle an sein Buch über den Burenkrieg denken.

«Davon verstehst du nichts!» fährt er sie an.

«Und wenn ich wie Shakespeare schreibe – solange ich nicht in den bestimmten Kreis gehöre, wird niemand sich um mein weiteres Wirken kümmern. Geld besitze ich nicht in ausreichender Menge; ich kann also auch nicht wieder in die Armee eintreten. Bei dem Hungersold bliebe ich ewig ein kleiner Leutnant. Vielleicht brächte ich es in zehn Jahren grade zum Hauptmann. Ach, alles ist verpfuscht.»

Die Tür wird aufgerissen.

Middleton stürmt herein.

«Sieg!» schreit er den beiden entgegen. «Knapp zweihundert Stimmen für den zweiten Sitz haben Sie mehr bekommen als der zweite Liberale!»

«Ich wusste es!» behauptet Churchill, der noch vor wenigen Minuten völlig verzweifelt war. Er spreizt sich mächtig: «Was sagen Sie zu dem neuen Unterhausmitglied, Middleton?»

«Machen Sie den Konservativen immer Ehre!» erwidert der kleine Mann feierlich. Ihm ist «konservativ» mehr als eine Parteirichtung – eine Herzensüberzeugung, denn er glaubt, dass aller Wandel, alle Abkehr vom Althergebrachten schädlich ist.

Verdutzt starrt Churchill den Kaufmann an. Dann nickt er.

«Zweifeln Sie daran, dass ich es tun werde?»

«Es gibt Versuchungen, Mister Churchill. Nur der Mann, der sein Schild immer rein hält – immer, verstehen Sie? – darf die Bühne der Politik betreten. Denn er ist der Nation verantwortlich, das heisst: ebenso sehr der Vergangenheit wie der Zukunft!»

Obgleich Mary dem Vater ihre Liebe zu Winston Churchill gestanden hat, ahnt der alte Mann nicht, wie weit die heimlichen Beziehungen zwischen seiner Tochter und dem Gast aus der Fremde schon gediehen sind. Das Letzte zu sagen, fehlt Mary der Mut.

Sie hofft allerdings, dass Churchill noch vor seinem Abschied die Gelegenheit wahrnehmen und sein ihr gegebenes Versprechen in aller Form vor ihrem Vater wiederholen wird. Sie glaubt es mit einer leidenschaftlichen Innigkeit – denn eines nicht mehr fernen Tages wird sie ja doch das ganze Geheimnis preisgeben müssen.

Von alledem weiss Middleton nichts. Er ist Churchill gegenüber ohne Arg, wie er es jedem anderen gegenüber auch wäre, und vor allem kann er darum nichts Böses von seinem Besucher denken, weil er doch einen «Gentleman», einen zukünftigen Herzog vor sich hat, der – wie er annimmt – niemals das Gastrecht missbrauchen und die gute Aufnahme mit einer Gemeinheit vergelten wird.

Churchill macht seinem Gönner und Mary einen knappen und ziemlich kühlen Abschiedsbesuch.

«Sie werden bald wiederkommen?» zwingt Mary sich, ihn wie einen Fremden zu fragen.

«Gewiss, Miss Middleton», antwortete Churchill, als stünde eine flüchtige Bekannte vor ihm. «Ich werde mein Möglichstes tun. Die ersten Monate gibt's natürlich in London viel Arbeit für mich.

Vielleicht also auf Wiedersehen in den Parlamentsferien!»

Der Vater muss die Tochter stützen, die stumm seinen Arm umkrampft.

Sieht der Davongehende überhaupt nicht, welche Kraftanstrengung es sie kostet, den Tränenstrom zurückzuhalten?

Nein; aufrecht und eilig geht er davon. London lockt ihn, das tausendfältige Gewirre der politischen Intrigen. Was gilt ihm das Herz eines Mädels? Er will Karriere machen.

### Der Clown des Unterhauses

Damals etwa schreibt Churchill in sein Tagebuch einige Sätze, die blitzartig aufhellen, wie er sich einzustellen gedenkt im Kampf der Meinungen.

Dies Bekenntnis lautet:

«Am Ende des Burenkrieges glaubte ich noch, dass wir eine wahrhaft politische Demokratie hätten, geführt von einer eng zusammenschlossenen, auf Erbe und Überlieferung fussenden Auslese von Staatsmännern. Damals hatte ich noch keine Ahnung, welche grosse und fraglos hilfreiche Rolle der Schwindel im Dasein derjenigen Völker spielt, die sich des Zustandes der demokratischen Freiheit erfreuen.»

Und es scheint, als hätte Winston Churchill sich seinen eigenen Wahlspruch mit dieser Tagebucheintragung – die er später noch oft literarisch auswertet – geschaffen, um von nun an danach zu leben.

Um jene Zeit veröffentlicht er sogar einen – Roman! Man staune. Was er zu Mary Middleton sagte, ist also sein Glaubensbekenntnis: ein Unterhausabgeordneter mit dem entsprechenden Namen und den dazugehörigen Beziehungen dürfe ziemlichen Unsinn verzapfen und er werde dafür möglicherweise als grosser Dichter gefeiert; niemals aber könne sich in England ein bedeutender Mann ohne die politische Vercliquung durchsetzen! Jetzt also, muss er wohl denken, jetzt ist der richtige Zeitpunkt, um die Probe aufs Exempel zu machen! Winston Churchill zieht ins Unterhaus ein! – Winston Churchill, noch ist der Ruhm seiner «Kriegsberichte» in der Erinnerung der Leute, erscheint auf dem Buchmarkt! Das eine wird dem anderen nur zum Vorteil gereichen.

Jenes absonderliche Buch, das allerdings nur von einigen Freunden und Bekannten des Verfassers gekauft und sonst in der Öffentlichkeit

kaum beachtet wird – der Roman eines «Demokraten» mit dem der Klassik nachgeahmten Titel «Savrola» – enthält die Schilderung eines jungen Menschen, der sehr wohl – Winston Churchill heissen könnte!

«Lohnte es denn den Kampf, die Arbeit, den ewigen Druck der Geschäfte, das Opfer so vieler Dinge, die das Leben leicht und angenehm machen? ‚Das Wohl eines Volkes...‘: das, er wollte es sich nicht verhehlen, war eher die Richtung als die Ursache seiner Anstrengung. Ehrgeiz war die Triebkraft, und er war ihr machtlos ausgeliefert. Das Leben, das er lebte, war das einzige, das er je leben konnte; er musste es bis zum Ende leben. Das Ende kommt oft zu früh für solche Menschen, deren Geist so gegossen ist, dass sie nur in der Tätigkeit Ruhe finden und in der Verwirrung ihren einzigen Frieden.»

Jemand, der durchaus willens ist, den Churchill jener Tage idealisiert zu schildern, würde etwa ein solches Bild entwerfen, und da Winston Churchill sich selbst zweifellos für das interessanteste aller Lebewesen hält, da sein krankhafter Ehrgeiz niemand verborgen bleiben kann, so ist der von Winston Churchill «erfundene Romanheld» niemand anders als Winston Churchill.

In seiner wilden Geltungssucht wartet er nicht, bis er sich im Unterhaus eingelebt hat, ehe er sich in Szene setzt. «Nur die Lumpen sind bescheiden», scheint sein Wahlspruch zu lauten. Schon am Tage seines Einzuges in das Parlament marschiert er schnurstracks auf den Platz zu, den sein verstorbener Vater Randolph Churchill, der erbitterte Gegner der Schutzzollpolitik, einst innehatte.

Viele Abgeordnete kannten den alten Churchill noch, manche kennen den jungen Churchill; eine Menge Leute haben sein Bild in der Zeitung gesehen.

«Hallo, ein Churchill!» ruft einer.

«Hallo, ein Churchill!» schreit es rundherum.

Die Stimmung, die beim geringsten Witz im Unterhaus schon vergnügt wird, ist denkbar gemütlich. Denn hier im Parlament ist man «ganz unter sich», man bildet eine Art Familie, die durch vielerlei Interessen eng zusammengeschmiedet ist.

Kriegsminister Bodrick beginnt nach den üblichen Formeln der Eröffnung des Hauses mit der Darlegung der von ihm geplanten grossen Armeereform.

Er wolle für den Neuaufbau der Armee die Erfahrungen des Burenkrieges verwerten, führt er aus. Die Rede bietet kaum eine Überraschung. Die meisten der in ihr mitgeteilten Absichten der Regierung sind schon vorher durchgesickert.

Infolgedessen konnte Churchill sich im Voraus auf eine Erwidernng vorbereiten. Er gibt seine Wortmeldung ab und darf denn auch gleich losschiessen. Seine erste Rede! Er muss sich sogleich in den Vordergrund bringen, morgen in allen Zeitungen Englands und der halben Welt genannt sein! Dazu sitzt er ja im Unterhaus!

«England hat durch sein Ohr, das Unterhaus», beginnt Churchill, «mit Vergnügen vernommen, dass die Regierung sich entschlossen hat, eine gründliche Armee reform vorzunehmen. Niemand wird gegen einen solchen Plan sein. Man gestatte mir als einem schlichten Manne, der am Burenfeldzuge teilnahm, dazu einiges zu sagen. Es hat sich erwiesen, dass alle unsere Mannschaften vorzüglich ausgebildet waren – in der Theorie. Die Offiziere der englischen Armee bedauern, so wenig praktische Gelegenheit zu finden, die Überlegenheit der englischen Waffen unter Beweis zu stellen. Es herrschte seit zwei Jahrzehnten vor dem Burenkrieg bei der Armee kaum an irgendetwas Mangel – ausser auf dem Gebiet der Lieferung von Kriegsdienst. Und mir scheint, bei der vom Kriegsminister geforderten Reform wäre vor allem diesem Übel abzu helfen, denn sonst könnte man ja den Posten umwandeln in den eines Friedensministers. Wobei ich bemerken möchte, dass England sich nach einem solchen überhaupt nicht sehnt. Für die Schlagkraft und Vorbildlichkeit der englischen Armee ist nur eines von Bedeutung, nämlich dies: dass nach dem südwestafrikanischen Abenteuer möglichst bald wieder die Leckerbissen famoser Kämpfe an den Markt kommen!»

Wenn überhaupt diese Rede etwas ist, so ist sie Unsinn. Sie enthält keinen vernünftigen Vorschlag, nicht einmal eine vernünftige Kritik. Aber sie enthält mit zynischer Offenheit die Grundauffassung eines politischen Spielers: «Abenteuer» ist ihm das entsetzliche Leid, das England über Südafrika gebracht hat, Kämpfe nennt er «Leckerbissen, die an den Markt kommen». In der Sprache eines Börsenjobbers witzelt er über das vergossene Blut unterdrückter Völker.

Wie aber sollte das Unterhaus seine Zeit verbringen, wenn nicht mit den so beliebten Debatten? Man erwartet gar nicht, dass irgendjemand sich eingehend mit einem Gedanken befasst, sondern man klatscht dem Beifall, murmelt dem Zustimmung, der keck und witzig ganz abwegige Dinge in den langweiligen Sitzungstag hineinträgt – mag er selbst innerlich ein verkommenes Individuum sein. Ja, die besten Kenner des englischen Systems stellen immer wieder fest, dass niemand im Parlament grösserem Widerspruch begegnet als derjenige, der von einer Sache wirklich etwas versteht!

Also hat Churchill grossen Erfolg – einen erstaunlich lauten sogar! Er ist von nun an der erklärte «Clown des Unterhauses», der Radaumacher, der immer etwas anzubringen weiss, auch oder gerade dann, wenn er nichts zur Sache zu sagen hat. Die Wähler in Oldham können befriedigt sein, denn sie sind, unvertraut mit dem wahren Charakter des Treibens in diesem Parlament der Geschäftemacher, ausserstande, zu erkennen, ob Churchills Gefasel auch nur ein wenig voranhilft. Die Konservative Partei kann zufrieden sein, denn bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit steht im Parlamentsbericht der Zeitungen: «Der konservative Abgeordnete Churchill brachte zur Sprache, dass ..., ergriff das Wort... (Lebhafter Beifall) (Allgemeines Gelächter).»

Man geizt nicht mit Spitznamen für Winston Churchill. Am meisten bekannt wird der Ruf «Hallo, der Radaumacher» oder «Churchill, der Clown des Unterhauses».

Aber nichts stört ihn. Er lebt nach dem von Oscar Wilde aufgestellten Grundsatz: «Es gibt nur eines, das schlimmer ist als in aller Leute Munde zu sein – nämlich: nicht in aller Leute Munde zu sein.» Das gelingt ihm vorzüglich – und die Hauptsache bleibt für ihn: Er ist Mitglied des Unterhauses. Seiner «Entwicklung» sind fortan keine Schranken gesetzt.

Lord Salisbury, der sich bewusst ist, diesen allzu lauten jungen Mann in den Sattel gehoben zu haben, wird die Sache langsam mulmig.

Er sagt einmal zu einem seiner Privatsekretäre:

«Diesmal habe ich mich selbst auf einer Dummheit ertappt, leider zu spät. Ich hätte an den alten Churchill denken sollen, der mir so viel Är-

ger bereitete. Wenn man eine Beule im Nacken losgeworden ist, so will man sie gewiss nicht wieder haben.»

Churchill kennt die Meinung, die man von ihm hat.

Wohl jeder andere junge Mann, der noch nichts im Leben geleistet hat, würde sich fragen: Wie steht es um mich? Und nach einer gründlichen Selbstprüfung würde er sich bemühen, die Augen der Welt durch eine besondere Leistung auf sich zu lenken, wenn er es nicht vorzöge, zunächst an sich selbst zu arbeiten.

Churchill ist ein geistiger Landsknecht. Er hat ein unglaublich dickes Fell. Die Meinung anderer stört ihn überhaupt nicht – er brüllt sie nieder, auch in seinem eigenen Innern die Stimme der Selbstkritik.

Die kleinen Briefe, die zuweilen aus Oldham kommen und den Absender Mary Middleton tragen, zerreisst er ungelesen. Er will sich nicht durch Rücksichten der Liebe von seinem Ziel abbringen lassen. Mary Middleton und ihr Vater haben ihn in den Sattel gehoben – was gelten ihm jetzt noch diese «kleinen Leute»? Vielleicht fehlt ihm überhaupt die Fähigkeit, irgendetwas – ausser sich selbst – zu lieben.

Er bedarf ihrer auch wohl kaum; genügend andere «Fähigkeiten» ersetzen sie ihm vollauf. Beispielsweise die Fähigkeit, sich wichtig zu machen. Zu diesem Zweck ist ihm sogar das Mittel recht, eine Abhandlung über seinen Vater Randolph Churchill zu schreiben.

Mit welcher Kaltschnäuzigkeit der Sohn über den Vater urteilt, geht aus jedem Satz hervor. Da liest man beispielsweise:

«Lord Randolph Churchill unterlag stets, ganz gleich was er tat, wenn er das nationale Spiel spielte. Und er war stets siegreich, einerlei was er tat, wenn er das Parteispiel spielte. Niemals wurde die Frage des guten Geschmacks oder des Patriotismus aufgeworfen, wenn das, was er sagte, seiner Partei passte; einerlei, wie gemein solche Ausführungen sein mochten. Kein Wahrheitsbeweis aber nützte etwas, wenn das, was er sagte, seiner Partei unangenehm war; einerlei, wie offenkundig die Wahrheit auch sein mochte.»

Eine hässlichere Kennzeichnung könnte kein Gegner des Parlamentarismus entwerfen – eine peinlichere Schilderung des Parteischachers kein «Diktator» geben, als Churchill es hier tut, wenn er über seinen eigenen Vater redet und über die Partei, der er selbst seine Karriere verdankt.

## **Klubs und Cliquen intrigieren**

Während Winston Churchill sich auf seinem Unterhaussitz so breit wie möglich macht, bleibt die Weltgeschichte nicht stehen.

Deutsche Wissenschaftler und Kaufleute, die seit jeher in der Welt einen guten Namen haben, sind in alle Himmelsrichtungen hinausgezogen, bringen fremden Völkern Fortschritt und Zivilisation, erwerben reiche Kenntnisse des Auslandes.

Der deutsche Handel breitet sich immer mehr aus. Die industrielle Entwicklung Deutschlands geht mit Riesenschritten voran.

Deutsche Ware wird begehrt in Amerika, Asien, Australien, Afrika, ja selbst in Europa. Vielfach ist sie besser und billiger als die bisher den Markt beherrschenden englischen Erzeugnisse gleicher Art. Deutsche Fertigwaren zeichnen sich vor allem durch ausserordentliche Präzision und Haltbarkeit aus.

In der englischen City raunt es sich herum: Der englische Handel beherrscht die Welt nicht mehr!

«Die Deutschen graben Englands Handel das Grab!» behaupten die ganz Besorgten, die allmählich merken, dass mit minderwertigem Schund keine hohen Preise mehr zu erzielen sind, oder dass man auch bei Werterzeugnissen mit der gewollten Uberteuerung aufhören müsste, will man sie absetzen.

Anstatt die industriellen Anlagen Englands zu entwickeln, anstatt die Arbeitsleistung durch neue Methoden zu verbessern, anstatt die Lehren aus den Erfahrungen der Neuzeit zu ziehen, bleibt man als Anhänger der Tradition zum eigenen Schaden lieber beim alten Zopf. Während ein deutscher Überseekaufmann rastlos tätig ist, um seiner Arbeit den Boden zu ebnet, gehen die reichen Engländer in den Tropen keinen Fuss breit von ihren althergebrachten Gewohnheiten ab. Die «Gesellschaft» und der «Lebensstil» sind ihnen viel wichtiger als die Arbeit. Ein Gentleman beschäftigt sich damit ein bisschen nebenher, weil ja der Mensch etwas zu tun haben muss – aber niemals wird Arbeit ihm zum Lebensinhalt wie bei den lächerlichen Deutschen!

Wohl niemand hat das so unbekümmert ausgesprochen wie Churchill selbst. In einem von ihm verfassten Vorwort zu der in Amerika erschienenen «The Story of Wallstreet», sagt er:

«Erarbeitetes Vermögen ist angenehm, noch angenehmer aber ist es, wenn man es ohne Arbeit erwerben kann. Millionen Männer und Frauen spielen an der Börse, und alle wollen sie den Lohn ihrer sauren Arbeit durch arbeitsloses Einkommen ergänzen. Pferderennen, Baseball und Fussball, überhaupt jede Form von Sport oder Spiel muss hinter dem Spielkasino der Börse zurücktreten, neben dem Monte Carlos Glanz und Grösse sich wie eine armselige Spelunke aus Liliput ausnimmt. In all den unzähligen Zeitungen, die sich nach dem Geschmack des Publikums richten, sind der Handelsteil und speziell die täglichen Vorgänge der Börse am auffallendsten und sorgfältigsten bearbeitet. Sie werden am eifrigsten und ernsthaftesten gelesen.

Dass das grosse Publikum sich spekulativ betätigt, ist eine neue Erscheinung. Seit Erschaffung der Welt hat niemand auch nur davon zu träumen gewagt, dass sich einmal ein solches Schauspiel würde ereignen können. Wenn diese Masse allerdings einmal in Bewegung gekommen ist, wird nichts sie aufhalten können, und niemand wird sie auch nur für eine Sekunde zum Stehen bringen, wenn sie einmal eine Panik ergriffen hat und sie von der Börse flüchtet. In London hat man niemals versucht, die Masse des Publikums an der Börse teilnehmen zu lassen. Der Engländer soll nicht Börsenkrisen verhindern, sondern sie überleben. Weil in diesem Volk ein starker produktiver Geist lebt, und weil es ahnt, dass noch Welten vor ihm liegen, die es erobern wird, hat es einen unerschütterlichen Glauben an eine goldene Zukunft.»

Jedoch, in seinem «unerschütterlichen Glauben an eine goldene Zukunft» untersucht Churchill nicht, wohin das rein spekulative und eroberungssüchtige Element des englischen Charakters am Ende führen muss. Ihm genügt die Aussicht auf Krieg.

Wie England seine meisten politischen Erfolge der Methode verdankt, andere für sich oder gegeneinander in den Krieg zu treiben, um dabei ungestört die eigenen Geschäfte durchführen zu können, so verdankt England seinen Reichtum – den unermesslichen, für deutsche Vorstellungen kaum fassbaren Reichtum seiner Oberschicht der Tatsache, dass es auf der ganzen Welt andere Völker für sich arbeiten lässt. Zuerst überfallen die Engländer mit der erdrückenden Übermacht ihrer neuzeitlichen Kriegsmaschinerie freie

Völker – nachher gehen sie im schneeweissen Tropenanzug umher, die Reitgerte in der Hand, und «sehen nach dem Rechten», das heisst, sie überwachen die rücksichtslose Ausbeutung Indiens, Ägyptens und ihrer zahlreichen anderen Einflussgebiete. Die Deutschen sind lange nicht so vornehm. Sie packen überall selbst zu – aber sie bringen es fertig, unter Umständen aus einem Wassertümpel mitten in der Wüste im Laufe einiger Jahre eine blühende Siedlung für Tausende von Menschen zu machen.

Kein Wunder, dass in der «City» die Bankiers und Welthandelskaufleute nervös werden.

Man macht es der konservativen Regierung zum Vorwurf, «geduldet» zu haben, dass Deutschland sich einige, vorher von England als «wertlos» bezeichnete Kolonialgebiete «aneignete», während in Wahrheit jede deutsche Kolonie durch rechtmässige Verträge und ohne blutige Gewaltakte, im Einvernehmen mit den dortigen Eingeborenenführern, lediglich deutscher Schutzherrschaft unterstellt wurde.

In derselben Zeit hat England zwar sich den Suezkanal mit einem Gaunertrick angeeignet, den Sudan an sich gerissen, Ägypten überannt, die Buren unter die Knute gezwungen – alles nur aus christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit! Ferner hat England sich alle wichtigen Schlüsselstellungen an den Durchfahrtsstrassen zu den Weltmeeren gegen jedes Recht gekapert – dass aber die Deutschen auch ein paar kleine Länderbrocken zur Kolonisierung entdeckt und sich in überseeischen Gebieten festgesetzt haben, das versteht man in London nicht.

Deshalb muss die von den um ihre mühelosen Gewinne fürchtenden Cityleuten bedrängte konservative Regierung abgehen.

Eine liberale Strömung, dem Anschein nach tritt sie «für bindende Abmachungen und ewiggültige Verträge mit Deutschland» ein, macht sich immer stärker bemerkbar.

Winston Churchill, seines Zeichens konservativer Abgeordneter, noch immer nicht mit einem Amt bedacht, das ihm Ruhm und Reichtum eintrüge, verfolgt diese Entwicklung genau.

Bekanntlich muss jeder feine Mann in England Mitglied eines Klubs sein. Warum eigentlich, das hat noch niemand ergründet. Im Klub pflegt «man» zu speisen, seine Zeitung zu lesen, ja, wenn man ausser-

halb der Stadt ein Landhaus besitzt, wohnt man bei einem Besuch Londons für einige Tage im Klub.

Der Klub ist also ein Mittelding zwischen Hotel, Kaffeehaus, Stammtisch und Wohnstube der besseren Leute Englands. Sie wissen jedenfalls, dass sie im Klub nur «ihresgleichen» begegnen, das mag der eigentliche Grund für das Klubleben sein. Ausserdem ist die holde Weiblichkeit ausgeschlossen, und das erleichtert wahrscheinlich den ewig auf Geldverdienen ohne Mühe sinnenden Angehörigen der Klubs das ungestörte Nachdenken.

Zu den ersten Klubs gehört derjenige der «Konservativen», der Klub der «Primerose Ligue», dessen Mitbegründer zu Ehren des Juden Disraeli Churchills Vater Randolph war, der einmal gehört hatte, Disraelis Lieblingsblume sei die Primel.

Klubs sind von Natur aus langweilig. Bei den Konservativen aber ist es stinköde. Wenn jemand «Gute Nacht» gähnt, ehe er nach Hause geht, erzählt er nachher, er habe sich glänzend unterhalten.

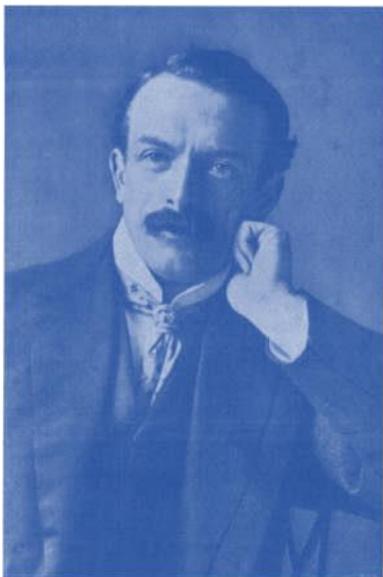
Der Radaumacher Churchill gehört seiner Familie gemäss und als Parteivertreter natürlich ohne Weiteres zu diesem, gewöhnlichen Sterblichen streng verschlossenen Klub. Aber mehrfach, wenn er im Unterhause mehr lärmende als grosse Reden geschwungen hat, ist er von den hier verkehrenden Greisen scheel angesehen worden.

So geht er hin, tut sich mit einigen jüngeren Leuten gleicher Stellung zusammen und gründet den «Klub der Tumultanten», von dem er kühn behauptet, dass Mitglieder aller politischen Richtungen in seinen Räumen Zusammentreffen dürften, um einen lebendigen Gedankenaustausch zu pflegen.

Auch das natürlich dient Churchill nur als Mittel, um in aller Leute Munde zu bleiben.

Dem Namen nach müsste es in seinem Klub toll hergehen. Churchill ist davon auch überzeugt, weil hier erlaubt ist, mit lauterer Stimme als andernorts über einige verkalkte «Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens» zu lästern, weil man hier Pläne schmiedet und nebenbei beredet, wie man durch Beiseiteschieben anderer zu Macht und Ruhm gelangen könne.

Dabei merkt der Gründer gar nicht, dass sein Klub sich nur in der Tonstärke, im Wesen aber überhaupt nicht von anderen seinesgleichen unterscheidet.



*David Lloyd George, 1. Earl Lloyd-George of Dwyfor (\* 17. Januar 1863 in Manchester; † 26. März 1945 in Llanystumdwy, Caernarfonshire); Aufnahme aus dem Jahre 1911.*

Immerhin – gelegentlich lugt einmal der aufstrebende Lloyd George, ein junger liberaler Abgeordneter, dessen verbissenem Willen manche vorausblickenden Leute eine grosse Zukunft voraussagen, zu den «Tumultanten» hinein. Auch andere Liberale fühlen sich zu ihnen hingezogen.

Englands Königin Victoria, bewundert, umjubelt, gehasst und geliebt, hat die Augen geschlossen. Ihr Nachfolger ist König Eduard VII., ein Mann, beseelt von dem Ehrgeiz, nicht nur die Eroberungen des victorianischen Zeitalters zu sichern, sondern sie möglichst noch zu mehren.

Ihm gilt sein Berliner Vetter, Kaiser Wilhelm II., als ein verhasster Nebenbuhler. Unter diesem Kaiser beginnt Deutschland die Früchte der zielbewussten

Bismarckpolitik zu ernten. Das durch die Reichsgründung vor einem Menschenalter endlich geeinte Reich zeigt den Willen, sich niemals mehr zerschmettern zu lassen und errichtet gegen das immer wieder spürbar werdende Rachegehlüst Frankreichs ein starkes Heer.

Nun aber wird der jugendfrischen deutschen Bevölkerung der Boden des Reiches zu eng. Auswandererarmeen ziehen hinaus nach Amerika, nach Afrika und Asien. Zwangsläufig beginnt das Deutsche Reich, eine eigene Aussenpolitik zu treiben und sich nach kolonialen Hilfsquellen umzusehen. Zum Schutz der ersten überseeischen Erwerbungen wird die deutsche Flotte geschaffen. Wird dieser Staat in Mitteleuropa Jahrzehnt um Jahrzehnt mehr zunehmen an Stärke und Einfluss? Dann – so behauptet die allenglische Strömung in Grossbritannien – wird das Deutsche Reich eines Tages genötigt sein, sich den direkten Zugang



*Der Hohenzollernfürst Wilhelm II. (\* 27. Januar 1859 in Berlin; † 4. Juni 1941 in Haus Doorn, Niederlande) war von 1888 bis 1918 letzter Deutscher Kaiser und König von Preussen.*



*König Eduard VII. (\* 9. November 1841 im Buckingham Palace, London; † 6. Mai 1910 ebenda) entstammte dem Haus Sachsen-Coburg und Gotha und war der älteste Sohn Königin Victorias. Eduard war vom 22. Januar 1901 bis zu seinem Tod König des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Irland und Kaiser von Indien. Er war der erste britische Herrscher aus dem Haus Sachsen-Coburg und Gotha.*

zum Ozean zu schaffen. Dann wird es möglicherweise versuchen, den Kanal zwischen dem Festland und England vom Lande aus zu beherrschen.

Auf diesen vollkommen unbegründeten Verdacht hin fädelt König Eduard VII. seine Einkreisung Deutschlands zielbewusst ein. Kurzsichtige und intrigante Politiker vom Stile des Geheimrats von Holstein verschärfen von Berlin aus künstlich die Gegensätze und erschweren dem deutschen Kaiser die Übersicht. Eine zunächst geheime, dann immer

offener betriebene englische «Zusammenarbeit» mit dem einst so verhassten, von England immer wieder mit Krieg überzogenen Frankreich beginnt. Am 8. April 1904 wird die «Entente cordiale» zwischen London und Paris abgeschlossen. Es ist die letzte grosse Entscheidung, die unter der konservativen Regierung getroffen wird – und sie beginnt sehr bald diesen

ihre verhängnisvollen Auswirkungen zu zeigen. Dass schon hinter diesen Plänen, im Schatten, die grossen Rüstungsleute stehen, die ihre Kanonen nur bei einem hochgetriebenen Wettrüsten Europas an den Mann bringen können, ahnen die Völker nicht.

Kaum hat Frankreich die englische Zusage schwarz auf weiss in der Tasche, als es auch schon seine Hand nach Marokko ausstreckt. Marokko, einem bis dahin freien Lande, haben deutsche Wissenschaftler, Techniker und Kaufleute hervorragende Kolonisierungsarbeit geleistet. Schritt um Schritt sind sie vorgedrungen in unerschlossene Ge-

bierte. Langsam haben sie das Vertrauen der Marokkaner erworben, einen umfangreichen gegenseitigen Handel aufgebaut.

Der englisch-französische Vertrag vom 8. April 1904 ist ergänzt durch ein Geheimabkommen, das Frankreich ein Vorrecht in Marokko einräumt. Die Marokkaner sind jedoch überzeugt, von England gegen Frankreich Schutz erwarten zu dürfen, und man lässt sie bewusst so lange in diesem Glauben, bis es zu spät ist. Da wendet sich hilfessuchend Marokko an Deutschland. Das Ansehen des Deutschen Reiches steht auf dem Spiele, wenn es seine in Marokko wirkenden Landsleute der Willkür der französischen Eroberungspläne überlässt.

Dies ist die Situation, die in den Jahren 1904 und 1905 die Welt an den Rand eines Krieges führt.

Die Franzosen nehmen sich täglich mehr Rechte in jenem afrikanischen Gebiet. Die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland steigt bis zum Siedepunkt. Kaiser Wilhelm II. landet am 31. Mai 1905 in Tanger, um, wie er in einer kampfbereiten Rede sagt, den «Schutz deutscher Interessen zu übernehmen» und den maurischen Würdenträgern zu erklären, dass Deutschland ihre Unabhängigkeit achte – was die zum Zugriffsbereiten Franzosen fürchterlich erbost.

In beiden Lagern rüstet man sich auf einen neuen Krieg, nicht gewillt, auch nur einen Schritt vor dem Gegner zurückzuweichen. England schürt den Kriegswillen Frankreichs – denn was könnte dem britischen Händler willkommener sein als ein deutsch-französischer Zusammenstoß, der die beiden lästigen Konkurrenten auf viele Jahre hinaus von den Weltmärkten zurückreißen würde!

Aber in London begeht man einen Rechenfehler. Man hat Frankreich zu weit vorgehetzt. Die französische Regierung fühlt sich allein zu schwach und verlangt im Stadium der politischen Hochspannung ein unbedingtes Beistandsversprechen. London zögert.

Gegen das Jahresende hat die Unerträglichkeit des lähmenden Schwebezustandes ihren Höhepunkt erreicht.

England geht wieder einmal zur Wahlurne – und gibt die Quittung für die «Unfähigkeit der Regierung» ab. So glaubt das Volk, das nicht wissen kann, dass die Konservativen in diesem Augenblick gern die Ver-

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Edward Grey, 1. Viscount Grey of Fallodon (\* 25. April 1862 in Fallodon;  
† 7. September 1933).*

antwortung los wären, um Frankreich in der Entscheidungsstunde alleinlassen zu können und deshalb insgeheim die Parole ausgegeben haben: Wählt liberal!

Aber die Konservativen erleben keine schlechte Überraschung, als sie unter den Kandidaten der Liberalen einen Namen entdecken, der bisher zu ihnen gehörte: Winston Churchill! Er hat mehr getan als nur die Parole befolgt, er ist gleich mit fliegenden Fahnen zu den Liberalen übergegangen.

Seit Monaten verfolgt er das «Spiel», wie er es nennt. Er spricht mit vielen einflussreichen Leuten, die ihm glaubhaft versichern, dass die konservative Regierung diese Kraftprobe nach dem kaum beendeten Burenkrieg nicht überleben kann. Da nimmt er die Debatte über den Schutzzoll im Unterhause zum Anlass, um die eigene Partei, die sich um ein Kompromiss bemüht, des Kuhhandels zu bezichtigen. Die Konservativen versuchen ihn niederzuschreien – die Liberalen jubeln dem unerwarteten Verbündeten zu – und danken ihm mit dem Angebot einer Kandidatur. Churchill entpuppt sich zum erstenmal als politisches Chamäleon. Er hält Wahlreden für die Liberalen!

Verrat! sagen die Tories.

Churchill geht trotzdem durchs Ziel, als Abgeordneter der bis vor wenigen Wochen von ihm bekämpften «Whigs».

Er bekommt wieder einen Sitz im Unterhaus, diesmal auf einer anderen Bank, jedenfalls aber auf Seiten der neuen Regierungspartei.

Sir Edward Grey wird die Bildung der Regierung übertragen. Der eiskalte Imperialist, der für England am liebsten die ganze Welt unterjochen möchte, es aber versteht, sich ein liberales Mäntelchen umzuhängen, holt zu seinen getreuesten Ratgebern Haldane, einen erbitterten Deutschenhasser, und McKenna, der auch alles andere als deutschfreundlich ist.

Churchill wird schnell noch vor Eröffnung des Parlaments nach Oldham geschickt, um dort, wo die Konservativen noch viele Anhänger behalten haben, über das Thema: «Warum ich nicht mehr konservativ bin» zu sprechen.

Er darf, will er als vollgültig in die Reihen seiner neuen Parteigänger aufgenommen werden, diesen Auftrag nicht ablehnen.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Der Staatsmann und Bankier Reginald McKenna (\* 6. Juli 1863 in Kensington, London; † 6. September 1943 ebenda) bekleidete zwischen 1907 und 1916 zahlreiche Ministerposten in den Regierungen Campbell-Bannerman und Asquith, bevor er von 1919 bis 1943 als Aufsichtsratsvorsitzender der Midland Bank die Geschäfte des grössten Bankhauses im Vereinigten Königreich leitete. Cartoon-Porträt aus dem Jahr 1923.*

Eine unangenehme Mahnung sitzt ihm in der Brust, als der Zug sich dem für ihn mit so vielen Erinnerungen erfüllten Ort nähert. Wird er Mister Middleton Wiedersehen – und Mary? Und wie wird er sie wiederfinden? Liebt Mary ihn noch immer, ihn, der ihre Briefe nicht einmal las, der sie selbst bis zum heutigen Tage vergessen hat? Wird Middleton wie das Gewissen selbst vor ihm stehen und ihn mahnen: Du hast deine einstige Überzeugung verraten – du hast uns alle verraten – du hast mich, den alten Middleton, verraten, dem damals keine Mühe für dich zuviel war – du hast Mary verraten, ohne die du niemals Mitglied des Unterhauses geworden wärest!?

Churchill wünscht, sich drücken zu können. Gäbe er aber dem Wunsche nach, dann wäre seine Laufbahn mit diesem Tage abgeschlossen und er müsste ein schlechtbezahlter Gutsverwalter bei einem seiner reichen Standesgenossen oder Renommier-Herzog in einem grossen Kaufmannsunternehmen der City werden. Dort braucht man halbverkrachte Adlige, um die zum Geldverdienen notwendigen «Beziehungen» zu pflegen. Brrr! Er schüttelt sich. Dergleichen spiessbürgerliche Berufe taugen nicht für ihn.

### **Ein Wiedersehen in der Provinz**

Churchill hält seine Rede.

In den vergangenen Jahren, seit er seinen ersten Sprechunterricht bei der Tochter des Ladenhändlers in Oldham erhielt, hat er viel hinzugelernt. Er hat vor den kritischen Hörern des Unterhauses bestanden – er hat in mancher öffentlichen Versammlung der Hauptstadt gesprochen, vor Menschen aller Art, vor Arbeitern und Wirtschaftsführern ebenso wie in den Adelsvereinigungen.

Die Leute von Oldham, die damals Churchill für die konservative Liste wählten, mögen heute zum grossen Teil gekommen sein in der Absicht, ihrem einstigen Abgeordneten einen Skandal zu machen, während die liberalen Wähler sich als seine Schutzgarde betrachten.

Im Anfang ist es im Saal etwas unruhig. Manche seiner einstigen Wähler haben sich vorgenommen, mit dem Abtrünnigen abzurechnen. Allmählich aber spickt Churchill seine Rede mit kleinen Seitenhieben

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

auf diesen oder jenen «grossen Mann», über dessen menschliche Schwächen auch das Volk gern spottet. Er findet den Ton, wie ein Gleicher unter Gleichen und dennoch mit jener gewissen Überlegenheit zu sprechen, die den sicheren Redner auszeichnet. Das alles hat er ja gerade in Oldham so gut gelernt!

Mäuschenstill hört man ihm zu. Zuerst kommt schüchterner Beifall von den Liberalen. Nach und nach verstärkt er sich aus den Reihen der Konservativen – und am Schluss jubelt man ihm laut zu.

Die Leiter der örtlichen Liberalen Partei können sich nicht genug in Lobeserhebungen.

Geschwollen antwortet Churchill ihnen:

«Es liegt jetzt bei Ihnen, die heute Abend gewonnenen zahllosen Anhänger der Liberalen Partei zu sichern. London erwartet, dass Sie ganze Arbeit machen, meine Herren. Meine Rede erleichtert es Ihnen, Oldham als einen sicheren Faktor für die Liberalen bei späteren Wahlen einzusetzen.»

«Gewiss, gewiss –», sagen die Männer betreten. «Wir sind doch noch ein Stündchen zusammen, Mister Churchill?»

«Sehr liebenswürdig, aber ich bin reichlich abgespannt und möchte schlafen gehen, weil ich morgen in aller Frühe Weiterreisen muss. Nehmen Sie es mir nicht übel.»

Mit tiefen Bücklingen verabschieden sich die Oldhamer Liberalen von dem «berühmten» Manne aus London. Draussen steht der Wagen bereit. Churchill steigt ein. Schon schnalzt der Kutscher mit der Zunge. Noch hat Churchill sich nicht gesetzt. Er muss durch das geöffnete Fenster nochmals Händedrucke tauschen. Dann möchte er seinen Platz einnehmen.

Erschreckt fährt er zurück. Dort im Dunkel des Coupés sitzt jemand!

Er will schon gegen die Scheibe klopfen und den Kutscher zum Halten zwingen, als der ungebetene Mitfahrer ihn am Rockzipfel auf den Nebensitz zieht und eine Stimme, die er genau kennt, sagt:

«Bedaure, Sie so unangenehm überrascht zu haben, Herr Churchill. Aber ich hielt es für das richtigste, Sie in Ihrem Wagen zu erwarten. Ich habe mit Ihnen zu reden.»

«Mister Middleton!» stellt Churchill wenig begeistert fest.

Jetzt sieht er auch im Licht der vorüberschaukelnden Gaslaternen gelegentlich das schmale Asketengesicht des Kaufmanns aus dem Dunkel des Wageninnern hervortreten.

«Peinlich, nicht wahr?» bemerkt Middleton spöttisch.

«Im Gegenteil!» Churchill streckt ihm die Hand entgegen, die aber nicht beachtet wird. «Ich freue mich von ganzem Herzen. Es war mir schmerzlich, zu wenig Zeit zu haben, um bei Ihnen Besuch zu machen.»

«Ja, seit Sie uns verliessen, haben Sie ständig an dieser Krankheit gelitten: chronischer Zeitmangel. Denken Sie nur – fünf Jahre sind vergangen, und Sie kamen nicht ein einziges Mal zu mir!»

«Ich habe oft gewünscht, mit Ihnen plaudern zu können.»

«Und nie mehr meiner armen Tochter den Kopf zu verdrehen, ja, ja, das geht so bei euch noblen Herren! Ah, da sind wir schon!»

Middleton öffnet den Schlag. Der Wagen hält vor seinem Hause.

«Wie kommt das?» will Churchill wissen.

«Steigen Sie nur aus!» herrscht Middleton ihn an. «Ich habe dem Kutscher vorhin Ihren Wunsch übermittelt, noch auf ein Stündchen zu mir zu fahren. Sie bedauerten es doch fünf Jahre lang, keine Gelegenheit dazu zu finden. Nun also kann Ihnen endlich einer ihrer grössten Wünsche erfüllt werden —»

Wenn er sich mit dem offensichtlich äusserst erregten Manne nicht in einen Streit einlassen will, der die halbe schlafende Stadt wecken würde, muss Churchill gehorchen. Er weiss auch zugleich, dass es für ihn nicht gut ist, von diesem als ehrliebend bekannten, schlichten und hochgeachteten Menschen in Feindschaft zu scheiden – jetzt schon gar nicht, da man ihn zum Verräter stempeln kann.

Er betritt jenes Haus, in dem er einst soviel Glück empfing.

Diesmal lächelt ihm Mary nicht entgegen.

Kurz und herrisch führt Middleton den Gast in die Wohnstube, ohne ihm Hut und Mantel abzunehmen. Er schiebt Churchill einen Stuhl hin, deutet mit der Hand darauf und stellt eine kleine Photographie auf den Tisch.

«Mary», sagt er mit rauher Stimme, «ist das erste Opfer auf Ihrer politischen Laufbahn, Herr Churchill —»

«Opfer?» fragt Churchill mit deutlicher Beklemmung.

«Sie ist tot –»

«Ah, die Krankheit –»

Erbittert lacht Middleton auf.

«In dieser Umgehung – und ohne Ihr Erscheinen hätte Mary noch ein halbes Menschenalter vor sich gehabt. Sie haben ihr alle Kraft gestohlen. – Sie hatten ihr versprochen, sie zu heiraten und sie nach Davos zu bringen, um sie dort gesund zu machen.»

«Gewiss. Es war meine Absicht. Aber ich bin mittellos, es wird noch einige Jahre dauern, ehe ich –»

«Schweigen Sie! Jedes Ihrer Worte ist eine Lüge. Mittellos sagen Sie? Ihr Einkommen ist beträchtlich höher als das meine – wenn ich nur die Zinsen rechne, die das Bankhaus Cassel Ihnen auszahlt. Ich habe trotzdem eine Frau und mein Kind anständig ernähren können. Weil Sie ein hoch wohlgeborener Titelerbe sind, ging das nicht? Nun, dann muss ich sagen, dass Ihr Titel und Ihr ganzes Hochwohlgeborensein ein Freibrief für Betrug und Niedertracht sind! Schweigen Sie, sage ich! Ich könnte mich sonst vergessen. Sie, der Sie niemals die Wahrheit sprechen, sollen die ganze fürchterliche Wahrheit erfahren, ehe Sie dieses Haus verlassen.

Mary erwartete ein Kind von Ihnen. Noch ehe sie es mir gestehen musste, schrieb sie Ihnen flehende Briefe. Sie antworteten nicht einmal. Dann erfuhr ich alles. Und ich verbot Mary, Ihnen auch nur noch eine einzige Zeile zu opfern. Ich brachte sie zu Verwandten auf das Land. Die Moralenge in dieser Stadt hätte ihr das Leben zur Hölle gemacht. Das Kind kam zur Welt, es kostete meine Tochter das Leben.» Middleton deutet auf das Lichtbild. «Dies ist Jane, Marys Tochter. Dort drüben schläft sie –»

Betroffen sieht Churchill das Abbild an.

«Mein Kind also –»

«Nein. Marys Kind.» Drohend erhebt der alte Mann die Stimme: «Sollten Sie sich jemals getrauen, den Lebensweg dieses unschuldigen Wesens zu kreuzen, sollten Sie jemals versuchen, nicht über alles Geschehene zu schweigen wie das Grab, so habe ich durch Hinterlegung eines Briefes bei einem Notar dafür gesorgt, dass selbst noch nach meinem vermutlich bald zu erwartenden Ableben alles über Ihre ehrenwerte Handlungsweise ans Tageslicht kommt – alles! Angefangen bei

Ihren erlogenen Kriegsberichten bis zu Ihrem schmähhlichen Verrat an meiner Tochter und der ganzen Infamie Ihres kürzlichen Parteiwechsels. Merken Sie sich das. Und nun, mein Herr, gehen Sie hin und werden Sie ein grosser Mann! Mit Ihren Fähigkeiten, mit den Eigenschaften eines Schurken, der vor nichts zurückschreckt, werden Sie es in England zweifellos weit bringen.»

Middleton öffnet selbst die Tür. Seiner herrischen Geste muss Churchill gehorchen.

Ehe er die Stube verlässt, fragt er schüchtern:

«Darf ich Jane nicht wenigstens einmal sehen?»

«Niemals. Sie könnte erwachen – und ihre kindliche Seele soll nicht mit dem Anblick Ihrer verlogenen Teufelsfratze befleckt werden. Machen Sie, dass Sie hinauskommen! Und wehe, wenn Sie sich jemals wieder in meiner Nähe blicken lassen!»

Churchill hört noch den rostigen Schlüssel sich im Schloss umdrehen.

Bedrückt wendet er sich zum Gehen. Die Droschke wartet längst nicht mehr auf den säumigen Fahrgast. Er muss jetzt den Weg zum Hotel zu Fuss machen.

Der Marsch durch die nachstillen Strassen tut ihm gut. Langsam wird es in seinem Kopf wieder klarer.

Gewiss, der kleine Ladenhändler hat ihm ein paar Grobheiten ins Gesicht geschleudert. Was tut das? Middleton ist eine unbedeutende Grösse. Um seiner Tochter willen wird er schweigen, solange er lebt. Wenn man es recht bedenkt, hat es sich alles gut gefügt. Mary ist nicht mehr. Sie kann nicht mehr an ein in jugendlicher Verliebtheit gegebenes Eheversprechen erinnern – sie hat ausgeglitten. Die Bahn ist frei...

Leise pfeifend erreicht Churchill sein Hotel.

Mit dem gleichmütigen Pfeifen auf den Lippen steigt er die Treppen zu seinem Zimmer hinauf. Er legt sich sofort ins Bett und schläft gleich ein. Erst als die Sonne ins Zimmer scheint, erwacht er, lässt sich ein ausgiebiges Frühstück servieren und liest die Morgenzeitung, die voll des Lobes für den grossartigen Redner Churchill aus London ist.

Er hat es geschafft. Was will er mehr?

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Churchills Fell ist dicker als das eines indischen Panzernashorns – und an dessen dicker Schale sind die Kugeln seiner Büchse damals auf einer Jagd im Pendschab wie Hagelkörner abgeprallt!

Dennoch, als er Oldham verlässt, tut er es nicht mit dem Gefühl eines Sieges, sondern mit einem befreiten Aufatmen. Er gelobt sich selbst, das Städtchen niemals wieder zu betreten.

Und dieses Gelöbnis ist das einzige, das er jemals gehalten hat.

### **Die ersten Sprossen auf der Leiter**

Der schlammige, nebeldicke Londoner Dezember erzeugt keine vernüglische Stimmung.

Es ist auch nicht viel los in der Hauptstadt des britischen Weltreiches. Die «wichtigen» Familien haben sich längst auf ihre Landsitze zurückgezogen, um dort auf das Weihnachtsfest zu rüsten. Damit beschäftigt man sich in diesem Jahr sogar besonders eingehend, weil jeder überzeugt ist, das nächste Jahr nicht ohne einen grossen europäischen Krieg zu erleben.

Das Unterhaus muss allerdings trotzdem zusammentreten, um eine Erklärung über die Ansichten der neugewählten Regierung entgegenzunehmen.

Die neuen Leute auf den Ministerplätzen verhalten sich jedoch zunächst sehr vorsichtig. Es gibt keineswegs die erwartete Sensation. Weder wird einem Vertrag mit Deutschland, noch einem Eingreifen zugunsten Frankreichs das Wort geredet. Die liberalen Minister erklären vielmehr, dass sie gewillt seien, das Regierungsschiff um alle Klippen herumzusteuern mit einer «Politik des Kräfteausgleichs».

So geht das Jahr der Spannungen ohne ein eigentlich bedeutsames Ereignis zu Ende.

Für Winston Churchill ist gegenwärtig nur ein kleines Erlebnis im Unterhaus von einiger Bedeutung.

Er hatte nach Mary Middletons Rezept wieder einmal eine neue Rede einstudiert.

Kaum aber erhebt er sich von seinem Sitz, als ein allgemeines Füssescharren losgeht und auf der Seite der Konservativen ein höchst eindeutiger Lärm entsteht.

Die ersten Worte Churchills sind überhaupt nicht zu verstehen, obgleich er, puterrot im Gesicht, brüllt. Dann strömen zweihundertfünfzig Abgeordnete von insgesamt sechshundertsiebzig zu den Saaltüren: Sämtliche Konservativen verlassen zum Protest gegen die Rede ihres einstigen Anhängers und jetzigen Gegners den Saal!

Höchst verwirrt muss Churchill warten, bis die Ruhe wiederhergestellt ist. Erst dann kann er loslegen. Aber nun hilft die ganze Schauspielerei nicht mehr. Ihm ist zumute wie einem Bühnendarsteller, der sein Stichwort verpasst hat, zu spät auf die Bühne kommt und überhaupt nicht weiss, bei welchem Punkt die Handlung des Stückes angeht.

Nach einigen farblosen Redensarten setzt er sich wieder – und die konservativen Abgeordneten kehren an ihre Plätze zurück.

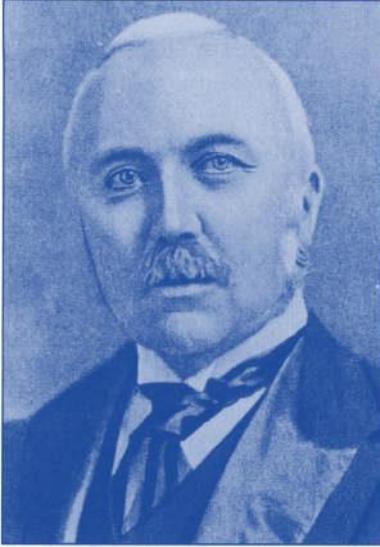
Und doch hat Churchill eine Lehre von grundlegender Bedeutung für seine ganze fernere Laufbahn erkannt.

Die letzte konservative Regierung scheiterte, weil sie nach dem Burenkriege kein klares und eindeutiges Programm aufzuweisen hatte, wohl auch, weil ihr der eiserne Wille der verstorbenen Königin nicht mehr Ansporn sein konnte. Auch dem gegenwärtigen liberalen Kabinett, das nicht recht Farbe bekennen will, sagt man keine lange Lebensdauer voraus. Es wird in Kürze verbreitert werden müssen. Dann werden auch die schwebenden Fragen der Weltpolitik im einen oder anderen Sinne geklärt sein.

In welchem, das weiss Churchill so wenig wie jeder andere Durchschnittsengländer. Vielleicht zugunsten Deutschlands, vielleicht zugunsten Frankreichs. Wie sich das nachher ausnimmt, will Churchill abwarten, um darauf seine höchst persönliche Laufbahn aufzubauen.

Er verfolgt die Geschehnisse mit brennender Neugier. Kaum politisch geschult, übersieht er die grossen Zusammenhänge des Kräftespiels zwar nicht. Er wittert aber, dass sich ein Wendepunkt im Geschick der europäischen Nationen ankündigt + und solche Wendepunkte sind für neue Leute günstig, das hat er bereits mehr als einmal beobachten können.

Das Jahr 1906 beginnt ruhiger als man erwartete. Die ersten Anzeichen einer möglichen Verständigung zwischen Deutschland und Frank-



*Der liberale Politiker Sir Henry Campbell-Bannerman (\* 7. September 1836 in Glasgow; † 22. April 1908 in London) war vom 5. Dezember 1905 bis zum 3. April 1908 Premierminister Grossbritanniens.*

reich über die Interessentrennung in Afrika kündigen sich an. Auf der Algeciraskonferenz wird nach langem Hin und Her der Frieden noch vor Kriegsausbruch geschlossen: Deutschland zieht sich aus Marokko macht- politisch zurück, dagegen macht Frankreich einige Zugeständnisse für andere Gebiete. Dies alles unter dem Zeichen einer englischen

Einwirkung, weil der Vertrag England an Frankreich bindet und England sich schwach fühlt!

In englischer Lesart heisst das: England hat der Welt den Frieden gerettet!

Und in London bildet sich eine neue Regierung unter dem Premierminister Campbell-Bannerman. Zu Churchills Erleichterung entsteht ein zweites liberales Kabinett. Er fürchtete schon die Rückkehr der Konservativen und sah damit seine Felle davon-

schwimmen! Die «Verbreiterung des Kabinetts», die er ahnte, ist da.

Churchill mag grübeln, wie er will – er entdeckt den Schlüssel zu den Geheimfächern der hohen Diplomatie noch immer nicht. Den Krieg gegen Frankreich hat Deutschland aufgegeben, weil es sich nicht genügend gerüstet fühlt? Hat Frankreich Verhandlungsbereitschaft gezeigt, weil es durch England andere koloniale Interessen bedroht sieht? Hat England beiden Parteien zur Mässigung zugeredet, weil ihm die Buren weiterhin grosse Sorge machen? Oder sitzt ihm noch immer der Aderlass des Burenfeldzuges in den Knochen? Fürchtet man die Unruhen in Irland?

Campbell-Bannerman, der Premierminister, behält den Leiter der bisherigen Regierung als Aussenminister: Sir Edward Grey.

Grey ist das, was Churchill gern werden möchte, ein politisches Programm. Hartes Streben nach englischer Weltherrschaft unter der Maske des liberalen, geschmeidigen, nach allen Richtungen scheinbar ausgleichenden Diplomaten – wenigstens in jenen Jahren, da er noch ein gut Teil Spannkraft besitzt. Und dieser Mann lässt zu einem seiner Empfänger auch dem Mitglied des Unterhauses, Winston Churchill, eine Einladung zukommen.

Platzend vor Eitelkeit wirft Churchill sich in den Frack.

Inmitten der grossen Zahl von Leuten, die den Palast des Aussenministers bevölkern, fürchtet er zu verschwinden. Er findet nur Gelegenheit, dem Leiter der englischen Weltpolitik artig die Hand zu reichen und wird dann nicht weiter beachtet. Aufgeblasen wandert er inmitten ordengeschmückter Fräcke und Uniformen durch die Säle, raucht hier eine Zigarre, trinkt dort einen Whisky und mimt in gemässigter Form den «Clown des Unterhauses».

Einige Stunden vergehen. Die meisten Herren sind schon gegangen. Auch Churchill muss sich zum Aufbruch bequemen und begibt sich an die Kleiderablage. Dort tritt ein Diener ihm entgegen.

«Mister Churchill?»

«Ganz recht.»

«Wollen Sie die Güte haben, hier diesen Durchgang zu wählen?»

Verblüfft sieht Churchill eine offene Tür vor sich.

«Aber – verstehe nicht.»

«Bitte sehr, mein Herr!»

Der energischen Höflichkeit kann der junge Abgeordnete sich nicht entziehen. Er steht gleich darauf in einer Art Vorzimmer.

Eine gegenüberliegende Tür öffnet sich, dort erscheint Sir William Tyrrell, der Privatsekretär des Aussenministers.

«Mister Churchill? Sir Edward Grey äusserte den Wunsch, nachher noch einige Worte mit Ihnen zu wechseln. Wollen Sie hier im Arbeitszimmer kurze Zeit warten, bis die letzten Gäste sich verabschiedet haben?»

«Gewiss, gern.»

Der Aussenminister lässt ihn, Winston Churchill, in sein geheimes Reich eindringen! Das hat viel zu bedeuten. Jetzt, spürt Churchill, muss die grosse Entscheidung fallen! Dann aber sinkt sein Mut. Hat er mal in Redensarten und Witzeleien vielleicht gegen die Liberale Partei ge-

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Der Diplomat und aktive Einkreisungspolitiker William George Tyrrell, 1. Baron Tyrrell (\* 17. August 1866; † 14. März 1947) wirkte von 1889 bis 1928 im britischen Ausenministerium, dem Foreign and Commonwealth Office. Dort fungierte er unter anderem, von 1905 bis 1915 als Privatsekretär des langjährigen britischen Ausenministers Sir Edward Grey und von 1916 bis 1919 als Leiter der Nachrichtenabteilung. Er unterstützte dabei besonders die Entente cordiale mit Frankreich. Von 1925 bis 1928 bekleidete er den Posten des beamteten Staatssekretärs im Foreign Office, das zweithöchste Amt in der britischen Ausenpolitik nach dem des Ausenministers. Von 1928 bis 1934 amtierte Tyrrell als britischer Botschafter für Frankreich in Paris. Auch hier strebte er eine enge Zusammenarbeit beider Länder bei der Isolierung Deutschlands an.*

sündigt? Hastig durchdenkt er alles, was er an diesem Abend äusserte. Er weiss es kaum noch.

Die Tür geht auf. Sofort steht Churchill stocksteif. Sir Edward Grey sieht ihn aus seinen stahlgrauen Augen fest an, dann winkt er dem Sekretär zu verschwinden – und nun reicht er Churchill die Hand.

«Es ist sehr liebenswürdig, Mister Churchill, dass Sie mir diese Stunde geopfert haben. Bitte, setzen Sie sich und nehmen Sie noch eine Zigarre. So – Feuer? Ah, Sie haben selbst.»

«Exzellenz erweisen mir eine hohe Ehre

«Nicht so feierlich, mein Lieber. Diese Unterhaltung wollen Sie, bitte, als absolutes Privatgespräch betrachten. Ich habe festgestellt, dass Sie zur Zeit der einzige liberale Abgeordnete sind, der am Burenfeldzug teilgenommen hat. – Die Regierung sieht sich einer Aufgabe gegenüber, die nur mit Hilfe eines solchen Mannes gelöst werden kann. Wären Sie bereit, den entsprechenden Posten zu übernehmen?»

«Selbstverständlich – mit dem grössten Vergnügen.»

Greys Gesicht zeigt ein spöttisches Zucken.

«Sie fragen nicht einmal, um welche Stellung es sich handelt? So brennend ersehnen Sie also einen Posten? Nun, immerhin. Ihr Eifer wird dadurch nur bestätigt, Sie haben den Liberalen in Oldham ein hübsches Stück vorangeholfen und sind einige Zeit in Südafrika gewesen. Das ermöglicht mir, Ihnen den Posten eines Unterstaatssekretärs im Kolonialamt anzubieten.»

Churchill glüht vor Begeisterung.

«Exzellenz sprachen vorhin von einer besonderen Aufgabe – eine solche wäre also mit meiner Stellung verbunden?»

«Sonst brauchten wir keine Neubesetzung vorzunehmen. Die konservative Regierung hat Lord Milner und seinen ,Kindergarten«, wie man scherzhaft die wackeren Arbeiter an Englands Ruhm nennt, die sich drüben aufopfern, zwar nach Südafrika geschickt, um die dortigen Verhältnisse zu studieren – aber sämtliche Vorschläge, allmählich den wirklichen Frieden herzustellen, blieben bei der bisherigen Regierung Englands unbeachtet. Wir kennen die Auffassung der konservativen Kreise genau: Das Burenland, sagen sie, ist eine Kolonie und wird von England regiert. Lord Milner behauptet, niemals seien mit nackter Ge-

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

walt die Buren auf die Dauer unter englisches Regiment zu zwingen, und schlägt deshalb die Ausarbeitung einer eigenen Verfassung jenes Gebietes vor.»

«Darin liegt eine Gefahr. Gäbe man den Buren eine Verfassung nach ihrem Kopfe», wirft Churchill ein, «so könnten andere Kolonien auch –»

«Die Buren sind Weisse. Das ist in erster Linie der breiten Öffentlichkeit Englands klarzumachen. Wir werden an die gern hervorgekehrte Grossmütigkeit des englischen Volkes dem Besiegten gegenüber appellieren. Damit erreicht man immer sein Ziel. Sie, der Sie die Buren selbst kennen, dürften wissen, dass Englands Einfluss dann umso mehr gesichert ist, wenn man den Buren eine Art von Verfassung gibt, die ihnen gewisse Freiheiten einräumt – soweit Englands Interessen dadurch nicht geschädigt werden.»

In der Pause, die Sir Edward Grey macht, begreift Churchill langsam.

«Ich soll also im Kolonialamt Lord Milners Vorschläge mit der hiesigen Auffassung in Übereinstimmung zu bringen versuchen?»

«Wir vertrauen dabei Ihrer Kenntnis von Land und Leuten. Sonderausfälle wie seinerzeit Ihr öffentlicher Kampf zur Verteidigung der englischen Konzentrationslager in Südafrika sind allerdings die Auffassung eines erprobten und in Kämpfen hart gewordenen Kriegers. Wir müssen andere Wege gehen. Es muss das Ziel unserer Regierung sein, jede Beschwerde der Buren zu untersuchen und ihnen diejenigen Milderungen zu gewähren, die England nichts schaden können, jedoch eindeutig beweisen, wie sehr England das Wohl der seiner Oberhoheit unterstellten Völker im Auge hat. Darüber hinaus allerdings heisst es: fest zupacken.»

«Ich danke für die Richtlinien, Sir Edward. Ich glaube, ich werde zur Zufriedenheit Eurer Exzellenz arbeiten.»

Grey reicht ihm wie zur Bekräftigung die Hand.

«Wäre ich nicht überzeugt davon, ich hätte Sie nicht in dieses Amt voll Verantwortung berufen. Vergessen Sie keinen Augenblick, dass Sie jetzt, erst im Beginn einer Laufbahn stehen, die Sie zu den kühnsten Hoffnungen ermuntert. Und noch eines: Aus manchen Äusserungen entnahm ich, dass Sie Völker ferner Erdteile für Englands Feinde halten. Das ist niemals der Fall. Immer wird England mit einer einzigen

Tat jene leicht zu lenkenden Völkerschaften auf den Weg bringen, der zu ihrer Entwicklung führt. Für die nächste Zeit kennen wir nur in Europa Gefahrenherde. Das sei Richtschnur Ihres Handelns, auch und gerade im Kolonialamt. Haben wir uns verstanden?»

«Ich hoffe aufrichtig, Sir Edward.»

Damit ist ein Gespräch beendet, das für den Augenblick Winston Churchill einen scheinbar untergeordneten Posten in der englischen Regierung zuweist – in Wahrheit leitet es die verhängnisvollste Epoche der Geschichte Europas ein. Nicht einmal Churchill ahnt die sich anbahnenden Entwicklungen.

### Nebenbei ein bisschen Spitzel...

Es dauert ein halbes Jahr, ehe Churchill einigermassen Kenntnis von den Dingen erlangt hat, denen er sich zukünftig widmen soll. Sein Chef ist Lord Elgin, der liberale Kolonialminister, dem die undankbare Aufgabe zufällt, die eisenharte, von Blut triefende englische Kolonialpolitik nach einigermassen «humanen» Gesichtspunkten der gegenwärtigen, aus langem Schlaf erwachten Welt mundgerecht zu machen.

Lord Elgin hält seinem jungen Mitarbeiter wiederholt Vorträge, um ihn auf seine Seite zu ziehen.

«Beherrzen Sie eine Lehre, Mister Churchill: beobachten Sie die Arbeit der Deutschen draussen. Sie werden feststellen, dass dieses zähe und bis zur Erschöpfung begeistert arbeitende Volk in



*Victor Alexander Bruce, 9. Earl of Elgin (\*16. Mai 1849 in Montreal; † 18. Januar 1917 Dunfermline).*

vielen Dingen eine vorbildliche Haltung im Umgang mit den zu kolonisierenden Völkern einnimmt.»

«Sehen Mylord es so?» fragt Churchill vorschnell. «Deutschland ist doch aber der gefährlichste Konkurrent Englands!»

«War es, Mister Churchill, war es. Unter der liberalen Ära wird England viele Rückständigkeiten aufgeben, und dort, wo der Wettbewerb Gefahren bringen könnte, wird man sich mit den Deutschen verständigen oder sogar – verbünden.»

«Mylord übersehen dabei vielleicht, dass Deutschland immer noch bestrebt ist, sich auszudehnen.» «England hält die Schlüssel der Welt in Händen. Die kleinen friedlichen Eroberungen, die Deutschland macht oder vielleicht noch machen könnte – mein Gott, zählen sie überhaupt? Sehen Sie sich einmal auf der Weltkarte an, wieviel von der Erdoberfläche Hoheitsgebiet Seiner Majestät des Königs von England ist!»

Darauf erwidert Churchill nichts mehr. Ihm wird klar, dass er in seinem Vorgesetzten einen liberalen Idealisten erblicken muss, der wirklich an Fortschritt und Entwicklung glaubt.

Er versteht es, die Auffassungen Lord Elgins gelegentlich bei Besprechungen im Aussenamt Sir Edward Grey anzudeuten. Und wird dieserhalb vom Premierminister mit einem besonders herzhaften Händedruck belohnt.

«Setzen Sie auf dieser Linie Ihre Arbeit fort, Mister Churchill!» ermuntert Grey seinen gelehrigen Schüler. Das sagt genug.

Der neue Unterstaatssekretär amtiert in aller Stille nebenberuflich als – Spitzel des Aussenministers! Nur eines hat Churchill im Sinn: er will Macht gewinnen. Dafür ist er bereit, jeden anderen Menschen und jede Sache schmähdlich zu verraten. Er braucht Einfluss – so schnell wie möglich.

Seine offizielle Aufgabe ist ja eigentlich auch schon ein Verrat, Verrat an Lord Milner und seinen «jungen Leuten», die mit den niederkämpften Buren allmählich Fühlung genommen haben und die berechtigten Wünsche des Kaplandes für eine eigene Verfassung in grundlegenden, wenn auch vom englischen Denken stark beeinflussten Vorschlägen zusammenfassen.

Churchill «bearbeitet» jeden Bericht von drüben, und was danach von den Unterbeamten daraus gemacht wird, das hat überhaupt keine

Ähnlichkeit mehr mit den Verfassungsentwürfen, die aus der Situation des Kaplandes geboren sind. Aber alles dies geschieht im Sinne Sir Edward Greys und über den Kopf des Kolonialministers hinweg.

Lord Elgin muss das Treiben seines Unterstaatssekretärs dulden. Der Lord hat grössere Sorgen als nur die Kapkolonie. Da sind die immer wieder aufflackernden indischen Freiheitsbestrebungen; da ist das australische Problem; dann verlangen die Kanadier erweiterte Rechte, und endlich, das Sorgenkind: Irland.

Mit der Burenfrage allein ist Churchills Ehrgeiz noch längst nicht befriedigt. Überall in den Ministerien horcht er herum, überall baut er sich «Beziehungen», die dem Erben des Marlborough-Titels leicht zu erringen sind.

Titel und Stellung gemeinsam öffnen ihm die Türen der «Gesellschaft». Auf den Hausempfängen, auf den Bällen der reichsten und mächtigsten Leute Londons erscheint der Unterstaatssekretär. Er wird allmählich ein bisschen rundlich, der einst so hagere Reiteroffizier. Aber gerade das gibt ihm etwas Biedereres. Seine Wangen werden feist vom allzu vielen Frühstück. Als tägliches «Lebenselixier» dient ihm eine Flasche Champagner. Sein roter Haarschopf lichtet sich frühzeitig. Alles dies aber macht ihn zum Typ eines Mannes, der mit einer gewissen Würde und vor allem mit einer durch nichts zu erschütternden Selbstsicherheit einherstolzert.

Ein Unterstaatssekretär nur – gewiss, einer von unzähligen! Jedoch schon jetzt glaubt mancher einflussreiche Mann, dass es gut sei, sich diesen Churchill, der fast immer Zugang beim Aussenminister hat, zum Freunde zu machen. Man kann nie wissen, was er morgen sein wird.

Und obendrein spricht dieser noch immer junge Mensch in grossen Versammlungen der liberalen Partei vor jenen Kreisen des Hochadels und des besitzenden Bürgertums, die sonst hauptsächlich für die Konservativen zu stimmen pflegen.

Im Augenblick hat also der Unterstaatssekretär nicht nur für die liberale Partei, sondern auch für die Regierung Englands eine ausserordentliche Bedeutung. Er selbst wird immer weiteren Kreisen bekannt. Vor allem versteht er sehr geschickt, zwischen der «City», der Londoner Kaufmannschaft, die den Reichtum der ganzen Welt verwaltet und alle

Märkte kontrolliert, und der «Society», dem Adel und den Regierungsleuten mit ihren Palästen von Maifayr, Brücken zu schlagen.

Dabei ist ihm sein Bruder behilflich, der von einer jüdischen Börsenmaklerfirma als Teilhaber aufgenommen wird, obgleich er fast mittellos ist. Warum man bei Börsenspekulationen einen Churchill gebraucht, der doch nichts von Börsengeschäften versteht? Oh, Mister Churchill ist der Bruder des immer hervorragend informierten Unterstaatssekretärs im Kolonialamt! Ein kleiner Hinweis von ihm, und man kennt im Voraus die Absichten der englischen Regierung! Zwölf Stunden zeitiger als jede Konkurrenz kann man über Vermögenswerte disponieren, Aktien kaufen oder abstoßen, je nachdem, wohin das Schiff der britischen Politik steuern wird!

Churchills Bruder und seine jüdischen Geschäftsfreunde gehen ein und aus im Hause eines reichen Kanadiers, Sir Harold Hozier, eines einstigen Colonels, der in London weitgespannte Geschäfte betreibt und vor allem in seiner eigentlichen Heimat grosse Interessen besitzt. Wenige können sich ein Bild machen von der Rolle, die dieser Mann im Schatten der «Regierenden» spielt; man weiss nur in einem sehr engen Kreise, dass die 1873 erfolgte Gründung der Sektion des Intelligence Service beim Londoner Kriegsministerium auf Hoziers Einfluss beruhte. Hozier bedient sich zuweilen jener Maklerfirma zur Durchführung seiner Transaktionen, die sich Mister Churchill den Jüngeren zum Teilhaber erwählte – Brandon Bracken – und selbstverständlich legt Hozier Wert darauf, den neuen Unterstaatssekretär des Kolonialamtes genauer kennenzulernen. Im Klub hat man sich zunächst flüchtig begrüsst.

«Sie werden uns die Ehre erweisen, unser Gast zu sein?» schlägt Hozier vor.

«Mit Vergnügen!» antwortet Winston Churchill.

## **Im Zeitalter der Vorbereitung**

## **Hausball – und Wirtschaftspolitik**

Zwei Worte regieren das Dasein der «tonangebenden» Leute in England.

Das erste führt man bei jeder Gelegenheit im Munde: «Society», die «Gesellschaft». Man muss dazugehören, sonst bringt man es im Leben nie zu etwas. Das zweite spricht man niemals aus: «Geld». Man verdient es in rauhen Mengen – aber möglichst unauffällig und, um Gottes willen, ohne sich die Hände schmutzig zu machen.

Die ungeschriebenen Gesetze der Londoner Gesellschaft verlangen, dass ein junges Mädchen zu gegebener Zeit in die «Gesellschaft eingeführt» wird.

Ein solches Vergnügen können sich nur Leute leisten, die über Geld und nochmals Geld verfügen. Entschieden wird über die Gesellschaftsfähigkeit einer jungen Dame durch den Empfang bei Hofe und durch den Eindruck, den die für diesen Festtag sorgsam herausgeputzte Anwärterin auf die Majestäten macht. Gelingt der Hofknicks und gibt es im Augenblick nichts Nachteiliges über diese eine von den einflussreichen fünftausend Familien Englands zu melden, öffnen sich alle Türen für die neue Erscheinung. Ist das geschehen, darf das junge Mädchen von «Angehörigen der Gesellschaft» geheiratet werden.

Fehlt auch nur ein I-Tüpfelchen an diesen Voraussetzungen, so muss das Fräulein eben in der «City» heiraten, das heisst bürgerlich.

Die Familie Hozier gehört zur Gesellschaft.

Sie gehört auch zu den reichen Leuten. In ihrer Nähe wimmelt es nur so von «Beziehungen», sogar von weltumspannenden.

Im Sommer 1907 wird Clementine Hozier auf traditionelle Art in die Gesellschaft eingeführt. Sie findet bei Hofe Gnade vor den Augen der Majestäten.

Die glücklichen Eltern dürfen nun Umschau halten nach einem ebenbürtigen Schwiegersohn.

Die Hoziers geben also ihren grossen Ball. Miss Clementine vertritt ganz den Typ der jungen Amerikanerin jener Zeit – sie versteht sich auf den schwärmerischen Augenaufschlag, wenn von Religion die Rede ist; sie senkt züchtig den Blick, wenn in ihrer Nähe von einer der leichtfertigen Revuen in den Londoner Theatern gesprochen wird. Sie versteht

es, sich im Walzer und Cakewalk<sup>1</sup> führen zu lassen. Sie lächelt genau denjenigen jungen Männern zu, die ihr von ihren Eltern als «ehrenwert» bezeichnet wurden und beachtet nicht die gefährlichen Gesellschaftslöwen, die man überall einlädt, in der Hoffnung, sie doch noch einmal in eine Ehe zu zwingen.

Winston Churchill, der rundliche Unterstaatssekretär, gefällt den Hoziers sofort. Er ist offensichtlich kein leichtfertiger Don Juan, der seine Zeit vertreibt, indem er von Ball zu Ball schwirrt. Im Gegenteil, er spricht zumeist mit den älteren Herren, die ihre Titel und Ämter mit Würde tragen, und eifert ihnen nach. Man lässt ihm sogar durchgehen, dass er nicht ganz so gemessen spricht, wie es für einen Gentleman eigentlich Vorschrift ist, und dass er zuweilen sogar angesehenen Persönlichkeiten ins Wort fällt und erklärt, etwas besser zu wissen. Es gehört nämlich in London zum guten Ton, selbst Dinge, von denen man sehr viel weiss, nur mit äusserster Zurückhaltung vorzutragen.

Wie gesagt, Winston Churchill hält sich wenig an diese Regeln. Aber er versteht sich darauf, mit dem Brustton der Überzeugung zu sprechen – und er hat sich nicht geschämt, ein Amt zu übernehmen, für das man niemanden sonst finden konnte. Ja, es gelingt ihm anscheinend sogar, auf diesem ziemlich ungemütlichen Posten so geschickt zu lavieren, dass weder Lord Milner noch Lord Elgin Angriffspunkte finden, obgleich er oft ihre Intentionen unverfroren durchkreuzt. Sir Edward Grey ist mit ihm nicht unzufrieden. Das will allerlei bedeuten!

Clementine Hozier ist jung. Sie mag nicht gerade eine Schönheit sein, aber ihre Haltung verrät bei aller Mädchenhaftigkeit, dass sie fähig ist, einmal eine führende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, wenngleich sie Leuten alten Stils schon zuweilen arrogant erscheint.

---

1 Der Cakewalk ist ein Gesellschaftstanz, der um 1850 als eigenständiger Tanz in den Vereinigten Staaten beschrieben wurde; er wurde zunächst Chalk Line Walk (englisch für «Kreideliniengang») genannt. Von 1895 bis 1905 wurde der Tanz dann auf der Grundlage von Ragtime-Musik als Cakewalk zum bekannten Modetanz; 1915 hatte er eine zweite Blütezeit, bevor er um 1920 aus der Mode kam.

Churchill hat sie zum Tanz geführt. Er schnauft ein wenig im Walzertakt. Trotzdem bemüht er sich, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

«Auf der letzten Wohltätigkeitsveranstaltung von Lady Derby habe ich Sie schon gesehen, nicht wahr?»

«Ja. Meine Mama ist ja eine Lady Ogilvy, sie stammt in direkter Linie vom Earl von Arly ab – und da gibt es viele verwandtschaftliche Bande, obgleich mein Vater von jenseits des Ozeans eingewandert ist. Papa kann nur seine hugenottische Abstammung ins Treffen führen, also nicht mit einer grossen Familie glänzen. Scheinbar findet man sich damit ab.»

«Sir Harold hat es aber verstanden, sich eine beneidete Stellung zu schaffen. Ich bewundere Ihres Vaters Weitblick oft. Und Lady Ogilvy ist unermüdlich in ihrem Bemühen im Dienst der Wohltätigkeit –»

«Wir müssen doch den Schwarzen in Afrika die Religion bringen. Und darum, Mister Churchill, bedeuten Sie uns so viel, Sie, der Sie mitgekämpft haben, um den Sklavenhandel am Kap auszurotten.»

Triumph! Er hat mitgeholfen! Ja, ja, die wunderbaren Kriegsberichte! Und der Sklavenhandel ist abgeschafft? Gewiss, die Buren dürfen nicht mehr mit Menschen handeln – was aber geschickte englische Agenten unter der Maske der Humanität in Südafrika treiben, sieht sehr oft viel weniger schön aus. Das allerdings wird Churchill niemals aussprechen, wengleich er es hundertmal weiss.

Er führt seine Dame zu ihrem Platz, küsst ihr die Hand – schon verbeugt sich ein neuer Tänzer vor Miss Hozier.

Sir Harold Hozier winkt Churchill, der artig die Lady begrüsst und aufgefordert wird, sich zu setzen.

«Hoffe, Mister Churchill, Sie langweilen sich bei uns nicht so sehr!»

«Keineswegs, Sir – ich hatte ja soeben die Ehre, mit Miss Hozier zu tanzen. Wie könnte ich mich da langweilen?»

Die langen Augenlider Hoziers klappen befriedigt nach unten. Man sieht dem Mann an, dass er das Kompliment zu schätzen weiss. Hinter seinem unergründlichen Blick verbergen sich weitgreifende Gedankengänge.

«Ich höre», sagt er, «von Ihren Erfolgen als Unterstaatssekretär im Kolonialamt allerlei Rühmenswertes. Sind Sie mit Ihrer Aufgabe zufrieden?»

«Sir!» erwidert Churchill. «Ich tue dort meine Arbeit. Meine Betätigungsmöglichkeiten sind jedoch leider eng umrissen. Südafrika und seine innere Verfassung; das ist alles, womit ich mich zu beschäftigen habe.»

«Auch dort unten, höre ich, sind deutsche Techniker eingedrungen, und die deutschen Kaufleute verbreitern täglich ihr Einflussgebiet? Überall in den Kolonien geht es so. Am deutlichsten wird das gegenwärtig in Kanada. Wenn nicht bald etwas Entscheidendes geschieht, dann verdrängt eines Tages der deutsche Aussenhandel die englische Ware in der ganzen Welt.»

Churchill spürt mit wachem Instinkt heraus, was Hozier gern hören möchte. Er schlägt in dieselbe Kerbe.

«Dem Handel folgen der Flottenausbau, die verbesserte Ausrüstung des deutschen Landheeres – ich weiss wohl, Sir Harold. Es ist seit Langem mein Gedanke, dass etwas geschehen muss, um die Unternehmungslust Deutschlands zu dämpfen.»

«Sie glauben an einen Krieg?» fragt Hozier gespannt.

Nein – möchte Churchill sagen. Denken Sie daran, dass England noch immer die Rückwirkungen des Burenfeldzuges in den Knochen liegen! Dann flammt es durch sein Hirn: das Rezept! Jeder Politiker braucht einen Gedanken, mit dessen Hilfe er sich zu einer wichtigen Persönlichkeit machen kann. Für ihn heisst dieser Gedanke: Alles hat bereit zu sein für den Krieg mit Deutschland! In den Augen Hoziers liest er, dass diese Antwort den einflussreichen Mann befriedigen würde.

Er nickt stumm, bestätigend, vielsagend.

Da kommt Clementine mit ihrem Tänzer zurück. Das Gespräch kann nicht fortgesetzt werden.

Hozier gibt dem Unterstaatssekretär mit festem Druck die Hand.

«Wir haben uns verstanden, Mister Churchill. Für den Fall, dass Sie einmal der besonderen Unterstützung der City bedürfen, wollen Sie sich bitte meiner erinnern.»

## Englischer Stoff gegen deutsches Tuch

**Es** wird erzählt: Ein bedeutender englischer Tuchfabrikant führte einstmals den berühmten amerikanischen Volkmann Benjamin Franklin, der in diplomatischen Geschäften in England weilte, durch Manchester, die Stadt der grossen Webereien und Stoffausfuhrhäuser. Mit Stolz deutete der Fremdenführer auf die Industrieanlagen: «Hier erzeugen wir alles Tuch für Australien, dort das für Frankreich, da das für Amerika und dort die Unmengen für Russland.»

Nun war Franklin schon vorher auf eigene Faust durch die kläglichen Arbeiterviertel gebummelt. Die zum Himmel schreiende Armut hatte ihn ergriffen und ihm tiefe Einblicke in die soziale Rückständigkeit englischer Zustände vermittelt.

«Für Manchester stellen Sie wohl keine Stoffe her, wie?» fragte er anzüglich.

Das also ist die grosse, aus indischer und ägyptischer Baumwolle und australischer Wolle zu ihrem Teil an Englands Reichtum schaffende Industriestadt Manchester – auch noch im Jahre 1906, und da sogar ganz besonders. Denn die kapitalistische Welt erlebt allem zur Schau getragenen Glanz zum Trotz wieder einmal eine Krise.

Die Textilindustrie hat Massen von Arbeitern entlassen. Ein schleichendes Fieber scheint die gesamte englische Wirtschaft zu durchzucken. Die Ursachen sind hauptsächlich in der Rückständigkeit der Erzeugungsanlagen zu suchen. Die Unternehmer wollen ihr feudales Leben nicht aufgeben und keineswegs einige Jahre lang Opfer für die Fabriken bringen; sie machen lieber die Türen dicht und leben von ihrem Geld.

Für die Arbeiter ist die Schliessung der Betriebe natürlich keine Lösung. Die Gewerkschaftsleute erzählen ihnen, der «Kapitalismus» sei schuld an allem. Aber den Kapitalismus kann man wohl im Munde führen – ihn sehen und ihm an die Gurgel gehen kann man nicht. Wenigstens nicht mit abgedroschenen Redensarten.

In Manchester soll eine kleine Wahl stattfinden. Das politische Barometer zeigt Hochdruck.

«Ursachen der Krise», schreit ein grosses Plakat in die Gegend. Sprechen soll Winston Churchill, der bekannte Vertreter der Liberalen. Er

wird allen Leuten reinen Wein einschenken. Man kennt ja seine unverblühte Art zu reden.

Der Saal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Wie auf dem Rennplatz haben sich alle Schichten der Bevölkerung zusammengefunden. Neben der Lumpengarde aus den Armenvierteln sitzen die Fabrikanten in ihren eleganten Anzügen, die Ladenhändler, die Büroangestellten, die Handwerker und harren der Offenbarung.

«England», schreit Churchill, «steht an einem Wendepunkt. Gefahr kündigt sich allüberall an. Was ist die Ursache der inneren Schwierigkeiten des Weltreiches? Die Form unserer Volksvertretung? Unsinn, das Volk kann ja mitbestimmen. Die englische Wirtschaft? Unsinn, seit Jahrhunderten besteht sie zum Nutzen der Menschheit und bringt in alle Erdteile die Güter der Zivilisation. Aber – Arbeitermassen harren nutzlos des Tages, an dem sie wieder arbeiten können. Und warum können sie nicht arbeiten? Weil ein frecher Nachbar, der durch seine Lage auf der Erdkugel dazu bestimmt ist, in Abgeschlossenheit wie ein Bauer zu leben, kühn nach dem Besitz in der Welt greift: Deutschland. Deutschlands Industrie bekämpft Englands Industrie. Folglich ist Deutschland der Feind der englischen Arbeiter. Die liberale Partei wird diesem Unwesen ein Ende machen, wird Deutschland in seine Schranken zurückweisen – und damit dem englischen Arbeiter wieder Beschäftigung verschaffen. Wählt liberal – und ihr rettet England!»

Churchill wendet zum erstenmal in der Öffentlichkeit sein kürzlich im Gespräch mit Sir Hozier blitzhaft entdecktes «Rezept» an. Mit demselben Rezept erscheint er in den Klubs und in den Handelskammern, und sonderbar, obgleich zu jener Zeit eigentlich niemand im englischen Volk die Deutschen hasst, die treuherzige Eindringlichkeit, mit der dieser Gaukler ihnen die Geschichte vom gefährlichen deutschen Konkurrenten erzählt, verfehlt nicht ihre Wirkung. Der Engländer glaubt nun einmal, die Welt habe sich nach einem von ihm geschaffenen Gesetz zu drehen, und wenn einer kommt und es ändern will, so ist er der Feind Englands! Gegen die Feinde Englands aber ist der Engländer unerbittlich.

Erfolg: Glatter Sieg der Liberalen über die Konservativen auch in Manchester; ähnlich sehen die Ergebnisse im übrigen England aus, wiewohl dort von anderen Rednern andere Geschichten erzählt wor-

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

den sind, friedlichere. Aber der in Manchester errungene Erfolg übersteigt alle Erwartungen. Muss die Parteiführung da nicht ihr besonderes Augenmerk auf ihren geschickten Redner richten, auf den Mann mit der neuen Walze?

Jedenfalls ist Churchill wieder unter den Leuten, die im Unterhaus ihre Sitze einnehmen. Er ist vollkommen überzeugt, sein Mandat seinen grossen Geistesgaben zu verdanken.

Im Konservativen Klub witzelt man: «Ein aufgeblasener Frosch, dieser Churchill! Ein Verstand wie ein Ochse. Auf jede Parole anderer, die ihn vorschicken, um ein paar heisse Eisen aus dem Feuer zu holen, fällt er rein. Solange er glaubt, dabei etwas erben zu können. Er versteigert sich als Handlanger an den Meistbietenden!»

Wer sind die anderen, denen ein Churchill zum willfährigen Werkzeug geworden ist?

Darüber zerbrechen sich viele Leute den Kopf. Einen kennt man vielleicht sogar in weiten Kreisen: Sir Edward Grey. Aber ist der Aussenminister wirklich so hirnverbrannt, alles Heil Englands im Kriege gegen Deutschland zu sehen? Grey spricht niemals von einer Kriegsgefahr. Im Gegenteil, er gibt sich den Anschein, als läge ihm sehr viel an der Pflege gutnachbarlicher Beziehungen zum Deutschen Reich.

Anders ist es schon mit Churchills Bruder, dem Teilhaber jener jüdischen Börsenmaklerfirma, deren Hintermänner alle tief in die Rüstungswerte «hineingestiegen» sind. Genau wie Churchills Bankier, Sir Ernest Cassel. Denn bei diesen Leuten wächst langsam und sicher ein nicht unbeträchtliches «Konto Winston Churchill» an, das einen stetigen Zugang an Aktien der grossen englischen Rüstungsfabriken aufweist. Aber das gelangt natürlich nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit, und noch weniger ahnt sie, aus welchen Quellen ihm der goldene Segen zufließt.

### **Ein unbeachteter Hinweis**

Einigen Leuten mag es trotzdem aufgefallen sein, dass das Unterhausmitglied Winston Churchill ziemlich oft zu Gast bei Sir Harold Hozier und seiner Familie weilt – in London und auf dem Landsitz der Hoziers.

Die wenigen Menschen, die derartiges zu beobachten verstehen, mögen auch wissen, dass bei Sir Hozier zum Wochenende oft Mitglieder der gegenwärtig am Ruder befindlichen englischen Regierung zu Besuch erscheinen. Einmal ist es Campbell-Bannerman sogar, der Premierminister, Aber auch die Mächte des Geldes geben sich ein Stelldichein bei den Hoziers. Man spricht von Besuchen Zaharoffs, des Mannes, der immer im Dunkel bleibt, den kein noch so findiger Journalist zu enträtseln vermag und der dennoch die Fäden der grossen Politik mit den Interessen der Rüstungskonzerne so meisterlich zu verknüpfen weiss.

Niemals aber ist Zuverlässiges über solche Gerüchte zu erfahren.

Alle Beteiligten schweigen aus guten Gründen. Hozier bestreitet im Klub selbst guten Bekannten gegenüber, Zaharoffs Besuch empfangen zu haben. Sir Edward Grey schweigt, Campbell-Bannerman bleibt stumm wie das Grab. Ja, Churchill, der sonst so Redselige, scheint die Sprache verloren zu haben!

Eines kann man trotz allem nicht verbergen. Clementine Hozier, das junge Mädchen, auf dessen erstem grossen Ball Churchill erschien, hat einige Bewerber um ihre Hand abgewiesen. Bewerber aus den besten Familien, junge Leute, deren Neigung zu Clementine eine Ehrung für die Familie Hozier bedeuten würde. Soll die Gesellschaft nicht stutzig werden, so muss Clementine sich bald entscheiden.

Und sie trifft ihre Wahl, so überraschend, dass in den Londoner Salons vierzehn Tage kaum ein anderes Gespräch möglich ist.



*Clementine Ogilvy Churchill, Baroness Spencer-Churchill, geborene Clementine Ogilvy Hozier (\* 1. April 1885 in London; † 12. Dezember 1977); Aufnahme aus dem Jahre 1915.*

«Morning-Post» und «Times» bringen in der Gesellschaftsrubrik die Meldung: Clementine Hozier – Winston Churchill M. P., Verlobte!

Was hat den rund und behäbig werdenden Unterstaatssekretär bezaubert? Die Anmut des jungen Mädchens? Clementines Neigung für Wohltätigkeit und ihre Schwärmerei für die religiösen Segnungen, die man Negervölkern bringen muss, ihre oft zu plötzlicher, lärmender Fröhlichkeit neigende Art – oder Geld und Einfluss von Sir Harold Hozier?

Gibt es einen Liebesroman in der nüchternen Umwelt der nur auf Geltung bedachten Londoner Gesellschaft? Er wäre einer der ganz wenigen, die nicht zu den Skandalen gehören.

Die Wahrheit ist nicht so schwer zu ergründen. Winston Churchill hat einmal in seinem Leben vielleicht wirklich für kurze Zeit geliebt – die zarte Mary Middleton, seine Lehrerin und Geliebte, die ihm durch ihre grenzenlose Hingabe das Tor zum Aufstieg aus den Reihen der Unbedeutenden öffnete. Nachdem er jene Liebe vergessen hat, steht nur noch ein Ziel vor ihm: einzutreten in den Kreis der Männer, die sich in die Macht teilen. Diesem Ziel lebt er.

Er tauscht den Verlobungskuss mit Clementine Hozier vor den Augen ihrer Eltern. Es ist ein Kuss ohne Glut, aber er verbindet zwei Menschen für ein Leben.

Lady Ogilvy, verheiratete Hozier, Clementines Mutter, drückt den neugewonnenen Schwiegersohn, den mopsartigen Herrn Unterstaatssekretär, gerührt an ihre Brust.

«Nun gehören Sie ganz zu uns, lieber Freund! Ich vertraue Ihnen meine Tochter an. Machen Sie Clementine recht, recht glücklich.»

Clementine lächelt versonnen vor sich hin.

«Winnie wird mich glücklich machen, Mama – er steht erst im Anfang seiner Karriere.»

Auf dieses Wort hin legt Hozier dem Schwiegersohn die Hand auf die Schulter.

«Clementine vertraut Ihnen, Winnie. Jetzt ist es an Ihnen, das Vertrauen zu rechtfertigen. Ich hoffe, dass Sie im nächsten Jahre heiraten können. Was in meiner Macht liegt, Ihnen den Aufstieg zu erleichtern, wird geschehen.»

«Ich danke Ihnen, Sir!» sagt Churchill fast demütig. «Ein Wort von Ihnen –»

«Pst!» macht Hozier vergnügt drohend. «Über kleine Staatsgeheimnisse spricht man noch weniger als über grosse!»

Die Ankündigung der Verlobung Churchills mit Clementine Hozier wirbelt viel Staub auf. Einige angesehene Familien fühlen sich «von diesem Habenicht» zurückgesetzt. Nun ja, Churchills Bruder mag gute Tips für Spekulationen haben, aber mit dem Geldadel der Gegenwart können diese abgedankten Marlboroughs doch nicht in Wettbewerb treten. Oder sollte Hozier wirklich gewichtige Gründe haben, Churchill als Schwiegersohn anzuerkennen? Ein Mann seiner Art weiss immer, was er tut.

Das Jahr 1907 bringt für Winston Churchill noch weitere Entscheidungen. Er hat dem Kolonialminister als Frucht seiner und seiner Mitarbeiter Tätigkeit die «Transvaal Constitution Bill» vorgelegt, das Gesetz über die Verfassung Südafrikas. Greys geschickte Menschenlenkung veranlasst den Kolonialminister nach einigem Zögern, den Entwurf in der von Churchill geschaffenen Form dem Parlament vorzulegen. Die Bill wird mit kleinen Abänderungen angenommen – durch sie erlangt der Burengeneral Botha den Posten des Ministerpräsidenten, derselbe Botha, der noch vor fünf Jahren den Widerstand der Buren organisierte. Englands Geld hat ihn längst gekauft.

Botha ist auch Gast auf der 1907 in London stattfindenden Reichskonferenz. Nach einem Festessen in der Westminster-Hall begegnet er



*Louis Botha (\* 27. September 1862 in Grey town, Kolonie Natal; † 27. August 1919 in Pretoria) kämpfte als General im Zweiten Burenkrieg gegen die Briten und war danach erster Premierminister der Südafrikanischen Union von Londons Gnaden.*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Churchill. Die beiden Männer begrüßen sich verständnisinnig.

«Sie und ich», sagt Botha und schiebt seinen Arm unter den Churchills, «wir stehen von nun an Schulter an Schulter!»

Churchill schmunzelt.

«Es freut mich, Sie von Englands guten Absichten überzeugt zu sehen, General!»

Dem Anschein nach findet die Reichskonferenz statt, um das neue Kolonialgebiet mit allen Ehren in die Reihe der britischen Vasallenstaaten aufzunehmen. Das mag auch einer der wahren Gründe für die Abhaltung der Konferenz sein. Hauptsächlich aber werden Geheimsitzungen abgehalten.

«Der Krieg», hat Churchill Gelegenheit in manchen Ausschüssen zu erklären, ohne dass der Premierminister oder der Aussenminister ihn zurückpfeifen, «und zwar der Krieg mit Deutschland, ist von der Regierung Seiner Majestät längst als unvermeidlich erkannt worden. Alle unsere Kräfte haben sich zu vereinen in der Vorbereitung des entscheidenden Schlages.»

Einige Jahre später, bei einem Aufenthalt in Kissingen, 1909, bekennt General und Ministerpräsident Botha dem deutschen Pfarrer Schowalter, dass diese Churchillsche Ansicht der politischen Lage auf jener britischen Reichskonferenz immer und immer wieder erörtert wurde.

«Warnen Sie den Kaiser!» trägt der Burengeneral dem Pfarrer auf, obgleich er längst im Solde Englands steht. Er hat sich einen Rest seiner Anständigkeit bewahrt. «Deutschland hat seinerzeit dem Burenlande eine starke moralische Hilfe geboten. Ich will wenigstens durch diese Warnung meine Dankbarkeit bekunden. Wenn eines Tages der Befehl aus London kommt, werde ich mit meinen Buren gegen Deutsch-Südwestafrika marschieren müssen. Deutschland kann dem begegnen, wenn es jetzt meine Worte nicht in den Wind schlägt.»

Aber in Berlin wiegt man sich in Sicherheit. Vergeblich versucht der Pfarrer Schowalter, beim Reichskanzler Fürst Bülow empfangen zu werden. Fünf Jahre lang unternimmt er den Versuch, sein Wissen höchsten Ortes bekanntzugeben. Niemand findet Zeit, ihn anzuhören.

## Ein neuer Premierminister und –

Der englische Schatzkanzler Asquith macht seit einiger Zeit von sich reden. Sein Aufstieg innerhalb der liberalen Partei ist recht abenteuerlich gewesen. Er hat die Gönnerschaft hochgestellter Persönlichkeiten gewonnen und darf gelegentlich, ohne bisher einen Adelstitel zu tragen, bei Hofe persönlich Vortrag halten. Dieser Herr Asquith ist ein Freund des Sir Harold Hozier.

Campbell-Bannerman kränkelt schon lange. 1908 schliesst er für immer die Augen. Im Hin und Her der Meinungen setzt immer mehr sich die Forderung durch, den befähigten Schatzkanzler zum Premierminister zu machen.

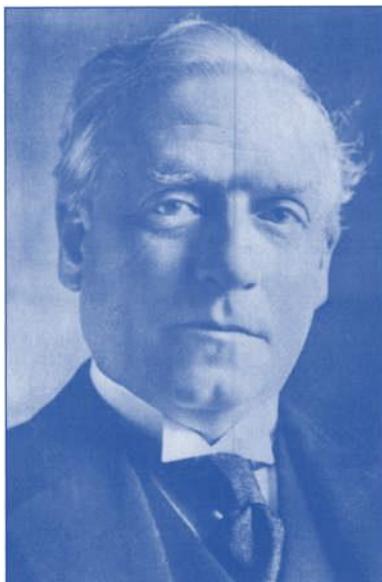
Das Volk denkt: ein Mann, der Englands Finanzen so gut verwaltet hat, mag auch ein guter Betreuer des Gesamtwohles sein. Also warum nicht Asquith?

Die Sache geht kurz und schmerzlos vonstatten. Asquith wird Premier.

Wochenlang lässt Churchill sich bei den Hoziers nicht sehen. Am Telefon spricht er von einer furchtbaren Arbeitslast.

Man ist schon verstimmt gegen den Herrn Unterstaatssekretär und Schwiegersohn. Hozier erwägt allen Ernstes, Winston im Kolonialamt aufzusuchen und ihm die Meinung zu sagen. Da wird heftig an der Türglocke gerissen. Zwei Minuten später meldet der Butler:

«Mister Churchill!»



*Herbert Henry Asquith, 1. Earl of Oxford and Asquith (\* 12. September 1852 in Morley, Yorkshire; † 15. Februar 1928 in Sutton Courtenay, Berkshire) war als Liberaler 1905 bis 1908 Schatzkanzler, also Finanzminister, und danach bis 1916 Premierminister des Vereinigten Königreiches.*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Clementine wirft mit unenglischer Hast ihren Stickrahmen beiseite und eilt ihrem Verlobten entgegen.

«Endlich, Winnie! Warum vernachlässigst du mich so?»

«Geschäfte, Clementine – England braucht mich!» Sir Harold und Lady Ogilvy lächeln: Die lieben Kinder, ach ja!

Flüchtig drückt Churchill einen Kuss auf die Stirn seiner Braut, begrüsst die Lady und wendet sich, glühend und schwitzend vor Eifer, an den Colonel.

«Denken Sie! Es ist geschafft!»

«Was?» knurrt Hozier, noch immer verstimmt. «Soeben hat Asquith mich zum Mitglied des Geheimen Rates ernannt! Wir können heiraten –!» «Sieh an!» Zu Churchills Ärger ist der Schwiegervater kein bisschen entzückt, sondern denkt laut: «Möchte nur wissen, mit welcher Begründung der alte Fuchs das gedeichselt hat!»

«Den Tee!» befiehlt Lady Ogilvy und wird auf die Art den Diener los. «So, nun setzen Sie sich und erzählen Sie ganz in Ruhe, Winnie. Sie sind ja völlig ausser Atem!»

Mit der Miene eines verschmitzten Strassenjungen, dem ein toller Streich geglückt ist, steckt Churchill sich eine der Zigarren an, die sein Schwiegervater ihm anbietet und beginnt, noch schmauchend:

«Sehr einfach. Im Buckingham-Palace hat meine Erledigung der Burengeschichte Beifall gefunden. Lord Elgin soll vor Wut geschnauft haben, als Asquith ihm die Mitteilung überbringen liess. Der Kolonialminister wäre mich gern los –.»

Hozier lacht laut auf.

«Was man ihm nicht verdenken kann. Er wird Sie los, Winnie, verlassen Sie sich darauf!»

Vor Schreck lässt Churchill die Zigarre auf den Perser fallen. Alles Blut ist aus seinem Gesicht gewichen. Prustend bückt er sich.

«Aber –», stammelt er, «ich bin doch seit heute Mitglied des Geheimen Rates! Wie soll ich dabei meinen Posten verlieren?»

Hozier steht auf und nimmt seinen Schwiegersohn am Arm. Er geht mit ihm in den Wintergarten hinüber. Dort vergewissert er sich, dass niemand zuhören kann.

«Achtung!» sagt er belehrend. «Sie sind ein schlechter Politiker, Winnie, da Sie sich von den Ereignissen überrennen lassen. Das sollten

Sie sich irgendwann einmal abgewöhnen. Sie verlieren selbstverständlich Ihren Posten. Unterstaatssekretär für die Kolonien sind Sie die längste Zeit gewesen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan –.»

«Finsterer Undank!»

«So? Die Sache mit dem Geheimen Rat war nur der Versuch. Man wollte sehen, wie die Krone sich zu Ihnen stellt. Da der Coup geglückt ist, eröffnen sich Ihnen die besten Aussichten. Ich kann Ihnen verraten, dass Sie binnen einer Woche zum Präsidenten des Handelsamtes ernannt werden.»

«Mein Gott!» flüstert Churchill. «Endlich erkennt man meine Verdienste an –.»

Hoziers Hand krallt sich fest in des Schwiegersohnes Schulter.

«Ich muss beinahe fürchten, Sie könnten vergessen, dass Sie viele Freunde haben, Winnie. Ihre Freunde haben Ihre – Verdienste bei Hofe ins rechte Licht gerückt, verstehen Sie? Und Ihre Freunde erwarten vom neuen britischen Handelsminister, dass er alles tut, alles, hören Sie!, um Deutschland Schaden zuzufügen.»

«Ja. Das ist ja meine Absicht. Aber der Handelsminister –»

ist Mitglied des Geheimen Rates und kann mit dem ganzen Gewicht seiner Meinung die Beschlüsse des Kabinetts beeinflussen, eben weil er auf vorgeschobenem Posten immer das Interesse Grossbritanniens im Auge haben muss. Natürlich sollen Sie sich als Handelsminister niemals vor der Öffentlichkeit exponieren. Das überlassen Sie nur vorläufig anderen. Im gegebenen Augenblick werden Ihre Freunde Ihnen schon stillschweigend den richtigen Platz freimachen, der Ihrem Ehrgeiz entspricht. Bis dahin lassen Sie getrost die Dinge von selbst reifen. Wenn Sie Ihren Freunden beweisen, dass Sie begriffen haben, was zum Wohle Englands notwendig getan werden muss, dann wird Ihnen eines Tages ein Platz offenstehen, an dem Sie mit Ihren Gaben Bedeutendes vollenden können.»

### **Er glaubt zu schieben, und er wird geschoben!**

Alles trifft ein, wie Hozier es vorausgesagt hat. Winston Churchill wird bestätigt als «President Board of Trade», Leiter des Handelsamtes – also als Handelsminister.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Der US-amerikanische Finanzier, Börsenspekulant, Politikberater und «Philanthrop» Bernard Mannes(e) Baruch (\*19. August 1870 in Camden, South Carolina; † 20. Juni 1965 in New York).*

Seine «Verdienste» im Unterstaatssekretariat haben die gebührende «Anerkennung» gefunden.

Auch die Leute, die mehr sehen als das Schwarze auf dem Zeitungsblatt, kommen nicht hinter die Zusammenhänge.

Wäre Winston Churchill in seiner Art nicht ebenso beschränkt, wie er ehrgeizig ist, er müsste sich wohl fragen, wer eigentlich die Leute sind, die ihm Stellen zuschanzen und Weisungen geben, ohne jemals persönlich in Erscheinung zu treten. Er müsste sich sagen, dass er längst zu einer Marionette in den Händen seines Schwiegervaters geworden ist – und dass sogar Sir Harold Hozier möglicherweise nur wieder von anderen zur Durchsetzung geheimnisvoller Ziele benutzt wird.

Als aber die Berufung zum Präsidenten des Handelsamtes erfolgt, da ist Churchill viel zu begeistert von sich selbst, um solchen Gedankengängen nachzugehen.

Dabei ist ihre Entschleierung verhältnismässig leicht möglich. Hozier ist befreundet mit Zaharoff, dem grossen Rüstungsmann, und mit dem Bankier Baruch in Neuyork. Baruch hat von Londoner Finanzleuten grosse Forderungen aufgekauft. Der englische Hochadel und die reichen Bürgerschichten müssten längst ihre Lebensführung entsprechend den veränderten Verhältnissen eingeschränkt haben. Sie haben stattdessen enorme Belastungen auf ihren Besitz aufgenommen und können oft nicht einmal die Zinsen aufbringen. Baruch und seine Neuyorker Komplizen wissen ganz genau, dass England ihnen keine Werte in den Kolonien verpfänden wird. Wollen sie ihr Geld sichern, so muss England einen siegreichen Krieg führen, um danach ihnen den Reichtum des besiegten Landes zur Ausbeutung zu überlassen.

Aber wie gesagt, Churchill ist das alles einerlei. Er tritt mit Clementine Hozier vor den Altar, verbringt seine Flitterwochen in Nizza und nimmt bald danach seine neue Tätigkeit auf – ein Handelsminister, der sich bis zu jenem Zeitpunkt um das Studium des Handels niemals bemüht hat.

Es ist auch von keiner nennenswerten Neuerung unter der Ara Churchill zu berichten. Nur eines fällt im Auslande allgemein auf: Die englische Regierung stützt und unterstützt von nun an zahlreiche Überseefirmen in den Gebieten, die nicht direkt zum englischen Weltreich gehören.

Zuerst horcht man im Geheimen Rat auf, als der Handelsminister bei jeder Gelegenheit die starken wirtschaftlichen Erfolge Deutschlands herausstreicht und das Schwinden des englischen Einflusses in den schwärzesten Farben malt.

Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit kommt Churchill immer wieder auf «das Problem», wie er es nennt, zurück. Er steckt es seelenruhig ein, ausgelacht zu werden. Asquith verhält sich abwartend. Er lässt den Handelsminister reden, macht hin und wieder eine verständnisvolle oder dämpfende Zwischenbemerkung – niemals aber fährt er Churchill scharf in die Parade.

So wird ganz allmählich die Fragestellung Deutschland-England in der intimsten Versammlung der englischen Regierung zu einem ständig wiederkehrenden Programmpunkt.

In einer damals veröffentlichten Denkschrift schreibt Churchill allerdings beruhigend: «Es gibt keinen natürlichen Gegensatz zwischen den Interessen des englischen und des deutschen Volkes», denn er befolgt treu den Befehl, «die Öffentlichkeit nicht vor der Zeit kopfscheu zu machen».

Dies und das sickert aber von den geheimsten Beratungen gelegentlich doch durch. Lloyd George, als Schöpfer des «Millionenfonds» der Liberalen Partei ein zu täglich stärkerem Einfluss gelangender Charakter, meint einmal ironisch, es sei doch interessant, Mister Churchills ständige Angst vor Deutschland zu beobachten. Ob es nicht angebracht sei, Mister Churchill sähe sich das Gespenst einmal aus der Nähe an?

Wie aus heiterem Himmel kommt die Einladung an verschiedene Mitglieder der englischen Regierung, Gast der deutschen Herbstmanöver von 1906 zu sein. Unter anderem wird Churchill von Asquith bestimmt, sich bei dieser Gelegenheit Deutschland anzusehen. Der englische Handelsminister soll also militärische Eindrücke sammeln! Seltsam...

Er wirkt ziemlich drollig, der einstige Reiteroffizier, wie er die deutschen Manöver mit Feldstechern, Karten und allen erdenklichen Hilfsmitteln verfolgt. Eines ist jedenfalls zu bemerken: Auf der Rückreise ist der sonst ununterbrochen von sich redende Leiter des Handelsamtes äusserst in sich gekehrt. Was er gesehen hat, scheint er nicht so einfach zu verarbeiten.



*Winston Churchill und der Deutsche Kaiser Wilhelm II. 1906 bei Herbstmanövern nahe Breslau.*

Im Jahre 1909 gibt es abermals eine kleine Umbesetzung in der englischen Regierung. Wieder ist eine Frage brennend geworden: Die Irländer sind nicht zur Ruhe zu bringen. Immer von Neuem lehnen sie sich gegen die Unterdrückung des Kronlandes auf. Der bisher amtierende Innenminister reicht sein Entlassungsgesuch ein. Er sieht sich der Aufgabe nicht gewachsen. Und da der englische Innenminister für die Ruhe in Irland aufzukommen hat, niemand jedoch begierig ist, sich die Finger daran zu verbrennen, lädt man Mister Churchill bei Hofe vor.

Die höchste Gunst, die einem englischen Untertan widerfahren kann, in Privataudienz vom König empfangen zu werden, wird Winston Churchill zuteil! Er bläst sich mächtig auf, putzt sich wie ein Hahn auf, legt seine sogenannten Kriegsauszeichnungen an und begibt sich klopfenden Herzens in den Buckingham-Palast. Niemals erscheint ein amtlicher Bericht über jenen Besuch, der dem König Gelegenheit geben soll, einen der «hoffnungsvollsten» Politiker kennenzulernen.

Diese hohe Gunst endet – mit Churchills Ernennung zum Leiter des Home-Office – des Innenministeriums!

Er darf wieder eine glühende Zange in die Hand nehmen. Unbesonnen tut er es. Die Gunst der über ihm stehenden Männer scheint ihm dieses neue Wagnis wert – obgleich es mit seinem Sturz enden könnte, wenn er erfolglos bliebe. Oder darf er sich nicht weigern? Hat er sich der Hozier-Zaharoff-Baruch-Clique schon rettungslos ausgeliefert?

Jedenfalls setzt Churchill unverzüglich in Irland alle nur erdenklichen Machtmittel ein. Massenabschlachtungen irischer Freiheitshelden ordnet er kaltschnäuzig an. Und er ersinnt eine neue unbeweisbare Behauptung, die ihm in der Karriere voranhelfen soll: hinter den irischen Freiheitskämpfern stünde eine «auswärtige Macht».

Ihren Namen nennt er natürlich nur vor dem Geheimen Rat. Zu seinem Pech fangen auch die Londoner Arbeiter an, grosse Streiks durchzuführen. Churchill, der gerne mit Kanonen schießt – solange er sie nicht selbst bedienen muss –, lässt mitten in der Stadt Geschütze auffahren und sogar hin und wieder einen Schuss abfeuern. Am liebsten würde er einmal eine grosse Strassenschlacht entfesseln, denn er spielte

ja früher so gern mit Bleisoldaten, und Tommies sind dem inzwischen den Kinderschuhen entwachsenen Churchill nichts anderes als Bleisoldaten.

Die Arbeiter tun ihm nicht den Gefallen. Sie haben eine Auseinandersetzung über Löhne. Revolution wollen sie nicht machen. Sie bleiben also schön zu Hause. Die Kanonen müssen wieder in den Stall gebracht werden. Und die Arbeiter stimmen ein weithin hörbares Gelächter über den «blutlüsternen Innenminister» an.

Immerhin bringt die Angelegenheit die bis dahin kaum bedeutende Labour-Party zu einer beträchtlichen Anhängerschaft. Churchill sieht das nicht – aber einer ist weitblickender als er: Lloyd George, mit dem er sich oft gestritten hat – gegenwärtig englischer Schatzkanzler.

An einem Vormittag kann der Herr Innenminister dem Schatzkanzler nicht ausweichen. Lloyd George dringt auf eine Besprechung. Churchill bittet ihn in seine Arbeitszimmer.

«Sie müssen wahnsinnig oder strohdumm sein!» braust Lloyd George auf. «Was Sie treiben, könnte sich vielleicht der ärgste Tory leisten. Haben Sie denn ganz und gar vergessen, dass Sie Innenminister eines liberalen Kabinetts sind, Churchill?»

«Nun, und? Habe ich nicht den Streik beenden lassen? Herrscht in Irland nicht Ruhe?»

«Welch eine Ruhe! Vielleicht stehen wir schon vor dem letzten Augenblick, der uns zur Besinnung bleibt. Sehen Sie, Deutschland →»

«Deutschland! Lloyd George, Ihre Lobgesänge gehen mir allmählich auf die Nerven.»

«Pah!» macht der Feuerkopf. «Fixe Idee von Ihnen. Aber einerlei, ob Sie recht haben oder nicht, es bleibt eine Schande, dass England, das klassische Land der Versicherung gegen alles und jedes, sich beschämen lassen muss durch die deutsche Sozialgesetzgebung. Warum murren unsere Arbeiter? Hilflos sind sie jeder Krankheit ausgeliefert, haben nur magere Wohltätigkeitsfonds für ihr Alter – die arbeitende Bevölkerung Deutschlands besitzt ihre eigene Kranken- und Altersversicherung. Und die ganze Welt anerkennt das als vorbildlich.»

«Sie, der Schatzkanzler, reden der eitlen Verschwendung das Wort? Millionen Pfund würden im Jahre nötig sein →»

«Wollen Sie, der grosse Deutschenfresser, dulden, dass die Deutschen mehr können als wir? Deutschland ist durch jene soziale Tat eher reicher als ärmer geworden. Besitz und Arbeit haben gemeinsam jenes grosse Werk Bismarcks gestützt. Das sollte man bei uns nachahmen. Sehen Sie sich an, welche Massen von Arbeitern und selbst von kleinen Handwerkern heute zur Labour-Partei strömen. Sie sind verantwortlicher Innenminister. Soll man einmal sagen: unter der Ära Churchill verlor die liberale Partei die meisten Stimmen an die Labours, weil die Regierung ihre Stunde verpasste?»

«Wollen Sie alles auf mich abwälzen?»

«Ich bin als Schatzkanzler verantwortlich für das Gedeihen des Landes. Sie als der Innenminister sind verantwortlich für das Wohlergehen des Volkes. Werfen wir einmal alle überkommenen Vorurteile über Bord, reisen wir gemeinsam nach Deutschland, studieren wir das dort Geleistete! Sie reden doch so viel von der überhandnehmenden Macht des Reiches – so finden Sie Gelegenheit, Ihren Gesichtskreis zu erweitern und vielleicht sogar der grosse Reformator Englands zu werden!»

Auch die Leitung der liberalen Partei greift Lloyd Georges Vorschlag auf. Der Premierminister ist ebenfalls für die Studienreise seiner beiden Mitarbeiter und Parteifreunde. Churchill muss zum zweiten Male nach Deutschland reisen.

Er kehrt mit einem scheusslichen Gefühl in der Magengegend zurück: diese Deutschen sind verflucht tüchtig, und Deutschland ist ein herrliches Land.

Das Ergebnis des Ausfluges auf das Festland ist ein von Lloyd George mit zündender Beredsamkeit eingebrachter Gesetzentwurf, der die ersten schüchternen Keime einer sozialen Versicherung enthält. Churchill ballt die Faust in der Tasche: wenn er nur könnte, wie er möchte! Ganz England müsste nach seiner Pfeife tanzen! Was ihn nicht hindert, ein gut Teil des Ruhmes für sich in Anspruch zu nehmen. In Versammlungen erzählt er jedenfalls Arbeiterhörern, was er alles für die englische Arbeiterschaft getan hat.

Lloyd George lässt ihm den Willen. Ihm kommt es nicht auf den Nimbus, sondern auf die Tat an. Er lässt sich sogar seelenruhig bezichtigen, den bisher fast steuerfreien Grossbesitz drückend besteuert zu haben.

## Es muss doch etwas geschehen!

Die Leute, die genau wissen, dass jede englische Zeitung im Dienste einer Gruppe steht und bestimmte Ziele vertritt für jene Gruppe, der sie hörig ist, mögen sich fragen, warum wohl die Zeitungen fast aller Schattierungen, mit Ausnahme der ausgesprochenen Arbeiterpresse, mit Churchills «Führung» des Innenministeriums so sehr einverstanden sind, obgleich von irgendwelchen hervorragenden Leistungen dieses Mannes nicht das geringste bekannt ist.

Ein kleiner Kreis Eingeweihter weiss nur, dass am Tage nach dem Besuch im königlichen Palast Sir Harold seinen Schwiegersohn in die bedeutendste englische Freimaurerloge einführte. Hozier nimmt einen hohen Grad in der englischen Loge ein. Ihm ist bekannt, dass sie ihre Leitsätze aus Newyork von Baruch empfängt – doch das weiss nicht einmal Churchill. Churchill aber ist vereidigt und muss nun alle Weisungen, die er von der Loge bekommt, selbst dann befolgen, wenn für ihn persönliche Nachteile damit verbunden wären. Denn immer wird die Loge ihre schützende Hand über ihn halten.

Bis zum Jahre 1911 scheint die Loge kaum Forderungen an ihr neues Mitglied zu stellen. Die gewünschte Beeinflussung erfolgt ohnehin durch den Kreis um Hozier auf einer rein gesellschaftlichen und ganz unverfänglichen Basis. Ratschläge «guter Freunde» darf ja auch ein Innenminister anhören.

Ein vernünftiger Mensch könnte zufrieden sein, wenn er mit so mittelmässigen Gaben es so weit gebracht hat wie Churchill. In Churchill aber würgt der Ehrgeiz weiter. Was gilt ihm das Innenministerium? Es ist in der Hauptsache ein Verwaltungsamt, wenig beachtet von der breiten Öffentlichkeit. Und Churchill hat nun einmal die krankhafte Sucht nach lautem Ruhm. Und nach Macht. Beides kann er auf seinem jetzigen Posten nicht erlangen.

Ununterbrochen sinnt und grübelt er, wie er es anstellen soll, an einen Platz gesetzt zu werden, der es ihm ermöglicht, die Hebel der englischen Weltpolitik in die Hand zu bekommen. Am liebsten möchte er den Aussenminister beiseite schieben und sich auf dessen Sessel setzen.

Sir Harold Hozier schüttelt den Kopf, wenn man im privaten Kreise darüber spricht.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

«Abwarten, Winnie – dein Tag wird schon noch kommen! Ein Politiker muss sich in Geduld üben!»

In Ermangelung anderer Betätigungsmöglichkeiten sorgt Churchill dafür, dass seine Frau bei jeder Gelegenheit in den Zeitungen genannt wird: hier hat sie eine Wohltätigkeitsveranstaltung organisiert, dort im englischen Frauenverein gesprochen, auf jener Gesellschaft aufsehenerregende Kleider getragen – man muss doch in aller Leute Munde sein!

Obendrein bearbeitet Churchill ununterbrochen Lloyd George. Eine Stimme in seinem Inneren sagt ihm, dass dieser Mann einmal grossen Einfluss besitzen wird, folglich muss man sich seiner Freundschaft versichern – und man muss ihn hinlenken auf eine deutschfeindliche Richtung. Zudem hat er Lloyd George einmal Entgegenkommen gezeigt, und eine Hand wäscht doch die andere, wozu wäre man sonst Parlamentarier!

Das Jahr 1911 bringt eine Wiederholung der französisch-deutschen Spannung in der Marokkofrage. Entgegen dem Algeciras-Abkommen lässt Frankreich seine Kolonialarmee auf Fez marschieren. Berlin erhebt energischen Einspruch und erklärt den Algeciras-Vertrag durch Frankreichs eigenmächtiges Handeln für aufgehoben.

Im Klub sitzen Lloyd George und Churchill bei ihrem Nachmittagstee, als die neueste Meldung von der Zuspitzung der Lage als Schlagzeile auf einer noch druckfeuchten Zeitung auftaucht.

Churchill triumphiert.

«Nun, Herr Schatzkanzler? Sie werden bald neue Steuern ersinnen – und Ihre Zwangsversicherung gegen Krankheit wird man wohl zurückstellen müssen!»

Wütend fährt Lloyd George auf.

«Zum Teufel mit Ihrer Unkerei, Churchill! Wir haben eben den inneren Frieden Englands gesichert. Nur ein paar schwerreiche Leute sind erbost über unsere soziale Gesetzgebung. Ich lasse mir das Erreichte nicht wieder kaputt machen. Und warum auch? Sollen die Deutschen und Franzosen allein ihre Angelegenheiten bereinigen. Was geht das uns Engländer an?»

«Sie sind wirklich ein Idealist, Lloyd George. Dabei merken Sie gar nicht, dass in Wahrheit Sie die Kriegsmöglichkeit erst geschaffen ha-

ben.» Ungläubig starrt Lloyd George seinen Kollegen an. „Ja», fährt der Innenminister fort, «Sie haben Englands Staatshaushalt in Ordnung gebracht, die Gesamtlasten neu verteilt und mir geholfen, wie Sie so schön sagen: den inneren Frieden zu sichern. Nun hat England die Hände frei. Seit drei Tagen verhandelt der Premierminister mit dem französischen Botschafter.»

«Wir werden uns niemals für Frankreich schlagen

«Aber Frankreich für uns!»

«Blödsinn! Deutschland hat nur Gegensätze mit seinem westlichen Nachbarn. Es denkt nicht im Traum daran, Englands Interessen zu verletzen!» «Deutschland wird und kann Frankreich keinen verstärkten Einfluss in Afrika zubilligen, ohne einen starken Prestigeverlust zu erleiden. England will und muss aber Deutschland aus den Kolonialgebieten verdrängen. Und England hat schon 1905 mit Frankreich einen offenen und einen geheimen Beistandsvertrag geschlossen.»

«Um den es sich niemals gekümmert hat Jetzt will es aber den Vertrag erfüllen. Noch, mein Lieber, ist die deutsche Flotte nicht stark genug, England niederzuzwingen. Dieser Herr von Tirpitz setzt sich aber mehr und mehr durch in Berlin. Glauben Sie, Asquith wird warten können, bis die Deutschen uns überlegen sind?»

Am 1. Juli 1911 übernimmt das Kanonenboot «Panther» in Agadir den Schutz deutscher Interessen. Frankreich tobt. Die englische Regierung macht in Berlin ihre «Bedenken» gegen das deutsche Vorgehen geltend. Die deutsche Regierung erklärt kühl: Deutschland sei nicht gewillt, sich von irgendeiner anderen Nation in einer seine Ehre berührenden Frage bevormunden zu lassen.

Alles können die grossen Herren Englands vertragen, jeden Schimpf – nur nicht die völlige Missachtung ihrer Anmassung, mit der sie behaupten, alle Streitigkeiten in der Welt nach englischem Willen schlichten zu können. Abermals geht eine Note nach Berlin. Dort beeilt man sich nicht mit der Antwort. In London wird man nervös.

Am 21. Juli soll eine Kabinettsitzung in London stattfinden. Die ganze Nacht vorher sitzt Churchill im Klub mit Lloyd George beisammen. Alle Welt weiss, dass der Schatzkanzler gegen den Krieg ist. Von seiner Haltung hängen wichtige Entscheidungen ab. Seine Stimme wird möglicherweise das Ja oder Nein in der schwerwiegenden Beratung beeinflussen. Churchill lässt Lloyd George nicht aus den Klauen. Er muss,

er soll – er will Lloyd George zu seiner eigenen Auffassung bekehren.

Es geht um Krieg oder Frieden! Und Krieg ist für Churchill noch immer das einzige lohnende Abenteuer.

Churchill geht wie ein Somnambuler<sup>2</sup> umher. Gibt es Krieg, so wird sofort das Ministerium umbesetzt werden, das weiss er – und dann muss man ihn, dafür arbeiten die Leute im Dunkel – an einen entscheidenden Posten stellen!

Ihm gelingt in der nächtlichen Debatte mit dem Schatzkanzler ein Meisterstück der Beharrlichkeit.

Im Morgengrauen erst stellt er seine Bemühungen ein. Lloyd George erklärt sich geschlagen.

«Sie, Churchill, haben meinen Glauben unterminiert», sagte er bekümmert. «Ich kann jetzt nur noch die Sache von einem Standpunkt aus ansehen, nämlich von dem, dass – wenn der Krieg schon unvermeidlich ist – er besser heute als morgen stattfinden sollte, weil jetzt noch die englische Flotte der deutschen überlegen ist. Und darum muss ich dafür stimmen, denn jedes Zögern verschlimmert Englands Lage. Also ich werfe meine Stimme für schärfste Proteste Englands gegen Deutschland in die Waagschale!»

Churchill hat die Weisungen seiner geheimen Auftraggeber gut verstanden. Aber er hat in dieser Nacht auch einiges gelernt. Der weitblickende Lloyd George hat nebenbei erklärt: Niemals sei England allein in der Lage, sich einem vollen Krafteinsatz Deutschlands auf lange Zeit zu widersetzen. England müsse seine Russen- und Balkanpolitik verstärken, um eine Drohung im Rücken des Deutschen Reiches zu errichten.

Das sind Gedanken nach Churchills Geschmack.

Während Lloyd George seine Wohnung aufsucht, setzt sich Churchill sogleich im Klub an den Schreibtisch und bemalt einige Aktenbogen mit «seinen» Gedankengängen.

Memorandum über die Möglichkeit einer  
völligen politischen und militärischen Einkreisung  
des Deutschen Reiches

---

<sup>2</sup> Schlafwandler

schreibt er auf die erste Seite. In grosser Hast huscht seine Feder über das Papier. Man könne, legt er dar, bei entschlossenem Einsatz des englischen Goldes, füssend auf bestehenden Verträgen, das Reich einschnüren. Man habe seinerzeit mit Russland hinsichtlich Persiens einen Vertrag über die Abgrenzung der Einflussgebiete geschlossen. Dieser lasse sich leicht ausbauen zu einem gegen Deutschland gerichteten Abkommen. Mit Frankreich sei England verbündet. Der Balkan lechze nach Geld, nach Waren, nach Kanonen, England könne unbegrenzte Mengen dorthin liefern.

Alles dies sind Gedankengänge aus dem Kreise um Hozier – Gedankengänge, nach denen der englische Rüstungskönig Zaharoff seit Jahren handelt. In Churchills Niederschrift finden sie ihre erste aktenmässige Festlegung als Äusserung eines Mitgliedes der englischen Regierung im Jahre 1911!

Vor der Kabinettsitzung lässt sich Churchill beim Aussenminister Sir Edward Grey melden. In der Meinung, wichtige innenpolitische Mitteilungen zur Kenntnis nehmen zu sollen, empfängt Grey den Innenminister sofort. Churchill überreicht ihm das Schriftstück mit der Bitte um eilige Prüfung – und nun darf er die Dinge abwarten. Sie werden schon reifen, dessen ist er von diesem Tage an gewiss. Umso mehr, als Grey sich nach kurzem Blick in die Akte zu einem Dank bereift für die «aufbauenden Vorschläge, die zweifellos mit gewissen Plänen des Aussenministeriums weitgehend gleichlaufen».

Dieses Wort wollte Churchill hören. Seine Auftraggeber brauchen es. Zaharoffs Interessen liegen auf dem Balkan. Sie sind neuerdings in Gemeinschaft mit den französischen Rüstungsindustriellen Schneider-Creuzot auch auf Russland ausgedehnt worden. Nach dieser Äusserung Greys bedeutet es für die Schwerindustrie kein Risiko mehr, weitere Summen in das «Geschäft» zu stecken.

Aber nur langsam geht es voran. Das Kabinett beschliesst, eine abwartende Haltung einzunehmen, sich jedoch bei einer Bedrohung Frankreichs sofort an die Seite des Bundesgenossen zu stellen.

In jenen Tagen soll Lloyd George eine öffentliche Rede im Mansion-House halten. Noch könnte in Deutschland Unklarheit über die Haltung Englands herrschen – da spricht Lloyd George das drohende Wort von der absoluten Kriegsbereitschaft des Empires aus. Jubel ist sein Echo!

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Eine wilde Gier nach Geschehen quält Churchill. Aber jeden Morgen, wenn er ins Amt kommt, findet er denselben Bericht: Nichts von Bedeutung.

Beim Frühstück zu Hause am Sonntagmorgen wirft er plötzlich das Zeitungsblatt auf den Tisch.

Frau Clementine blickt erstaunt auf.

«Was ist, Winnie?»

Jetzt geht es los!» ruft er ihr noch eben zu, glühend vor Tatendrang, und stürzt zum Telephon.

Er lässt sich mit Scotland Yard verbinden, verlangt den Kriminaloberinspektor. «Ich lese soeben in der ‚Morning-Post‘ von der Verhaftung eines Deutschen, der gestern Nachmittag versuchte, die Docks zu photographieren. Beschleunigen Sie die Untersuchung. Ich verlange morgen früh Ihren Bericht – wahrscheinlich doch Spionage?»

Der Inspektor lacht unehrerbietig.

«Die Übereifrigkeit eines Beamten, Mylord. Der Deutsche war ein harmloser Tourist – ein Gymnasialoberlehrer. In seinem Kodak fanden wir nur die Aufnahme eines vollbeflaggten kleinen Vergnügungsdampfers, in seinen Kassetten nur ausgesprochene Liebhaberaufnahmen von schottischen Bauerngehöften und einigen Charakterköpfen.»

«Trotzdem – versuchen Sie mehr aus dem Mann herauszuholen.»

«Bedaure – der Herr Oberlehrer wurde noch gestern entlassen. Er war so verärgert, dass er sofort eine Fahrkarte löste und sich vermutlich jetzt schon an Bord eines nach Deutschland fahrenden Schiffes befindet. Die Zeitungen haben eine Lächerlichkeit aufgebauscht.»

«Aufgebauscht!» fährt Churchill den Beamten an. «Herr, vergessen Sie denn, dass an jener Stelle, an der der Deutsche aufgegriffen wurde, die Munitionsschuppen der Kriegsmarine liegen?»

«Richtig! Aber Mylord können unbesorgt sein. Die Schuppen haben seit drei Jahren höchstens Spinnennetze als Einlagerung. Keine einzige Gewehrpatrone befindet sich dort. Und im Übrigen ist nach altem Gesetz für die Munitionsschuppen das Innenministerium verantwortlich, nicht die Londoner Polizei.»

«So verlange ich, dass die Polizei mir noch heute ausreichende Bewachungsmannschaften zur Verfügung stellt.»

«Mylord müssen sich dieserhalb an die Admiralität wenden. Nur die Admiralität hat das Recht, die Bewachung zu stellen.»

Aber es ist Sonntag.

Der Erste Lord der Admiralität nimmt sein Wochenende bei einem Freund in Schottland wahr, der Erste Seelord befindet sich auf einer Inspektionsreise, der diensthabende Admiral findet das Ansinnen offenbar lächerlich und bedauert, ohne Befehl des Ersten Lords keine Wachmannschaft für – wie er betont – leere und wertlose Schuppen stellen zu können.

Zufällig ist der Premierminister unpässlich und deshalb nicht zum Wochenende aufs Land gefahren. Churchill erzwingt noch am Sonntagnachmittag eine Unterredung.

«Die Admiralität lebt ihrem Vergnügen!», erklärt er rundheraus. «In Zeiten derartiger Spannung Wochenendausflüge! Jede Stunde kann das europäische Pulverfass explodieren. Dann würde die Flotte nicht einmal schnell genug mit scharfer Munition ausgerüstet werden können – abgesehen davon, dass es verbrecherische Leichtfertigkeit ist, die Munitionsdepots unbewacht zu lassen. Jeder Spion könnte ihre Wertlosigkeit feststellen, jeder Feind müsste daraus auf unsere Machtlosigkeit schliessen.»

Der Premierminister ist sehr müde. Er hat seinen Besucher schweigend angehört. Nun nickt er.

«Handeln Sie zunächst nach Gutdünken – ich werde in nächster Zeit den Ausschuss für Nationale Verteidigung mit diesen und ähnlichen Fragen befassen müssen und bitte Sie, zum Vortrag bereit zu sein.»

### **Der Kriegsminister ist befremdet**

Höchst befremdet nehmen der Kriegsminister, Lord Haldane, und sein Erster Lord der Admiralität die Anwesenheit des Herrn Innenministers bei der Sitzung des Ausschusses für Nationale Verteidigung zur Kenntnis. Sonst pflegt man in dieser Runde ausser dem Premier nur Militärs zu sehen.

«Ich habe zu erwidern», sagt der Erste Lord der Admiralität giftig, als Churchill seinen Vortrag beendet, «dass alle erforderlichen Massnahmen getroffen sind, um die englische Kriegsmarine für jeden Fall



*Richard Burdon Haldane, 1. Viscount Haldane (\* 30. Juli 1856 in Edinburgh; † 19. August 1928 im Cloan House in Auchterarder, Perthshire) wurde 1905 durch Premierminister Henry Campbell-Bannerman als Kriegsminister in seine Regierung berufen. Dieses Amt hatte Haldane bis 1912 inne. Er galt als liberaler Imperialist und enger Freund von Herbert Henry Asquith. Haldane setzte zahlreiche Reformen in den britischen Streitkräften durch. Dabei versuchte er die Erkenntnisse der Burenkriege umzusetzen und orientierte sich am Vorbild des deutschen Heeres. 1912 wechselte er in das formal zweithöchste Amt der Regierung, das des Lord-kanzlers. 1915 wurde Haldane gezwungen, von diesem Amt zurückzutreten, weil eine Presse-kampagne ihm seine Sympathien für Deutschland zum Vorwurf machte.*

gefeit zu machen. Wenn wir im Londoner Hafen keine Munition lagern lassen, so geschieht das nach reiflicher Überlegung – und aus Sparsamkeitsgründen.»

Die letzte Begründung lässt Lord Haldane auffahren. Der gegenwärtige englische Kriegsminister ist Teilhaber der Rüstungswerke und – wie könnte es anders sein? – interessiert an Grosslieferungen.

«Mylord!» brüllt er los. «Sparsamkeit kann in einer Krise wie der gegenwärtigen, wenn es sich um die Sicherheit des Landes dreht, eine gefährliche Liebhaberei sein! Ich verlange eine sofortige Einstellung der Kriegsmarine auf die jetzigen Umstände.»

«Mylord befehlen also?» fragt der Erste Lord der Admiralität mit einiger Verbissenheit.

«Sie werden einen besonderen, mit dem Kriegsministerium eng zusammenarbeitenden Admiralstab bilden.»

«Danke. Ich verstehe, Mylord.» Der Erste Lord der Admiralität richtet das Wort an den Premierminister: «In Anbetracht der Tatsache, dass der Kriegsminister meine Massnahmen für nicht ausreichend hält und meine Befugnisse zugunsten eines Gremiums einzuschränken gedenkt, stelle ich das Amt zur Verfügung», verbeugt sich steif und schreitet hinaus.

«War es notwendig, so weit zu gehen?» fragt der Premier betreten.

«Ja!» trumpft Haldane auf. «Die Zustände bei der Marine sind, vom Standpunkt der neuzeitlichen Seekriegstechnik aus betrachtet, nur als vorsintflutlich zu betrachten –»

«Aber – wie besetzen wir den Posten neu?»

Aussenminister Grey lächelt.

«Unser Innenminister, der einen so nachahmenswerten Eifer entwickelt, dürfte der geeignetste Mann sein, bei der Kampffähigmachung der Marine eisern durchzugreifen.»

Der Kriegsminister runzelt die Stirn, dann nickt er.

«Ich bin einverstanden.»

«Fehlt nur noch die Zustimmung des Betroffenen –» meint der Premier.

«Wo immer England mich braucht, bin ich bereit», antwortet Churchill wichtig.

Er ist Marineminister – Erster Lord der Admiralität. Nun kann er nicht nur die Pulvermagazine bewachen, sondern sie auch mit scharfen

Granaten bis unters Dach auffüllen lassen. Die Rüstungsfabriken bekommen ihre Aufträge, nach denen sie lechzen.

Vielleicht ist es nicht einmal ein Fortschritt, den Posten des Innenministers mit dem des Ersten Lords der Admiralität zu tauschen.

Zwei Dinge aber sind sicher. Erstens: Die Leute, die Churchill auf ihrem Schachbrett bewegen, haben ihn an den Platz geschoben, an dem sie ihn brauchen. Von dort wird die gesamte Rüstungsindustrie des Britischen Imperiums gespeist. Und zweitens: für seinen Ehrgeiz findet Churchill hier ein viel weiteres Betätigungsfeld. Nur das des Aussenministers und das des Premierministers könnten ihn gleichermassen, ja, letzteres sogar noch mehr befriedigen! Aber er hat nun Einfluss auf die Gestaltung der weltpolitischen Haltung Englands, er kann das Spiel mit den fünfzehntausend Bleisoldaten seiner Jugend jetzt im Grossen von Neuem beginnen. Was schert es ihn, dass er dabei keine Bleisoldaten bewegt, sondern Menschen aus Fleisch und Blut!

Und er beginnt auch das Spiel sofort bei seinem Einzug ins Marineministerium. Handwerker müssen kommen und für eine riesige Seekarte ein flaches, verschliessbares Gehäuse bauen. Jeden Morgen prüft Churchill nach den eingelaufenen Berichten die Standorte der deutschen Flotteneinheiten und besteckt die Seekarte mit schwarzweissroten Fähnchen. Zugleich steckt er für die englischen Kriegsschiffe Papierfahnen mit den britischen Farben. Ein Blick auf diesen papiernen Kriegsschauplatz genügt, um ihm die Kräfteverteilung jedes Tages genau zu zeigen.

Zwar – marinetechischen Sachverstand bringt der einstige Landsoldat, vielmehr Kriegsberichterstatter, natürlich nicht mit in sein neues Amt. Da man es ihm so leichten Herzens übertrug, scheint der aber wohl auch am wenigsten dafür erforderlich zu sein.

Die «seestrategische Übersicht» befindet sich also in Winston Churchills neuem Arbeitszimmer. Nun könnte der Krieg eigentlich beginnen: die Standorte sind festgestellt, die Munitionsdepots bis unters Dach gefüllt und schwer bewacht.

Am liebsten wäre es ihm, er könnte schon Feuerbefehl geben. Das Wort «Bereitschaft» wird auch schon allen auf See befindlichen englischen Kriegsschiffen im Geheimcode gefunkt. Nur leider haben die Diplomaten wohl noch immer Hemmungen: der Krieg lässt zu Churchills Kummer auf sich warten!

## «Wir werden Copenhagen!»

Ein Mann, der so wenig Ahnung von der Marine hat wie Winston Churchill, muss naturnotwendig mit erfahrenen Seeleuten über kurz oder lang Zusammenstöße erleben. Es fehlt bei seinen «Neuerungen» nicht an solchen.

Sogleich gibt Churchill im Unterhaus sein «Programm» bekannt: gründliche Verjüngung der gesunden Admiralität. Dutzende verdienter Leute müssen gehen. Das erhöht nach Churchills Behauptung die Schlagkraft der Flotte.

Vor allem, sagt er, habe er zu wenig Schiffe. Das Parlament müsse Geld und nochmals Geld zur Vergrößerung der Marine bewilligen. Er bekommt es – und vergisst ganz, dass es ihm, wenn die Neubauten fertig sind, an ausgebildeten Mannschaften zur Besatzung fehlen wird.

«Der Krieg» – so versichert der Erste Lord jedem, der es wissen will – «steht unmittelbar vor der Tür.»

In den Verhandlungen mit dem Kriegsministerium dringt er auf Lieferung von Unmengen von Kriegsmaterial. Alle Magazine werden bis unter das Dach aufgefüllt – und am Rande geschieht etwas höchst Bedeutungsvolles, ohne dass die Öffentlichkeit es wusste: England vergibt die ersten grossen Aufträge für Kriegsmaterial nach Amerika. Mittelsmann dieser Geschäfte ist – Sir Harold Hozier, der Schwiegervater des neuen Marineministers, der persönliche Freund Basil Zaharoffs, der in diesem Augenblick bedeutende Anteile an amerikanischen Rüstungsfabriken übernimmt! Finanzier der Transaktionen: Bankhaus Baruch.

Über Hozier, der ebensowenig hervortritt wie Basil Zaharoff, verhandelt die Admiralität mit den gesamten Kriegsschiffwerften. Churchill verlangt den Einsatz auch der letzten Hilfsmittel, legt dem Schatzkanzler ein geradezu erschreckend umfangreiches Flottenbauprogramm vor.

In den geheimen Beratungen verleiht Churchill wiederholt seiner Sorge Ausdruck.

«Bricht der Krieg in diesem Augenblick aus, so müssen wir ihn als verfrüht bezeichnen. Unsere Flotte ist zwar intakt, aber sie hat bei Weitem nicht die Übermacht, die ein schnelles Niederringen des Gegners ermöglicht.»



*Admiral John Arbuthnot Fisher, 1. Baron Fisher (\* 25. Januar 1841 in Ceylon; † 10. Juli 1920 in London) prägte als Erster Seelord (1905-1910 und 1914-1915) die Royal Navy und jährte dort die Grosskampfschiffe (Dreadnoughts) ein.*

Ähnliches bestätigt er später in seinen Kriegserinnerungen vor der Weltöffentlichkeit, wenn er schreibt:

«Nur wenige Menschen wissen, wie wenig daran fehlte, und der Grosse Krieg hätte sich auf den Sommer 1911 verfrüht...»

«Verfrüht!» Dieses Wort beweist, wie man mit allen Kräften in England auf einen Krieg hinarbeitete. Noch ein anderes, weit belastenderes Beweisstück ist vorhanden: der Plan des Admirals Lord Fisher.

Bei seiner Durchsicht der Mobilisationsarchive der Admiralität entdeckt Churchill jenes Schriftstück. Kaum hat er es durchgelesen, als er auch schon seinen Besuch beim Premierminister anmeldet. Die beiden Herren haben eine Stunde später eine

«Wir können losschlagen!» versichert Churchill, glühend vor Tatendrang.

Müde blickt Asquith ihn an.

«Noch kürzlich waren auch Sie anderer Meinung.» «Nun ja, ich würde mich der Mitarbeit Lord Fishers versichern. Lord Fisher hat einen Plan aufgestellt, der in allen Einzelheiten vorsieht, die deutsche Flotte und alle deutschen Nordseehäfen zu Copenhagen!»

«Copenhagen?» wiederholt Asquith ungläubig. «Das ist doch die dänische Hauptstadt —»

«Ganz recht. Bei der Marine ist das Wort ‚Copenhagen‘ ähnlich wie ‚shanghaien‘ ein Tätigkeitswort geworden, um einen Angriff mitten im Frieden zu kennzeichnen. Eure Lordschaft werden erinnern, dass man dieses Mittel vor hundert Jahren gegen Dänemark mit dem grössten Er-

folg anwandte, um Napoleon zu schädigen

«Ich weiss», sagt Asquith heftig. «Tausende von Unschuldigen wurden mitleidlos hingerichtet. Ich kenne auch Lord Fishers Plan. Seine Majestät schätzt diesen Plan nicht.»

«Mylord!» empört sich Churchill. «Es ist das einzige Mittel, Deutschland innerhalb von vierundzwanzig Stunden in die Knie zu zwingen.»

Asquith ringt mit sich selbst.

Nach einer Weile reicht er Churchill die Schriftstücke zurück.

«Wir müssen das Ergebnis der deutsch-französischen Verhandlungen immerhin abwarten. Es genügt nicht, einen Krieg zu wollen – man muss ihn vor der Welt auch als unvermeidlich hinstellen können!» «Die letzten Meldungen berichten von einer neuen Spannung zwischen Frankreich und Deutschland.» «Ich weiss wohl», nickt Asquith. «Dennoch bin ich für ein kurzes Atemschnöpfen. Käme es heute oder morgen zum Kriege, so müsste unsere Landarmee in Frankreich eingreifen. Die Generalität ist in diesem Punkt bedenklich. Wir wollen deshalb den Konflikt jetzt nicht.»

Damit muss sich Churchill zunächst bescheiden. Zu seinem Ärger wird aus der Sache eine «schleichende Krise», die mit jedem Tag des Zögerns Englands Position schwächt. Er versucht, einen Ausgleich zu schaffen: Am 8. September hat er den Kriegsminister soweit beredet, dass das Land in «Kriegsbereitschaft» – geheim – gesetzt wird. Alle Tunnels und Brücken der englischen Eisenbahnen werden von Geheimpolizisten bewacht. Churchill hofft, mit diesen Mitteln eine so starke Nervosität in der englischen Führungsschicht zu erzeugen, dass man endlich doch noch seinen Vorschlag annimmt.

### **Strich durch die Rechnung**

Die Franzosen und Deutschen haben allerdings auch noch ein Wort mitzureden. Churchill hat die Verständigungsbereitschaft der beiden grossen europäischen Nationen gefährlich unterschätzt. So wird er am 4. November durch die Nachricht vom Zustandekommen des Marokko-Abkommens überrascht. Deutschland gibt seine Wünsche hinsichtlich

Marokkos auf, Frankreich tritt als Gegenleistung Teile Französisch-Kongos an der Grenze Kameruns ab.

Die ganze Welt, von einem lähmenden Druck befreit, atmet auf.

Churchill kann in Ferien gehen – ungerne. Er hätte am liebsten einen gewaltigen Krieg entfesselt. Nun muss er sich einstweilen mit dem Jahreseinkommen eines Ersten Lords der Admiralität begnügen, mit der niedlichen Summe von 100.000 Mark.

Immerhin, er kann sich einen alten Traum erfüllen und ein Landhaus in Kent kaufen.

Dorthin laden die Churchills schnellstens einen wegen seiner Rauhebeinigkeit missliebigen Mann und seine Gattin für die Weihnachtsfeier ein: Sir John Fisher und Frau. Sir John hat vor etwa einem Jahre den Posten des «Ersten Seelords», des Marinefachmannes, der dem Minister zur Seite steht, niederlegen müssen. Seine Rücksichtslosigkeit hat allgemeines Missfallen hervorgerufen. Diesen Sachkenner aber braucht Churchill. Er selbst fühlt sich auf dem Wasser, das bekanntlich keine Balken hat, zu unsicher, denn bisher hat er sich ja kaum mit marintechnischen Fragen beschäftigt. Fisher besitzt alle die Kenntnisse, die Churchill fehlen. Ihn beseelt ein gleich hemmungsloses Streben wie Churchill – und vor allem: auch er will unbedingt den Krieg, Krieg mit grausamsten Mitteln.

Ins Amt kann Churchill vorerst Fisher zwar nicht zurückholen, aber er hält es für richtig, sich Fishers für alle Fälle zu versichern.

Am Kamin des Hauses in Kent rauchen die beiden Herren ihre Zigarren, während die Damen im Salon Gesellschaftsklatsch durchhecheln.

«Was halten Sie von den deutschen Unterseebooten, Sir John?» fragt Churchill.

Fisher wiegt den breiten Kopf.

«Die Waffe ist noch nicht ausreichend erprobt. Aus den Ihnen vorliegenden Berichten unserer technischen Abteilungen ersehen Sie, dass die englische Marine bisher keine erfreulichen Erfahrungen mit den Unterwasserschiffen gemacht hat. Lassen Sie lieber Grosskampfschiffe bauen. Dadurch sichern Sie die Überlegenheit der Flotte unbedingt.»

«Ich brauche Ihren Rat, Sir John – am liebsten möchte ich Sie morgen schon ins Ministerium berufen.»

Fischer lacht rauh.

«Keine Übereilung, mein Lieber! Mein Rat steht Ihnen jederzeit zur Verfügung. Und wenn einst der Tag kommt

«Sogleich», versichert Churchill mit Überzeugung, «sind Sie die erste Persönlichkeit, die von der Admiralität angefordert wird.»

«Dann wird Ihnen auch kein Mensch mehr widersprechen. Bis dahin wollen wir lieber in aller Stille Zusammenarbeiten.»

Zu Churchills geheimem Kummer lässt Kriegsminister Haldane durchblicken, dass er es vorläufig, ebenso wie Asquith, dem der vermiedene Krieg mächtig in die Knochen gefahren ist, für das vernünftigste halten würde, mit dem Deutschen Reich ein Abkommen über die Kräfteverhältnisse der Flotten zu treffen. Dadurch liesse sich zweifellos mancher Konfliktstoff beseitigen. Hozier gibt dem Schwiegersohn Weisung, den Plan zu unterminieren. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Eindringlichkeit rät Churchill davon ab, den Gedanken einer Flottenverständigung mit Deutschland in die diplomatischen Verhandlungen hineinzutragen – er könne als Schwäche ausgelegt werden. Die Sache bleibt in der Schwebe.

Sir Ernest Cassel, Churchills Bankier, schliesst sich der Verständigungsfront an. Er ist im Augenblick höher in Schiffahrtswerten engagiert als in Rüstungsbonds. Ausserdem – was verlöre England bei einer gegenseitigen Flottenbeschränkung? Es behielte immer das Übergewicht – und das Bündnis mit Frankreich, das längst durch ein Geheimabkommen mit Belgien ergänzt wurde!

Sir Ernest Cassel wird dazu ausersehen, seinem Freund und Rassegenossen Albert Ballin einen «privaten» Vorschlag ins Ohr zu blasen. Der Hamburger Schiffahrtsmann reagiert in der gewünschten Weise, fährt zum deutschen Kaiser und unterbreitet einen «Verständigungsplan» .

Das von London vorgeschlagene Grössenverhältnis der beiden Flotten 16 zu 10 wird in Berlin als Verhandlungsbasis angesehen. Sir Edward Grey entsendet daraufhin als Sonderbevollmächtigten Mister Haldane nach Berlin.

Der deutsche Kaiser und Bethmann-Hollweg geben dem Abgesandten Englands am 8. und 9. Februar 1912 mehrere Audienzen und erklären sich mit den englischen Vorschlägen einverstanden, falls England für den Fall von kriegerischen Verwicklungen, in die das Deutsche

Reich verstrickt würde, die Neutralitätsverpflichtung übernehme.

Man beachte die Daten: Am 8. Februar trifft Englands Kriegsminister Haldane zur Anbahnung einer Verständigung in Berlin ein! Die Besprechungen finden im freundschaftlichen Geiste statt – der englische Unterhändler überbringt den Deutschen ein Angebot, dessen Inhalt ernsthaft und mit Wohlwollen erörtert wird – am 8. Februar 1912!

Mit dem 9. Februar 1912 beginnt Churchills öffentlicher Feldzug gegen Deutschland! In einer öffentlichen Rede in Glasgow, die den bald aufzustellenden, weit überhöhten Marineetat anmelden soll, prägt er das Wort von der «deutschen Luxusflotte».

«Was», so fragt er, «will das Deutsche Reich mit seiner grossen Flotte? Zum Schutz der kleinen deutschen Kolonien genügen wenige Kriegsschiffe. Setzen wir Angriffsabsichten Deutschlands gegen England nicht voraus, so lässt sich nur denken, dass die deutsche Regierung zum Vergnügen eine ansehnliche Flotte auf die Meere hinausschicken will, um die deutsche Flagge an möglichst vielen Stellen zugleich zu zeigen. Immerhin liegt darin für England eine ernste Mahnung.»

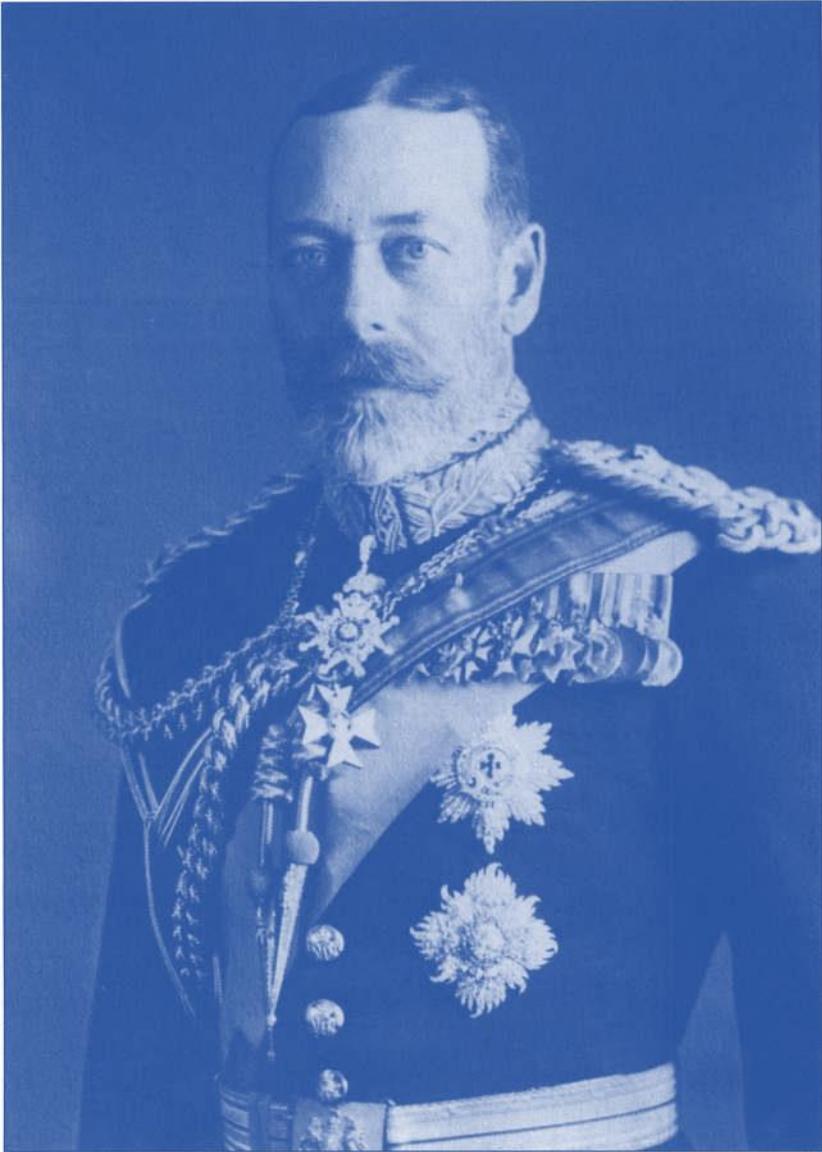
Der englische Premierminister bekommt daraufhin aus Berlin eine grundsätzliche Mitteilung Haldanes, Deutschland beabsichtige keineswegs, England zu bedrohen, sondern es wolle lediglich seine Küsten und überseeischen Besitzungen sichern.

«Reden wie die Churchills», erklärt Haldane aufgebracht am Fernsprecher, «sind nicht dazu angetan, die günstig fortschreitenden Verhandlungen zu fördern.»

«Schweigen Sie für einige Wochen!» verlangt Asquith von Churchill. «Wir müssen zunächst Klarheit über Deutschlands Absichten gewinnen!»

Churchill gehorcht – leichten Herzens. Er weiss ganz genau, dass er Misstrauen gesät hat. Nichts anderes wollte er.

Haldane bringt des deutschen Kaisers Zustimmung nach London: Wenn England sechzehn Einheiten baue, beanspruche Deutschland zehn – aber es verlange zu seiner Sicherung Englands unbedingte Neutralitätsverpflichtung für den Fall eines Krieges auf dem Festland. Das Kabinett prüft den Vorschlag.



*Georg V. (\* 3. Juni 1865 in Marlborough House, London; † 20. Januar 1936 in Sandringham) war von 1910 bis zu seinem Tode 1936 König des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Irland (seit 1927 Nord-Irland) und Kaiser von Indien.*



*John Morley, 1. Viscount Morley of Blackburn (\* 24. Dezember 1838 in Blackburn, Lancashire; † 23. September 1923 in Flowermead, Wimbledon Park, London). Als Grossbritannien am 5. August 1914 Deutschland den Krieg erklärte, trat Morley als Lord President of the Council zurück, ebenso wie ein zweiter Minister, John Elliot Burns. Morley hatte sich im Kabinett stets dagegen gewandt, dass Grossbritannien sich mit einem Bündnis an Frankreich band und dadurch den französischen Revanchismus ermutigte. Die Gründe für seinen Rücktritt legte er in seinem «Memorandum on Resignation' dar, das sein Neffe Guy Morley 1928, nach dem Tode seines Onkels, veröffentlichte und das hinsichtlich seiner Ausführungen zur Kriegsschuldfrage grosses Aufsehen erregte.*

Am 18. März, bei der Vorlage des Marineetats, verleiht sogar Churchill selber im Unterhaus dem Gedanken einer gegenseitigen Flottenbegrenzung Ausdruck.

«Wenn Deutschland sich bereitfände, ein Baufeierjahr für Schlachtschiffe mit uns zu vereinbaren, könnten den Steuerzahlern beider Länder geringere Lasten aufgebürdet werden!» versichert er mit gut gespielter Grossmut – und wirft damit seinen Wählern einen Köder vor: Seht, wie vernünftig wir sind! Ihr müsst nur blechen, weil die bösen Deutschen es so wollen!

Innerlich aber schäumt Churchill vor Wut. Ist er so schnell in Berlin durchschaut worden? In aller Heimlichkeit nimmt er durch die Attachés in Paris vorfühlende Besprechungen mit den französischen Flottenchefs auf, während gleichzeitig die Generalstabschefs der beiden Länder Fragen der Landarmeen erörtern.

Trotzdem kann er den Besuch König Georgs V. in Berlin nicht verhindern. Der König und sein Begleiter, Lord Morley, werden in Deutschland stürmisch gefeiert. Das deutsche Volk sieht in diesem Besuch eine ehrliche Freundschaftsbezeugung, die bestätigt, dass man auf beiden Seiten alle Spannungen vergessen und im neuen Geiste Zusammenarbeiten will. Das Blatt könnte sich wenden – was aber würde dann aus Churchill? Er wäre überflüssig!

Anteil an den englischen Seerüstungen tragen auch die Kronländer. In diesem Jahre nun weigert sich Kanada, die von Churchill zu Lasten Kanadas geforderten drei Grosskampfschiffe zu bewilligen. Noch mag der Jubel der Deutschen dem englischen König in den Ohren klingen, da liegt schon eine Denkschrift auf seinem Schreibtisch, überreicht vom Premierminister, verfasst vom Ersten Lord der Admiralität Winston Churchill. Und darin steht, was sonst niemals Brauch ist in solchen amtlichen Schriftstücken: die Haltung Deutschlands sei ausschlaggebend für Englands Seerüstungen. Man müsse bauen, bauen, bauen!

Der König schwankt. Vom Kaiser persönlich hat er die zuverlässigsten Freundschaftsversicherungen empfangen. Churchill behauptet, die deutsche Forderung nach englischer Neutralität beweise Deutschlands «gefährliche Kriegspläne». Was soll Georg V. tun? Die Geheimverträge mit den Verbündeten opfern – oder die Freundschaft des deutschen Kaisers?



*Admiral Charles William de la Poer Beresford, 1. Baron Beresford (\* 10. Februar 1846 in Philipstown, Kings County, [jetzt Daingean, County Offaly], Irland; † 6. September 1919 in Langwell, Caithness, Schottland) galt in der britischen Öffentlichkeit als Personifikation von John Bull. Sein Markenzeichen war eine Bulldogge, die ihn regelmässig begleitete.*

Er lässt den alten Admiral Beresford kommen.

«Lesen Sie die Denkschrift, Mylord. Dann sagen Sie mir unverblümt Ihre Meinung.»

Der erfahrene Seemann vertieft sich gehorsam in die Akte. Immer wieder schüttelt er den Kopf, dann lässt er kleine entrüstete Ausrufe hören. Endlich legt er das Schriftstück aus der Hand.

«Die Denkschrift bestätigt eindeutig die Haltung des Ersten Lords der Admiralität, die eine einzige gegen Deutschland gerichtete Herausforderung ist.»

«Dem haben Sie nichts hinzuzufügen?»

«Nein, Majestät.»

«Ich danke, Mylord.»

Der König befiehlt den Aussenminister zu sich. Er versucht, Sir Edward Grey zu bestimmen, im Interesse günstiger Beziehungen zu Deutschland mässigend auf Churchill einzuwirken.

«Leider – entgegnet Grey achselzuckend, «wird in eben dieser Stunde der Nachtragsetat eingebracht, Majestät. Die Admiralität fordert nun von den englischen Steuerzahlern die drei von Kanada nicht bewilligten Schlachtschiffe.»

Entsetzt springt der König auf.

«Und – das Unterhaus?»

«Mister Churchill ist ein beliebter Redner, Majestät. Die Bewilligung steht ausser Frage.»

Mit einer müden Geste entlässt der König seinen Aussenminister. Seine durch Parlamentsentschlüsse eingeeengte Königswürde wird ihm schwer. Er sehnt sich danach, als freier Mensch handeln zu dürfen –

aber er ist inzwischen zur Figur im Schachspiel der Geheimdiplomaten geworden.

Was Georg V. fürchtete, geschieht. In Deutschland hält man sich von nun an nicht mehr an die persönlichen Freundschaftsversprechen der beiden Monarchen, sondern an die Handlungsweise der englischen Regierung. Staatssekretär von Tirpitz erklärt im Deutschen Reichstag, und seine Feststellungen sind ebenso klar wie eindeutig:

«Die englische Admiralität hat die Abschlussverhandlungen über ihr eigenes Anerbieten zwischen beiden Regierungen zu verhindern gewünscht. Bis heute hat Deutschland gezögert, die Folgerungen daraus zu ziehen. Der deutsche Admiralstab ist von nun an gewillt, alles zur Verteidigung der deutschen Lebensinteressen Notwendige zu tun und mindestens die deutsche Flotte auf zwei Drittel Kampfstärke der englischen Seestreitkräfte zu bringen. Damit ist der Schutz der deutschen Küsten gegen jeden nur möglichen Angriff garantiert und zugleich bewiesen, dass uns Angriffsabsichten gegen England fernliegen. Wir kennen die Absichten Englands nicht – aber es wäre der englischen Flotte unmöglich, Deutschland ernstlich zu bedrohen, wenn wir dieses Bauprogramm innehalten.»

### **Peinliche Erkenntnisse**

Eine Woche lang wandert Churchill wie ein wütender Tiger durch die Räume der Admiralität. Wehe, wer ihm in diesen Tagen in den Weg kommt!

Es ist nicht angenehm, sich durchschaut zu wissen – und was Herr von Tirpitz ausgesprochen hat, beweist, dass die Deutschen nicht blindlings in die Falle gehen, dass sie Churchills wahre Absichten erkannt haben. Sie waren ja auch plump genug!

Anfang Mai empfängt Churchill geheimnisvolle Besuche aus Paris. Ihr Ergebnis ist eine Geheimabmachung, die vorsieht, dass im Kriegsfall Frankreichs und Englands Flotte eine Aufgabenteilung übernehmen. Die englischen Streitkräfte sollen Nordsee und Atlantik, die französischen die tropischen Meere sichern. Damit ist ein ganzer Kriegs-

plan, zwar hauptsächlich auf Betreiben Frankreichs, aber ganz im Sinne Englands, zur Wirklichkeit geworden.

Das erleichtert das Herz des Ersten Lords ganz gewaltig.

Dieser Punkt muss im Gedächtnis besonders festgehalten werden: Im Mai 1912 ist die einheitliche französisch-englische Seekriegstaktik vollständig festgelegt und derart durch Geheim-Verträge gesichert, dass sie für jeden Eventualfall sofort in Kraft treten muss.

Churchill ist in seinen eigenen Darstellungen fast noch offener. Er bekennt darin, dass schon 1907 ein von Admiral Lord Fisher entworfener Blockadeplan gegen Deutschland bestand, dergestalt, dass England beabsichtigte, alle Zufuhren nach Deutschland durch Minenlegung und Kriegsschiffkonzentrierungen abzuschneiden und dadurch den «Hungerkrieg» durchzuführen! Man muss sich vergegenwärtigen, dass die englische Flottenmacht seit jeher der deutschen weit überlegen war, und trotzdem hatte die englische Admiralität die Absicht, mitten im Frieden deutsche Häfen zu beschießen und bei Kriegsausbruch die Hungerblockade zu verhängen, schon 1907 gefasst und seither immer umfangreicher ausgebaut.

Alles Rätselraten um die «Kriegsschuld» hört hier auf. Die Absichten Englands sprechen eine zu deutliche Sprache.

Aber es kann noch ein weiteres Bekenntnis zitiert werden. Es findet sich in der Lebensbeschreibung Sir Arthur Nicolson, des Leiters vom englischen Foreign Office, die der Sohn des bekannten Einkreisungspolitikers verfasst hat. Es lautet:

«Erst Anfang Oktober 1912 entdeckte das Kabinett in seiner Gesamtheit, dass seit den letzten fünf Jahren (also seit 1907!) mit Frankreich und Belgien (!!!) auch militärische Besprechungen gepflogen worden waren. Es forderte eine endgültige Klärung der Lage.

Am 22. Oktober 1912 fand ein Notenwechsel zwischen Sir Edward Grey und Cambon (dem französischen Botschafter in London) statt, in dem offiziell, sehr zur Erleichterung des britischen Kabinetts, festgestellt wurde, dass die Besprechungen zwischen den militärischen und maritimen Experten, keine Verpflichtung darstellten, durch die die eine oder andere Regierung sich binde, in einem Falle zu handeln, der noch nicht eingetreten sei und vielleicht nie eintreten werde. »

Hier kommt etwas Erstaunliches zutage, in mehrfacher Hinsicht erstaunlich: In einem angeblich parlamentarisch regierten Staat, dessen Regierung scheinbar von der gesamten Öffentlichkeit kontrolliert wird, gibt es ein Kabinett, das nicht einmal von vor fünf Jahren getroffenen militärischen Abmachungen etwas ahnt! Folglich hat eine kleine Ministerclique über den Kopf der übrigen Minister hinweg eine Politik betrieben, die – im Zeichen der sogenannten Demokratie! – nicht nur nicht die Billigung des Parlaments, sondern nicht einmal die der im Amt befindlichen Regierung besass! Das beweist das Vorhandensein einer «Kriegspartei» rund um Churchill. Im letzten Augenblick hat man noch Lloyd George mit hineingezogen, um des Mannes mit den grössten Sympathien bei der Arbeiterschaft sicher zu sein. Und nachdem nun die militärischen Abmachungen nicht mehr geleugnet werden können, lässt sich die «Regierung» und das Parlament erzählen: getroffene Abmachungen seien in keinem Sinne «bindend». Niemand von all den weisen Politikern scheint die höchst einfache Frage gestellt zu haben: Weshalb, wenn sie nicht bindend sein sollen, trifft man denn überhaupt Abmachungen? Alle Verantwortlichen erklären sich mit dieser Kautschukausrede einverstanden – sind also vom 22. Oktober 1912 an mitschuldig an dem Ausbruch des Weltkrieges!

Selbstverständlich müssen jene Erörterungen über ganz Europa ihren Schatten werfen. Sie werden in Deutschland richtig gewertet. Nun spielt Churchill schnell wieder den Biedermann, der mit einem gemüthlichen Grinsen sagt: Das ist ja gar nicht so gemeint! Er erklärt in einer Rede am 16. Mai 1913:

«Auch die wildeste Vorstellung kann für absehbare Zeit keinen Krieg voraussehen, denn ein solcher würde Europa in schrecklichste Barbarei zurückwerfen!»

Vielleicht meint Mister Churchill mit der Barbarei die im späteren Kriege auf Geheiss Englands verwendeten Dum-Dum-Geschosse, die von Zaharoff vorbereitete Anwendung des Giftgases, die heimtückische Bewaffnung von Handelsschiffen? Das alles steht nämlich längst im Programm einer künftigen englischen Kriegführung. Will er jetzt plötzlich Deutschland Angst einjagen?

Es scheint fast, denn im Herbst 1913 spricht Churchill aufgeblasen davon, dass die Flotte Englands noch niemals in der Geschichte so

mächtig gewesen sei. Sie werde im «künftigen Kriege» – von dem ausser Churchill niemand mehr spricht! – über mindestens 150.000 Mann verfügen. Englands Flottenbau sei weit voraus.

Sonderbar sind diese Erklärungen. Noch eigentümlicher wirkt es, dass am 2. November niemand anders als der Erste Lord der Admiralität sich zwei zu Kriegszwecken gebauten Luftschiffen anvertraut.

Der Sinn dieser Probeflüge wird klar, wenn man die Rede Churchills hört, die er am 10. November 1913 in der Guildhall, dem grossen Fest- und Versammlungssaal der Londoner Kaufmannschaft, hält. Sie gipfelt in der naiven Feststellung:

«Man redet hier in England viel von der Unterseebootgefahr. Es gibt eine solche Gefahr ganz einfach überhaupt nicht. Vielleicht werden in ferner Zukunft einmal Luftschiffe, die mit Unterseebooten in funkentelegraphischer Verbindung stehen, den Unterseebooten Kundschafterdienste leisten können – erst dann wäre es möglich, Unterseekriegsschiffe mit Aussicht auf Erfolg einzusetzen. Für England hingegen hängt alles vom Bau von Riesenkreuzern ab. Dafür darf kein Opfer zu hoch erscheinen.»

Ob man in Deutschland derartige Reden nicht hört und sich nicht sein Teil dabei denkt?

Churchill empfängt durch die deutsche Botschaft in London jedenfalls eine Einladung – nach Deutschland. Der deutsche Kaiser bietet dem Ersten Lord der englischen Admiralität Gastfreundschaft für die Weihnachtsfeiertage an. Diese Einladung kann Englands Erster Lord nur mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis nehmen. Er ist aber nicht imstande, den Kaiser durch eine Absage zu beleidigen.

Winston Churchill soll also dem Manne gegenüberstehen, der die Geschicke des Deutschen Reiches lenkt – dem Monarchen, dem er die tollsten Welteroberungspläne unterstellt. Mit einer gewissen Beklemmung treten Herr und Frau Churchill die Reise nach Deutschland an.

### **Eine Entgleisung**

Unglücklicherweise veröffentlicht am 16. Dezember 1913 – wenige Tage vor Churchills Ankunft in Berlin – «Daily Chronicle» eine Mel-

dung, in der zu lesen ist, dass der Erste Lord der Admiralität für den Kriegsfall die Armierung der Handelsschiffe mit Geschützen ins Auge fasse. Das sei, so meint die Zeitung, einmal ein höchst unwirksames und zudem gefährliches Kampfmittel, weil es gegen alle Regeln des Völkerrechts verstosse, zum anderen gäbe es dem Gegner das Recht zum Vorgehen gegen die Handelsschiffahrt. Eine kleine Indiskretion, über die der siebente Marlborough gottsjämmerlich flucht. Die Sache sollte natürlich geheim bleiben!

Trotzdem – Mister Churchill und Gattin nehmen für einige Tage im Berliner Schloss Wohnung. Sie verleben die Weihnacht bei dem Regierungsoberhaupt Deutschlands. Wilhelm II. berührt nicht ein einziges Mal im Gespräch die zwischen Deutschland und England stehenden Probleme.

Nichts also von alledem, was Churchill erwartete, geschieht. Der Kaiser macht kein neues Angebot. Er empfängt das Ehepaar nach den harmonisch verlaufenen Festtagen noch in Abschiedsaudienz mit grosser Höflichkeit. Und bei dieser Gelegenheit macht er eine einzige Anspielung.

Unter der Maske seines Lächelns bedankt sich Churchill für die gute Aufnahme.

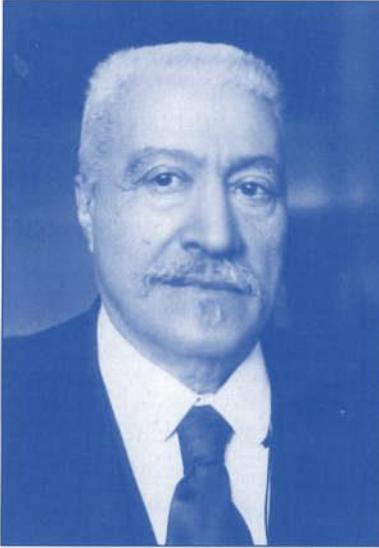
Sehr ernst erwidert der Kaiser:

«Wir hoffen, Mylord, Sie haben sich in Berlin und im Gespräch mit vielen führenden Persönlichkeiten von der Lauterkeit der Haltung Deutschlands überzeugen können, die, wie Wir ausdrücklich betonen möchten, ohne Falsch vor allem England gegenüber ist, dessen Herrscherhause Wir durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande innig verbunden sind. Wenn Sie diese Überzeugung als Gewinn mit nach London nehmen, so dürfte Ihr Besuch, für den Wir Ihnen danken, von Nutzen für die ganze Welt gewesen sein.»

Churchill kann sich nur tief verneigen.

Voller zwiespältiger Gefühle fährt er zurück nach London. Soll er jetzt auf halbem Wege umkehren und den Pfad der Vernunft beschreiten? Das hiesse für ihn: auf den Ruhm eines Kriegshelden verzichten! Und seine «heimlichen Verbündeten», die grossen Geldleute und sein Schwiegervater, liessen es auch gar nicht zu. Sie werden sich auf die Dauer nicht mit dem kleinen Verdienst begnügen, der durch die Bewaffnung von Handelsschiffen herausspringt.

## Eine kleine Kraftprobe



*Der spanischstämmige Antoine Emmanuel Ernest Monis (\* 23. Mai 1846 in Châteauneuf-sur-Charente, Département Charente; † 25. Mai 1929 in Mondouzil, Département Haute-Garonne) war 1911 französischer Premierminister und vom 13. Dezember 1913 bis zum 20. März 1914 unter Premierminister Gaston Doumergue Marineminister in dessen 1. Kabinett.*

Was mag die Absicht sein, als Churchill schon im Oktober 1913 an Stelle von Manövern eine Probemobilmachung der gesamten Flotte vorschlägt? So schnell ist aber Asquith noch nicht für tollkühne Abenteuer gewonnen. Der Premier zögert ja immer, sei es zum Guten oder zum Bösen. Aber Churchills Eisen liegen im Feuer!

Lloyd George, den er schon vor drei Jahren ganz für den Krieg gewonnen glaubte, gibt zu Neujahr 1913 ein Interview, in dem er klar und deutlich erklärt, er als Schatzkanzler verurteile das Flottenbauprogramm Churchills – es vernichte den Wohlstand Englands, es hindere die soziale Entwicklung – und es beschwöre eher die Kriegsgefahr herauf, als sie zu bannen. Ja, Lloyd George geht sogar noch weiter: innerhalb der «Liberalen» bildet er eine sogenannte «kleine Engländerpartei», die eintritt für die Beschränkung Englands auf die eigentlichen Interessen des Insel- und Kolonialreiches.

Aber Churchill ist nicht mehr zur Vernunft zu bringen, nicht einmal mehr durch seine Freunde. Er ist ganz in der Hand der Kriegstreiber. Sein von Sir Ernest Cassel verwalteter Aktienbesitz besteht ganz und gar aus Rüstungspapieren. Hozier treibt ihn immer weiter vor. Am 8. Januar 1914 erscheint Churchill in Paris. Am 9. hat er eine lange Be-

sprechung mit dem französischen Marineminister Monis.

«Der Flottenbau Frankreichs entspricht nicht den Notwendigkeiten des englisch-französischen Bündnisses!» trumpft er auf.

«Was wollen Sie machen, Mylord?» erwidert Monis betreten. «Sie können dem Unterhaus Forderungen über Forderungen vorlegen und werden nur Zustimmung finden, weil Sie jedes Verlangen mit dem Wunsch, Englands Weltgeltung zu sichern, begründen können. Die Pariser Kammer ist sehr viel kritischer als das Unterhaus – und Frankreich bangt um seine Grenzen. Diese Sorge steht allen anderen voran.»

Schon am 10. Januar 1914 ist Churchill wieder in London.

Am 13. Januar tritt Premierminister Asquith seine «Erholungsreise» an die Riviera an – über Paris. Zu gleicher Zeit hält sich Schatzkanzler Lloyd George vorübergehend in Paris auf, bei der Rückkehr von – Algier.

Allerlei Gerüchte schwirren durch die Welt. Die englischen Zeitungen bemühen sich zu erklären, Asquith berühre Paris lediglich auf der «Durchreise», es fänden dort keine Besprechungen mit französischen Staatsmännern statt. Und doch fügt sich sonderbar ein Glied ins andere.

Hat Churchill Asquith bewogen, auf der «Durchreise» den Franzosen nochmals die Bündnisverpflichtung klarzumachen? Hat er darauf gedrungen, dass der Premierminister im Vorbeifahren dem Schatzkanzler ins Gewissen rede, damit dieser seinen Widerstand gegen das Flottenbauprogramm aufbebe?

Alles dies verhüllt der Mantel der Geheimdiplomatie.

Lloyd George allerdings lässt sich nicht beirren. Er hält am 3. Februar 1914 mit der «kleinen Engländerpartei» eine Protestversammlung gegen Churchills Wahnsinnsforderungen ab. Die liberale Partei droht in zwei Teile zu zerfallen. Trotzdem legt Churchill sein selbst in England für unsinnig gehaltenes Budget vor, und trotzdem wird es vom Unterhaus genehmigt.

Die Rückwirkungen im Volk sind stark. Überall wird der Erste Lord der Admiralität angegriffen. Er sieht sich genötigt, sich in Birmingham in öffentlicher Versammlung den liberalen Wählern zu einem Rechenschaftsbericht zu stellen. Schon tagelang vorher prasseln entrüstete

Briefe serienweise auf seinen Schreibtisch. Jeder Mensch rät ihm ab, sich den erregten Massen zu stellen. Selbst Lord Robert Cecil, der von der Regierung ausersehen ist, an Churchills Seite die erregten Gemüter zu beruhigen, meint, es sei besser, gewisse Abstriche vom Flottenetat vorzunehmen; die Sache werde sonst möglicherweise zu einer Belastungsprobe für die gesamte Regierung, ja, für die liberale Partei!

«Nicht einen Schilling!» faucht Churchill. «Die Aufträge an die Rüstungsindustrie sind bereits vergeben. Wir können nicht mehr zurück. Soll ich durch verspätete Aufgabe meines Bauprogramms dem Schatzkanzler die Waffen gegen mich in die Hand gehen? Noch in diesem Jahre, Lord Robert, werden wir mit Deutschland die Kräfte messen – wir müssen die grossspurigen Germans mit einem Schlage zerschmettern!»

Ganz Birmingham scheint an jenem Tage in Aufregung. Vom Hotel aus benutzt Lord Cecil seinen Wagen, der ihn am Hintereingang des Saales absetzt. Churchill fährt grossschnauzig vierspännig vor dem Haupteingang vor, lüpfte grüssend seinen Zylinder und steigt aus.

«Haut ihn!» raunen einige zerlumpte Gestalten den zuvorderst Stehenden zu.

Da schreien einige baumlange Kerle: «Hoch Churchill, der Furchtlose!»

Betroffenes Schweigen ringsum. Churchill storcht durch die sich bildende Gasse auf die Saaltür zu. «Churchill, hoch!» brüllen jetzt wohl dreissig oder vierzig Leute – und siehe da: alles ruft begeistert das Lob des Mannes, den man noch eben lynchen wollte.

Sie wissen natürlich nicht, die Arbeiter von Birmingham, dass Churchill fünfzig dienstfreie Polizisten gegen ein Goldpfund verpflichtet hat, ihm zuzujubeln und ihn im Falle der Gefahr herauszuhauen. Der Trick wirkt – und die Rede, mit den üblichen Rattenfängereien ausgeschmückt, wird ebenfalls begeistert aufgenommen.

«Die Marine», redet Churchill seinen Zuhörern ein, «ist die Tatze des englischen Löwen. Wehe, wenn man ihn reizt! Ein Schlag mit dieser furchtbaren Waffe, und jeder Gegner liegt zerschmettert am Boden! Heute kann man nicht voraussagen, wer es wagen wird, England anzugreifen – eines aber steht fest: es gibt mächtige Staaten, die nur auf die

Gelegenheit warten, Englands Reichtum an sich zu reissen, wie sie seit Jahrzehnten vergeblich versuchen, den englischen Handel zu zerstören. Deshalb

Ja, man ist sogar geneigt, den von ihm an die Wand gemalten «Gefahren für England» Glauben zu schenken.

### Das Attentat auf den Frieden

Auf dem grossen Schachbrett der Weltmächte ist inzwischen eine Riesenpartie angesetzt. Mit vieler Mühe greift bei jeder russisch-österreichischen Spannung das Deutsche Reich vermittelnd ein, und bereits mehrfach ist es gelungen, die Gefahr eines Weltbrandes im letzten Augenblick zu bannen.

Warum eigentlich, so muss jeder klardenkende Mensch sich fragen, schürt Russland immer wieder die Möglichkeit zu Konflikten mit Österreich? Weiss man denn in St. Petersburg nicht, dass Deutschland der Bundesgenosse Österreichs ist? Die Deutschfreundlichkeit der Russen ist doch bekannt!

Hier liegt der Trugschluss. Seit Jahren arbeitet das englische Gold in Russland. Höchste Beamte werden bestochen, weite Bezirke des öffentlichen Lebens Russlands abhängig gemacht von englischem Geld – so vor allem die Erdölfelder und – durch Vermittlung Zaharoffs – die Rüstungswerke, die ganz unter englisch-französischen Einfluss gebracht werden.

In den ersten Monaten des Jahres 1914 mehren sich die Geheimbotschaften zwischen London und St. Petersburg von Tag zu Tag. Wohl sieht man in Berlin die Richtung dieses Spiels, aber man kann sich nicht dazwischenschalten und man ahnt nicht einmal, wann die Karten aufgedeckt werden. Ausserdem glaubt Wilhelm II. immer noch der aufrichtigen Freundschaft des Zaren sicher sein zu dürfen.

England hat kühl kalkuliert: der Krieg muss kommen. Die deutsch-französischen Gegensätze sind so leicht nicht wieder heraufzubeschwören. Folglich muss zwischen Österreich-Ungarn und Russland die Lunte gelegt werden. Dann ist auch das Deutsche Reich gezwungen, sich in den Konflikt einzuschalten – und die Weltmärkte werden in dem Augenblick für England frei, in dem alle europäischen Nationen von Bedeutung Krieg führen!

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Man braucht nur Churchills Tun zu beobachten, um zu wissen, dass allerlei im Busch ist.

Am 10. Juni 1914 unternimmt der Marineminister abermals Flugversuche – dieses Mal im «Aeroplan», unter Führung des Piloten Major Gerrard. Die Maschine überfliegt in knapp zwanzig Minuten die Salisbury-Ebene bis Portsmouth.

Dort, mit dem ihm eigenen feisten Lächeln, lässt Churchill sich von einem halben Dutzend Menschen bejubeln – von seiner eigenen Frau und einigen Militärs, mit denen das Ehepaar nachher auf der Yacht Churchills «Enchantress» (Zauberin) ein Frühstück einnimmt.

Bei dieser Gelegenheit klopft Churchill ans Glas:

«Meine Herren! Dieser Tag hat symbolische Bedeutung. Der Erste Lord hat die Flotte aufgesucht, um ihren Offizieren ins Auge zu blicken. Ich sehe darin die eiserne Entschlossenheit, jeden – jeden! – Befehl Seiner Majestät sofort zu befolgen. Es ist nicht an der Zeit, offizielle Verlautbarungen herauszugeben. Aber jeder einzelne von Ihnen präge sich ein: von heute an muss die Flotte ununterbrochen, für jede nur denkbare Überraschung gewappnet sein. Das heisst: vollste und letzte Bereitschaft. Ich weiss, dass Sie mich verstehen, dass Sie schweigen und warten werden – stossen wir an auf Seine Majestät!»

Am 10. Juni 1914 weiss Winston Churchill also schon, dass jeden Tag der Weltkrieg beginnen kann!

Aber erst am 28. Juni fallen die Schüsse von Sarajewo. Zaharoff, der «Geheimnisvolle», hat von Paris aus diesen gemeinen Mord dirigiert, um Europa in die Luft zu sprengen. Serbien verhindert die Untersuchung des Attentates, die Auslieferung der Täter. Nur, weil möglicherweise herauskäme, dass sie im Dienste der englischen Geheimdiplomatie standen? Oder auf Weisung London, das den Weltbrand will?

Der österreichische Thronfolger wurde heimtückisch ermordet. Österreich-Ungarn verlangt von Serbien Rechenschaft — Russland stellt sich hinter Serbien, Deutschland erklärt, bei Bedrohung Österreichs halte es treu zu seiner Bündnispflicht.

Das ist die Lage. Der deutsche Kaiser versucht nochmals, St. Petersburg umzustimmen, vergeblich. Trotz allem bliebe ein Krieg be-

schränkt auf Südosteuropa, wenn nicht England und Frankreich auf die Anwendung von Verträgen bestehen, durch die sich beide Länder an Russland gebunden haben.

Noch immer schwankt Premierminister Asquith – noch hat sich der König nicht entschieden. In aller Offenheit tritt der noch kürzlich an die Unvermeidbarkeit des Krieges glaubende Feuerkopf Lloyd George für völlige Neutralität Englands ein. In allen Hauptstädten Europas herrscht diplomatischer Hochbetrieb.

### Der «private» Abgesandte des deutschen Kaisers

Der Friede hängt an einem Seidenfaden.

Die Völker Europas hegen keinen Hass gegeneinander, sie glauben nicht an Krieg, sie wollen ihn nicht.

Mister Baruch in Neuyork, Mister Zaharoff, der ewige Reisende in Blut und Tod, umherschwirrend zwischen London, Paris und Petersburg, und ein paar Dutzend anderer Leute brauchen den Krieg. Verantworten müssen ihn die Ministerien.

«Diejenigen», schreibt Churchill über jene Zeit, «die damals über die Sicherheit des Staates zu wachen hatten, lebten in zwei verschiedenen Gedankenwelten. Da gab es die tatsächliche sichtbare Welt mit ihren friedlichen Tätigkeiten und ihren weltbürgerlichen Zielen, und es gab eine hypothetische Welt, eine Welt unter der Schwelle dieser anderen, in einem Augenblick überaus phantastisch, im nächsten dabei, sich in Wirklichkeit zu verwandeln – eine Welt monströser Schatten, die sich in zuckenden Verwicklungen durch die Nebelbilder einer bodenlosen Katastrophe bewegte.»

In einer Geheimsitzung des Kabinetts spricht Asquith ein Wort, das wie Musik in Churchills Ohren klingt.

«Gäbe Deutschland in dieser Situation ein Anzeichen von Unsicherheit oder gar Schwäche, so wüsste England, dass es den Krieg auf sich nehmen kann. Aber mir scheint, Berlin ist von der unüberwindlichen Stärke Deutschlands vollkommen überzeugt.»

«Und worin, Exzellenz, würden Sie eine deutsche Schwäche erblicken?» fragt Churchill schnell. Sorgenvoll sieht Asquith seinen Marineminister an. «Wenn der Kaiser zu deutlich zeigt, dass er den Frieden erhalten will, liessen sich daraus gewisse Rückschlüsse ziehen.»

Mit diesem Bescheid ist Churchills jüdischen Freunden der Schlüssel in die Hand gespielt.

«Im Sommer 1914», schreibt Churchill stolz, «war die britische Flotte dank meiner lange vorbereiteten Massnahmen vom grössten bis zum kleinsten, vom ältesten bis zum neuesten Schiff absolut gefechtsklar.»

Am 15. Juli – noch immer ist der Frieden zu retten! – ordnet Winston Churchill eine «Probemobilmachung» der gesamten Flotte an und besucht den Kriegshafen Chatham. Für den 19. Juli, einen diesigen Tag, erhält die auf volle Kriegsbereitschaft gestellte Flotte Befehl, nachts in See zu stechen – Geheimbefehl folgt: Beobachtung aller deutschen Flottenbewegungen. Man hat eine neblige Nacht gewählt. Die Schiffe laufen mit abgeblendeten Lichtern aus, um ihre «Kriegspositionen» einzunehmen.

Interessant ist, dass die «Probemobilmachung» von der Presse keinen Augenblick verschwiegen wird. Man könnte beinahe versucht sein, die Angelegenheit für ein Zweckmanöver zu halten.

Tatsächlich ist es nicht anders. Churchill, der den deutschen Kaiser persönlich kennt und auch Gelegenheit hatte, die menschlichen Schwächen des deutschen Staatschefs abzuschätzen, hat einen seiner berühmten Gaunertricks angewendet; zudem befindet sich Wilhelm II. auf seiner alljährlichen Nordlandreise – arglos. Am 18. Juli reist ein jüdischer Schiffsmakler von London nach Hamburg.

Dort hat er eine Begegnung mit Albert Ballin, dem Generaldirektor einer der grössten deutschen Schifffahrtslinien, der ebenfalls Jude und ein intimer Freund des Kaisers ist und bekanntlich schon einmal in kritischer Stunde seine persönlichen Beziehungen zum deutschen Herrscher einsetzte.

Selbstverständlich fragt Ballin seinen Rassegenossen nach der Stimmung in London.

«Sagen Sie mir die Wahrheit, will England Krieg gegen Deutschland?»

«Weiss man es?» fragt der Londoner zurück. «Ich kenne den Ersten Lord der Admiralität. Sie haben gelesen in der Presse: Probemobilmachung. Nu also, machen Sie sich einen Vers darauf. Deutschland tritt eben zu grossspurig auf.»

«Krieg!» murmelt Ballin. «Das wäre unausdenkbar! Was mit so vieler Mühe aufgebaut wurde

«Ja, mit der Schifffahrt nach Amerika wär's aus. Aber Sie sind doch ein Freund des Kaisers. Eine kluge Geste – und England ist – vielleicht – neutral!»

Ballin überlegt nicht lange. Gibt er jetzt dem Kaiser den richtigen Rat, so winkt ihm der langersehnte Posten eines Reichswirtschaftsministers. Die Juden brauchen verstärkten Einfluss. Dies ist die Gelegenheit, ihn zu erobern! Nächsten Tages sticht von Kiel aus eine Yacht in See: Ballin besucht «seinen» Kaiser.

Wilhelm II. empfängt überrascht den Schifffahrtsmann. Ballin hält einen Vortrag, der in der Feststellung gipfelt, Deutschland werde von allen Meeren und aus allen Weltteilen verdrängt, wenn es sich auf einen Krieg gegen England einliesse.

Nach langem Hin und Her legt Wilhelm II. Ballin die Hand auf die Schulter.

«Gut. Fahren Sie sofort nach London, reden Sie zur Vernunft. Frankreich will sich um jeden Preis einmengen, sagen Sie? – Wir glauben nicht an diesen Irrsinn. Aber wenigstens England soll neutral bleiben. Das müssen Sie erreichen. Sie haben Ihre Freunde drüben. Betrachten Sie sich als Unseren Sondergesandten, der retten soll, was die Diplomaten nicht vermögen. Und noch eins: wenn Sie nirgends weiterkommen, wenden Sie sich direkt an Churchill. Er ist Uns verpflichtet, er wird ein offenes Wort richtig verstehen. Fassen Sie Ihre Mission so auf, dass Fürst Lichnowsky (der deutsche Botschafter in London) die Freiheit des Handelns behält.» Indessen muss Churchill die Probemobilmachung auf Druck des Aussenministers zurückziehen. Grey erklärt ihm mit aller Energie:

«Wir wollen den Anschein einer Provokation vermeiden.»

Churchill bläst die Mobilisierung der Seereserven ab – die Schiffe aber lässt er draussen!

Da läuft die Nachricht durch die Ministerien: Ballin sei angekommen. Er bringe eine Sonderbotschaft des deutschen Kaisers!

In derselben Stunde noch erscheint Churchill beim Premierminister.

«Hier haben Sie die Schwächeerklärung Deutschlands!» triumphiert er. «Albert Ballin soll um gut Wetter bitten. Sie sehen, Exzellenz, der

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Karl Max Fürst von Lichnowsky (\* 8. März 1860 in Kreuzenort, Oberschlesien; † 27. Februar 1928 in Küche Ina, Mähren) war ein deutscher Diplomat und von 1912 bis 1914 deutscher Botschafter in Grossbritannien.*



*Der jüdische Reeder Albert Ballin (\* 15.8.1857 in Hamburg; † 9.11.1918 ebenda) war eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in der Zeit des deutschen Kaiserreiches. Er machte als Generaldirektor die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actien-Gesellschaft (HAPAG) zur grössten Schifffahrtlinie der Welt.*

Siegfried jenseits der Nordsee fürchtet den Konflikt — Müde nickt Asquith.

«Scheinbar ist der Zeitpunkt gut gewählt. Trotzdem möchte ich wünschen, dass dieses Gewitter noch einmal vorüberzieht.»

Ballin kommt nicht voran. Er hört überall Redensarten. Endlich bittet er Churchill, mit ihm zu speisen. Der Erste Lord der Admiralität entschuldigt sich mit Geschäften, lässt sich dann aber doch zum Schein überreden. Er ist viel zu neugierig, zu erfahren, in welcher Form die Dummheit vorgetragen wird, die den Friedensfaden zum Zerreißen bringen soll. Den Premier verständigt er vorher von der Zusammenkunft. Dann speist er mit Ballin.

Das Gesicht des Juden ist fast grau in der Angst vor dem Kommen. Churchill kann seine Genugtuung kaum verbergen. In seiner Kurzsichtigkeit hält er den privaten Abgesandten für den Vertreter desjenigen Deutschlands, gegen das die englische Flotte kämpfen wird – und glaubt, sie werde leichtes Spiel haben, dieses im vornhinein entmutigte Volk niederzuwerfen. In blendender Laune fragt er nach Bailins Familie, nach Gesellschaftsklatsch. Ballin weiss, dass er dem Schlemmer vor dem Nachtschisch keine Fragen stellen darf. Zuerst kommen die Austern, der Hummer, das Geflügel – endlich aber ist man bei Whisky und Zigarren angelangt.

Allmählich lenkt Ballin das Gespräch auf die europäischen Gefahren.

Die Züge des Schiffahrtsmannes sind in der Spannung dieser Stunde wie verfallen.

Unvermittelt wirft Churchill ein:

«Nun, lieber Freund, unser beider hoher Gönner, Kaiser Wilhelm, will durch Sie die Auffassung Englands erforschen lassen? Ich denke, der deutsche Botschafter wurde hinreichend unterrichtet.»

«Seine Majestät», sagt Ballin erlöst, «möchte sich über einige ganz bestimmte Fragen Gewissheit verschaffen.»

«Sie, einer der besten Kenner Englands, wissen ganz genau, wie man hier denkt», weicht der Erste Lord der englischen Admiralität aus.

«Möglich, Mylord. Gesetzt aber den Fall, das Deutsche Reich, getreu seinen Bündnisverpflichtungen, würde durch die Ereignisse gezwungen werden, an der Seite Osterreich-Ungarns Russland den Krieg zu

erklären. Was täte England dann?» Churchill nimmt einen tüchtigen Schluck und blinzelt den Juden aus zusammengezogenen Augen an.

«England wird in jedem Falle die Ereignisse aufmerksam verfolgen und stets so handeln, wie seine Stellung es ihm vorschreibt.»

Ballin kann die Frage hundertmal anders stellen – immer wieder hört er nur als Antwort, England werde die Ereignisse prüfen. Nicht die kleinste Andeutung über die Gesichtspunkte, unter denen eine solche Prüfung erfolgen würde.

Schliesslich muss Ballin Farbe bekennen.

«Der deutsche Kaiser würde nichts schmerzlicher empfinden als den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen unseren beiden Mächten.»

«England –» antwortet Churchill pfiffig, «ist seinerseits bemüht, den Frieden zu erhalten.» Tränen in den Augen, verabschiedet sich Churchill am späten Abend von Ballin, der sofort zurückreisen muss. Der Erste Lord umarmt seinen Besucher und sagt heuchlerisch:

«Lieber Freund, machen wir keinen Krieg miteinander!»

Dieser letzte Satz gibt Ballin die trügerische Gewissheit, in letzter Minute eine Katastrophe verhindert zu haben – wenige Wochen später, so glaubt er, wird der Kaiser ihn mit dem Portefeuille des Reichswirtschaftsministers belohnen. Ballin eilt zum Bahnhof, um den Anschlusszug nach Southampton noch zu erreichen. Einen Marsch pfeifend, nimmt Churchill Kurs zur Admiralität.

Der Kaiser hatte eine glatte Dummheit gemacht, als er den Juden zum Verhandeln in zwölfter Stunde ausersah – und der seinen und seiner Clique Vorteil durch Fürstengunst suchende Unterhändler wurde von einem Schlaumeier hereingelegt. In derselben Nacht nämlich – es ist die Nacht zum 28. Juli 1914 – schickt Churchill Telegramme an die gesamte, längst vorher zum Kampf ausgesandte Kriegsmarine: Bereitschaft!

An jenem Tage erst kehrt der deutsche Kaiser von seiner Nordlandreise zurück, um Ballins Bericht entgegenzunehmen und die Lage zu prüfen.

Zwölf Stunden später fordert Churchill die sofortige Aufrufung der gesamten Marinereserven.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Noch aber ist Asquith nicht zum letzten Schritt entschlossen. Er verweigert die Zustimmung.

Churchill muss warten.

Er verlässt in diesen Tagen das Ministerium nur für halbe Stunden, um schnell eine Mahlzeit einzunehmen, und kommt stets sofort zurück, jedesmal mit der ungeduldigen Frage:

«Neue Telegramme?»

Alle zehn Minuten läuft eine neue Depesche ein. Die Lage in Mitteleuropa spitzt sich stündlich mehr zu. Endlich, es ist schon Nacht, wird Churchill eine Drahtmeldung überbracht, nach deren Kenntnis er sofort zum Hause des Premierministers in der Downingstreet eilt. Dort platzt er mitten in eine Besprechung zwischen Asquith, dem Kriegsminister Sir Henry Wilson, der die englischfranzösischen Feldzugspläne ausgearbeitet hat, und Grey hinein.

«Das russische Vorgehen hat die Maschinerie ausgelöst – Kriegserklärung Deutschlands an Russland. Ich mobilisiere sofort die Flotte. Haben Sie, Exzellenz, hat einer der anderen Herren Einwände geltend zu machen?»

Langsam legt Wilson die Generalstabskarten zusammen. Sein auf Churchill gerichteter Blick ist eine Mahnung.

«Nur der König hat das Recht zur Unterzeichnung der Mobilisierungsurkunde. Vor morgen Nachmittag werden Sie wohl kaum einen Kabinettsbeschluss herbeiführen können, Churchill.»

«Untragbarer Zeitverlust!» fährt Churchill den General an. «Meinetwegen mag man morgen die Urkunde Seiner Majestät vorlegen. Ich werde noch heute Nacht die absolute Mobilisation der Seestreitkräfte ansetzen. Es darf für England kein Zurück mehr geben.»

«Das Kabinett –» wendet Asquith ein, «müsste zunächst Stellung zu Ihrem Vorschlag nehmen!»

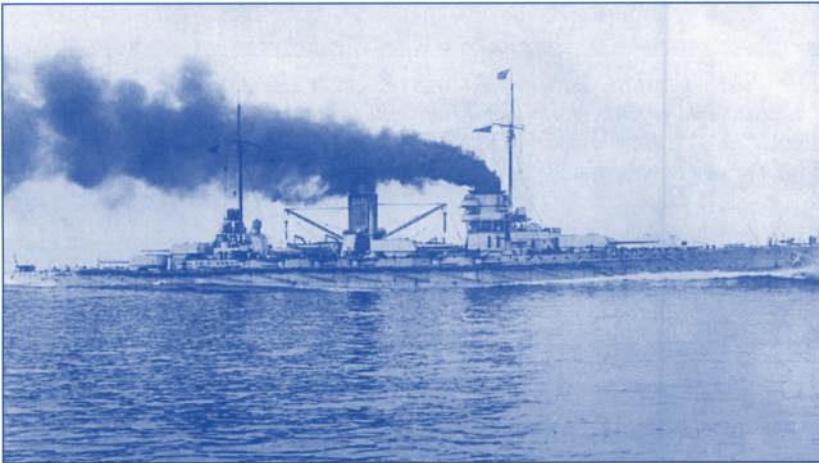
Grey nimmt Churchills Partei.

«Wenn die Ereignisse uns überraschen, wird das Kabinett jede Sofortmassnahme billigen. Im anderen Fall ist sie leicht rückgängig zu machen.»

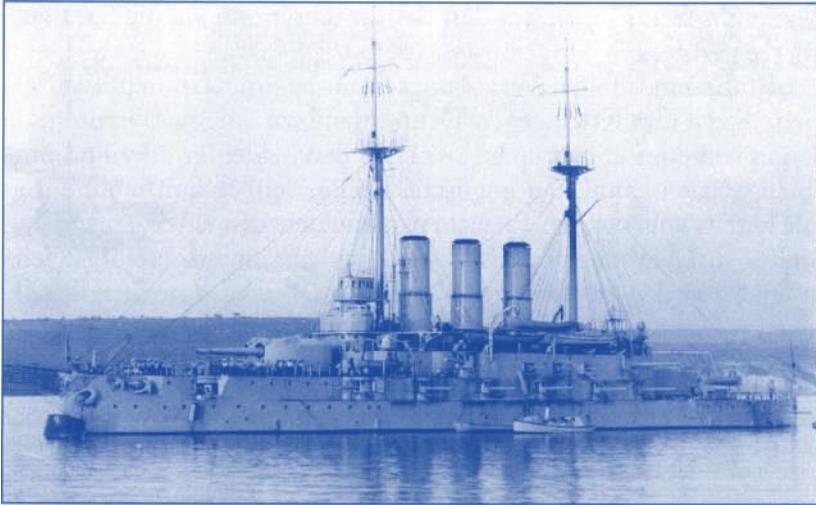
Ehe jemand entgegen kann, ist Churchill schon wieder hinausgestürmt. Wenige Minuten später spielt der Telegraph durch das ganze Land. Noch vor dem Morgengrauen werden die Reservisten der engli-

schen Marine aus den Betten geholt und auf die Sammelplätze gerufen.

Mit diesem offenen Verfassungsbruch beginnt Churchill auf eigene Faust den Krieg gegen Deutschland, zu einem Zeitpunkt, da kaum von einer «Spannung» zwischen den beiden Ländern gesprochen werden kann! Der englische König, dem Asquith, ohne ihm die bereits vollzogenen Tatsachen zu melden, erst einen ganzen Tag später die Mobilmachungsurkunde vorlegt, unterschreibt. Nachträglich wird damit Churchills eigenmächtiges Vorgehen legalisiert. – Das Kabinett ist noch immer nicht befragt, das Parlament nicht unterrichtet worden ...



*Die SMS Goeben war ein Grosser Kreuzer (Schlachtskreuzer) der Kaiserlichen Marine der Moltke-Klasse. Benannt wurde sie nach dem preussischen General August von Goeben. Das Schiff lief am 28. März 1911 bei Blohm & Voss vom Stapel und war dann Flaggschiff der Mittelmeerdivision der Kaiserlichen Marine. Ab August 1914 fuhr der Kreuzer unter türkischer Flagge, erhielt den Namen «Yavuz Sultan Selim» (später kurz «Yavuz»), nach Sultan Selim 1. Yavuz, und wurde im Schwarzen Meer gegen die russische Flotte und ihre Häfen eingesetzt. Kommandant der Goeben war vom 4. April 1914 bis zum 2. Januar 1918 Kapitän zur See Richard Ackermann. Die «Goeben» gilt als das Dreadnought-Kriegsschiff mit der längsten aktiven Dienstzeit. Bis zu ihrer Ausserdienststellung Anfang der sechziger Jahre war sie über 50 Jahre im aktiven Einsatz.*



*Die «SMS Breslau» war ein kleiner Kreuzer der deutschen Kaiserlichen Marine. 1914 ging er in den Dienst der osmanischen Marine über und wurde in «Midilli» umbenannt. Der Kreuzer sank 1918 nach Minentreffern vor der türkischen Agäinsinsel Imbros.*

Aber Churchill ist um die Zeit bereits viel weiter. Sein in Geheimschrift abgefasstes Telegramm an die englischen Seestreitkräfte im Mittelmeer lautet:

«deutscher panzerkreuzer ‚goeben‘ ist von zwei Schlachtkreuzern zu verfolgen!»

An Bord der englischen Kreuzer «Indomitable» und «Indefatigable» mag dieser in der Nacht zum 1. August empfangene Befehl Kopfschütteln auslösen. Man sucht befehls-gemäss die «Goeben», aber man fragt vorsichtshalber zurück – denn es ist doch kein Krieg! Der Befehl wird als dringend bestätigt. Im Notfall seien die deutschen Schiffe mit Gewalt an der Unterbindung französischer Transporte zu hindern! Obgleich kein Kriegszustand zwischen England und Deutschland besteht!

Die «Indomitable» und «Indefatigable» melden am frühen Morgen des 4. August zurück, dass «Goeben» und «Breslau» gesichtet seien, und fordern weitere Befehle.

Churchill zögert nicht, seine Weisung zu wiederholen:

«deutschland seit gestern im krieg mit frankreich stop deutsche kreuzer wenn nötig mit gewalt am angriff auf französische Seetransporte hindern, ständig im auge behalten – krieg zwischen england und deutschland steht unmittelbar bevor.»

Dabei telegraphiert Sir Edward Grey erst am Nachmittag des 4. August das englische Ultimatum nach Berlin!

Churchill also ist gewillt, sogar vor der eigentlichen Kriegserklärung mit einem vollkommen ungerechtfertigten Angriff auf deutsche Schiffe zu beginnen – das ist ein mehr als frivoles Spiel. Es verrät seine Absichten so eindeutig, dass keine noch so schöne Redensart ihn später von der Hauptschuld an der Entfachung des Weltkrieges reinwaschen kann.

### «Seine Lordschaft brauchen den Krieg»

Am Mittwoch, dem 4. August 1914, einem strahlenden Sommertag, herrscht Hochbetrieb in den Amtszimmern der englischen Admiralität. Es ist hier dasselbe Bild wie überall in London. Man sieht besorgte Mienen und eine Geschäftigkeit, die kein eigentliches Ziel kennt. Während die Menschenmassen auf den Strassen nach Downingstreet pilgern, um vor der Wohnung des englischen Premierministers die Entscheidung abzuwarten, während vierzig Millionen Menschen dem Ablauf der alles aufs Spiel setzenden Stunde entgegenbängen – während all dies und eigentlich nichts geschieht, haben die Beamten der Admiralität alle Hände voll zu tun, um Akten von Zimmer zu Zimmer zu schaffen.

Es sind die Mobilmachungslisten über alle verfügbaren Reserven an Menschen und Kriegsmaterial, die Übersichten über die Standorte von Seiner Majestät Flotte, die Berichte über den augenblicklichen Stand der Versorgung der über den ganzen Erdball verstreuten Stützpunkte. Wieviel Munition ist auf Gibraltar vorhanden? Befindet sich Cypren im absoluten Kriegszustand? Sind die Kolonialarmeen mit allem Erforderlichen ausgerüstet?

Die Beamten also seufzen unter der Last der Arbeit, und dennoch hat jeder den Eindruck, nicht richtig voranzukommen. Zu lähmend ist der Druck, der von der über Europa lagernden Gewitterwolke ausstrahlt.

Nur im Vorzimmer des ersten Lords der Admiralität Winston Spencer Churchill herrscht eine geradezu hemmungslose Geschäftigkeit.

Aus allen Teilen der Welt laufen die Drahtmeldungen und Geheimfünksprüche ein. Jedes auf See befindliche britische Kriegsschiff befindet sich bereits in Angriffsbereitschaft. Die im Mittelmeer auf die Spur der deutschen Panzerkreuzer «Goeben» und «Breslau» gehetzten Kreuzer müssen jetzt melden, dass sie die gegen alles Recht Verfolgten in der Nacht aus dem Auge verloren haben. Noch wichtiger sind vielleicht die Meldungen der englischen Generalkonsulate, die von der Admiralität vor einer Woche schon die Aufforderung erhielten, die Ausreise eines jeden deutschen Schiffes nach London zu melden. Ob es sich um New York, Rio de Janeiro, Alexandrien, Shanghai, ja sogar Island handelt – kein deutscher Frachtdampfer kann die Heimreise antreten, ohne insgeheim schon von den Engländern aufs Korn genommen zu sein.

Auch auf diesem Gebiet hat das Inselreich lange vorgesorgt. Fast jedes Generalkonsulat in den fremden Hafenstädten liegt direkt über den Häfen. Von den Arbeitszimmern der Konsuln aus sind die Lageplätze der Schiffe stets und ständig zu übersehen. Was die internationalen Handelsstatistiken nach dem Ablauf der Jahre in nüchternen Zahlen bekanntgeben, das wissen die Engländer längst durch persönliche Beobachtung: soundso viele deutsche Schiffe mit dieser oder jener Ladung liefen die und die Häfen an. Käufer, Befrachter, Freunde der Deutschen sind die und die Personen!

Für den Fall der Fälle – den Mister Churchill seit bereits drei Jahren nicht etwa nur ins Auge fasst, sondern geradezu herbeisehnt! – hat England dadurch die Möglichkeit, der deutschen Schifffahrt sofort schwerste Verluste zuzufügen. Mit jenen Seeräubern gewohnheiten natürlich, deren es sich in allen Zeiten rücksichtslos bedient hat! Denn schon 1911, bekennt Churchill in seinen Memoiren, hatte er einen «erweiterten Blockadeplan» ausgearbeitet, die «Blockade aus der Ferne».

Jedenfalls laufen viele Fäden zusammen in der Admiralität. Es wird Nachmittag, wieder kommt Weisung aus dem Zimmer des «Chefs»: Die Arbeit ist fortzusetzen.

Dann werden die Leiter der verschiedenen Abteilungen zum Lord gerufen.

Zwei Unterbeamte, die ihren Vorgesetzten Listen deutscher und auf See befindlicher Handelsschiffe überreichen mussten und nun allein im Vorzimmer stehen, blicken sich vielsagend an.

«Na», murrte Miller, «jetzt kochen die da drinnen ihren Brei! Mag was Schönes herausbuttern!» «Hm», entgegnet Webbs. «Ich kann mir nicht helfen, ich glaube noch immer nicht an den Krieg! Die Deutschen werden irgendein kleines Entgegenkommen zeigen, um uns den Rückzug auf die Linie der Vernunft zu ermöglichen –»

«Linie der Vernunft!» höhnt Miller. «Wann je hätte dieser von Ehrgeiz Besessene da drinnen die innegehalten? Vielleicht bei seinen lügenhaften Kriegsberichten aus dem Burenfeldzug? Vielleicht bei seinen Lärmreden im Unterhaus? Vielleicht, als er bei Übernahme seines neuen Amtes die erfahrenen Fachleute vor die Tür setzte?»

«Pst!» Webbs sieht sich vorsichtig um. «Sie wissen, dass die Wände Ohren haben!»

«Und deshalb sollte ich mich fürchten? Ich kann höchstens meinen Posten verlieren – und das wäre mir nur recht. Seitdem hier die neue Protektions- und Intrigenwirtschaft eingerissen ist, fühle ich mich sowieso fehl am Platze. Eines sage ich Ihnen: Vertrauen Sie in England nicht mehr auf die Vernunft. Churchill will den Krieg – und er wird ihn bekommen.»

Ungläubig schüttelt Webbs den Kopf.

«Lieber Herr Miller, ich verstehe, dass die Ereignisse Sie ein wenig durcheinandergebracht haben. Es geht heute jedem klardenkenden Engländer wie Ihnen. Aber ich kann nicht glauben, dass ein einziger Mann die ganze Welt in einen Krieg stürzen wird.»

Lautes Wagenrasseln dringt von der Strasse herauf. Miller ist ans Fenster gegangen. Er winkt seinem Kollegen.

«Sehen Sie dort unten!»

«Und? Eine Kolonne von Lastwagen – was weiter?»

«Lastwagen im Regierungsviertel – wann je hätte es das gegeben? Munition, mein Lieber! Und dort hinten sehen Sie Geschütze. Reimen Sie sich jetzt alles zusammen? Der Marineminister ist Schwiegersohn von Sir Harold. Hozier gehört zu den Hintermännern des grossen Rüs-

tungskonzerns Vickers-Armstrong. Diese Leute brauchen den Krieg. Sie haben auf dem Balkan Geld verloren und sitzen ziemlich in der Tinte. Ein europäischer Konflikt kann sie retten.»

Gedankenvoll starrt Webbs die Wagen mit Munition und Geschützen an, die am hellen Sommertag durch das Regierungsviertel Londons rollen. Es ist eine unabsehbare Kolonne.

«Seine Lordschaft brauchen den Krieg», setzt Miller seine Rede fort. «Aus zwei Gründen. Er hat England in wahnsinnige Rüstungsausgaben gestürzt und muss sie endlich einmal mit mehr als Redensarten rechtfertigen – oder abtreten. Man fragt schliesslich, warum die Regierung den Rüstungsmillionären immer neuen Reichtum zuschanzt, wenn man doch der Rüstungen nicht bedarf! Und zweitens: Nur ein Krieg ist in der Lage, den Schatzkanzler zu stürzen, weil der Krieg ungeheure Anforderungen an die Leistungskraft der Finanzen stellt. Wird aber Lloyd George zum Abgang gezwungen, so könnte möglicherweise Churchill sein Nachfolger – und also einige Zeit später Premierminister, mächtigster Mann in den Königreichen, werden. Das ist sein Ziel. Für einen Churchill und seine Clique ist vielleicht das eben Grund genug, mit allen Kräften zum Kriege zu treiben.»

### **Die Opposition des gesunden Menschenverstandes**

Das englische Volk ist stolz darauf, über eine gute Portion von gesundem Menschenverstand zu verfügen. Es urteilt über die grossen Ereignisse immer aus dem Gesichtswinkel des eigenen Standpunktes und lässt sich zumeist durch schöne Reden nicht beirren.

Jedoch gibt es einen Punkt, an dem auch der Durchschnittsengländer schwach wird: wenn man ihm ausmalt, dass der ungeheure, auf heimtückische und blutgierige Art erworbene Kolonialbesitz Englands einmal verlorengehen könne. Das, so sagt sich der Durchschnittsengländer, würde auch die Axt an die Wurzel seiner eigenen Existenz legen. Denn er weiss ganz genau: das Inselreich ist ausserstande, sich aus eigener Kraft zu ernähren. Wohl könnte es seine Industrieerzeugnisse gegen lebenswichtige Einfuhrgüter tauschen, aber viele selbstverständli-

che Annehmlichkeiten der Zivilisation müssten gestrichen werden, da weder Englands Ackerbau noch Viehzucht ausreichen, um vierzig Millionen Menschen satt zu machen, zu kleiden und in anständigen Behausungen unterzubringen. Was im eigenen Lande fehlt, nimmt man seit Jahrhunderten mit Gewalt oder gut getarnten Methoden, die im letzten Kern dennoch Gewalt sind, fremden Völkern ab. Und diese Überschüsse aus der Fremde haben die Riesenvermögen der führenden Schicht Englands geschaffen, an deren luxuriösen Vergnügungen das englische Volk gewohnheitsmässig als Zuschauer teilzunehmen pflegt.

Der Erfolg des Vielredners Churchill beruht auf der wohlberechneten Ausnutzung dieses Geisteszustandes. Seit Jahren hat Churchill jede Gelegenheit wahrgenommen, um in öffentlichen Sälen und im Unterhaus von der England durch Deutschlands Aufblühen drohenden Gefahr zu sprechen.

Im Anfang hört man sich neue Behauptungen in England mit einer ungläubigen Zurückhaltung an. Ihre immerwährende Wiederholung aber wirkt auf den Durchschnittsengländer wie eine Bekräftigung ihrer Wahrheit. So ist es Churchill nach und nach gelungen, die Opposition des gesunden Menschenverstandes totzureden.

Allerdings nicht bei seinem Unterbeamten Miller. Dieser und mancher andere können hin und wieder einen Blick hinter die Kulissen tun. Sie wissen schliesslich auch, dass ein englischer Minister nicht so sehr der Vertreter der Konservativen, der Liberalen oder der Arbeiterpartei, sondern ein vorgeschobener Posten einer bestimmten Gruppe innerhalb der Gesellschaft ist und für einen ganz bestimmten Kreis von Leuten mit allem ihm zu Gebote stehenden Einfluss tätig ist.

Aber was nützt das Wissen der Wenigen?

Sie sind zum Schweigen verurteilt, wollen sie ihre Brotstellen nicht verlieren. Sie verfügen nicht über die beträchtlichen Mittel, die jede Partei von ihnen verlangt, wenn sie sich als Wahlkandidaten aufstellen lassen wollten. Die Öffentlichkeit, vor der sie sich zumeist fürchten, weil ihnen alles laute Geschrei zuwider ist, würde ihnen niemals Glauben schenken, weil eben nicht jener niemals fassbare Kreis von Leuten hinter ihnen steht, der allein Einfluss verbürgt, Nachhall in der Presse

verschafft und – für Beförderungen sorgt!

Natürlich sitzt der gesunde Menschenverstand auch im englischen Kabinett des Jahres 1914. Der Premierminister Asquith verfügt durchaus über eine ausreichende Einsicht, jedoch er wird hin und hergezerrt zwischen seiner eigenen Erkenntnis und den Forderungen jener Kreise, die ihn stützen, ihm sein Amt verschafft haben. Der Schatzkanzler Lloyd George hat noch vor wenigen Wochen in öffentlichen Versammlungen gegen das von Churchill angestrebte sinnlose Verpulvern von Steuergeldern für die Flotte gesprochen, die doch ohnehin viel grösser ist als die des Deutschen Reiches und obendrein mit der französischen verbündet bleibt.

Aber auch Lloyd George hat Rücksichten zu nehmen, will er sich nicht ganz und gar mit der Liberalen Partei Überwerfen, die genau so hinter ihm wie hinter Churchill steht. Auch Lloyd George weiss, dass auf allen Umwegen, die nur möglich sind, Churchill seine Meinung sogar beim Könige durchgesetzt hat und ein allzu lautes Auftrumpfen ihn, Lloyd George, um das Schatzkanzleramt, Churchill hingegen den Zielen seines Ehrgeizes näherbringen wird.

Dies ist die Lage, in der am Nachmittag des 4. August der Kabinettsrat stattfindet, der über das Ultimatum an Deutschland zu entscheiden hat. Man will den durch Frankreichs Haltung erzwungenen Einmarsch der Deutschen in Belgien zum Vorwand nehmen, um eine Machtprobe zu veranstalten.

Die ganze Welt sieht dieser Sitzung mit Sorge entgegen. Ganz England bangt der Entscheidung entgegen, in deren Schoss möglicherweise ewiges Unheil verborgen ist.

Frau Margot Asquith hat ihren Gatten, den mit der schwersten Verantwortung belasteten Premierminister des englischen Weltreiches, an diesem Morgen ins Amt begleitet. Während Asquith das Sitzungszimmer schon aufgesucht hat, sitzt sie noch im Vorraum. Ihr Herz klopft bis zum Halse. Sie betet in aller Stille für den Frieden. Düstere Ahnungen empfindet sie – für ihren Mann, vor allem aber für England.

Da wird die Tür aufgerissen – strahlend über das ganze Gesicht, als ginge es zu einem Fest, erscheint Winston Churchill. Händereibend durchschreitet er das Vorzimmer, grüsst Lady Asquith mit einer flüchti-



*Die deutschfreundliche Schriftstellerin Margot Asquith, Countess of Oxford and Asquith, geborene Emma Alice Margaret Tennant (\* 2. Februar 1864 in Peeblesshire; † 28. Juli 1945) war die Gattin des langjährigen britischen Premierministers Herbert Henry Asquith. Für Empörung in der britischen Öffentlichkeit sorgte Margot Asquith, als sie deutsche Soldaten in einem Kriegsgefangenenlager der britischen Armee besuchte.*

gen Verbeugung. Sein Gesicht ist ein einziges befriedigtes Schmunzeln.

«Guten Morgen! Famos, endlich geht's los! Jetzt werde ich zeigen, wer das Steuer Englands in der Hand hat.»

Gleich nach Churchill kommt Lloyd George. Lady Asquith springt auf. Sie ergreift die Hände des Mannes, der noch in den letzten Monaten Churchills Politik bekämpfte.

«Können Sie es denn nicht verhindern? Ich flehe Sie an, alles in Ihren Kräften Stehende zu tun!»

Lloyd George schüttelt traurig den Kopf.

«Zu spät. Niemals hätte man diesen aufgeblasenen Hochstapler auf einen Ministersessel setzen und den Kreisen, die hinter ihm und einigen andren seiner Art stehen, Einfluss auf die Politik Englands geben dürfen. Diese Art Menschen nehmen immer die ganze Hand, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht. Wir sitzen jetzt alle auf seinem Schiff

und wissen obendrein, dass er noch nicht mal ordentlich zu steuern versteht.»

«Ich sah Churchill soeben zum Sitzungszimmer eilen. Seine ganze Miene drückte nur widerlichen Triumph aus. Sagen Sie mir eines – wie konnte es so weit kommen? War denn niemand da, der es hätte hindern können?»

«Einer hätte es vermocht – wäre er nicht zu kurzfristig und zu wenig hart gegen sich und andere gewesen.»

«Wer?»

Ihr Gatte – möchte Lloyd George sagen. Da sieht er das leidverquälte Gesicht dieser Frau, die allen Wahnsinn des gegen Deutschland in diesen Minuten entfesselten Krieges vorausahnt. Er beisst sich auf die Lippen.

«Es ist müssig, darüber Betrachtungen anzustellen, da das Unheil nun doch hereinbrechen wird. Nur eines will ich Ihnen sagen: Ehe nicht England mit diesem Lügner und Gaukler Churchill gründlich abgerechnet hat, kann es der Welt niemals wieder frei ins Gesicht sehen. Wir beginnen diesen Krieg mit Betrug. Und Betrug ist der Fluch, der sich immer an Englands Taten heftete, wenn es auszog, sich ein neues Stück der Welt zu rauben. Wollte Gott, es gelänge, die englische Politik ehrlich zu machen!»

Mit gebeugtem Rücken geht auch Lloyd George ins Sitzungszimmer. Es bleibt ihm zu sagen nichts mehr übrig. Die Würfel sind gefallen. Winston Churchill und die Kriegsclique haben das Feld für sich, auf dem für sie und ihre «Freunde», die «Verteidiger der Rechte der Menschheit», auf den Schlachtfeldern der Segen der Dividenden blüht. Die Völker werden für ihre Freiheit und ihren Glauben kämpfen. Winston Churchill und Genossen «leiten» vom kugelsicheren Platze aus das unheilvolle Geschehen, um sich selbst die Taschen zu füllen.

Als der Premierminister im Sitzungsraum das Ultimatum an Deutschland bekanntgibt, das keine ehrliebende Nation annehmen kann, trommelt Churchill vor diebischem Vergnügen mit den Fäusten auf den Tisch.

«Bravo!» schreit er, begeistert von der Aussicht auf Kriegsführen. Er weiss genau, dass diese Tat in Kürze den Sturz Asquiths bedeutet. Dann, so hofft er, wird er mit seinem Klüngel es dahin bringen, Premierminister, Herrscher Englands, zu werden.

Margot Asquith hört den frohen Lärm des Ersten Lords der Admiralität noch im Vorzimmer. Sie weiss, was er zu bedeuten hat. Haltlos schluchzt sie vor sich hin.

**Am Ziel**

## Der Krieg beginnt

**Um** zwei Uhr nachmittags ist Greys Telegramm nach Berlin gegangen. Darin wird die Zurückziehung der deutschen Truppen aus Belgien gefordert – weil, wie aus den Bekenntnissen englischer Diplomaten hervorgeht – durch dieses Vorgehen die Deutschen den alliierten Kriegsplänen bereits die Spitze abgebrochen haben. Denn es fanden ja bekanntlich schon vor Jahren «maritime und militärische Besprechungen der englischen Generalität mit Frankreich und Belgien» statt!

Das Ultimatum ist abends um 11 Uhr abgelaufen.

Aber England hat es furchtbar eilig, den Krieg herbeizuführen – es setzt die für den Fall des Kriegsausbruchs vorbereiteten Massnahmen schon weit eher in Kraft.

«Der 1910 vom ‚Comitee of Defense‘ vorbereitete Mobilisierungsplan wurde vom ersten Augenblick an ohne Stocken ausgeführt!» erklärt Nicolson zynisch in der Biographie seines im Foreign Office an der Vorbereitung des Krieges gegen Deutschland arbeitenden Vaters.

Er plaudert noch mehr aus: Die Regierung setzt voraus, dass um 11 Uhr abends der Kriegszustand eintritt. Sie hält für diesen Zweck eine Mitteilung für den deutschen Botschafter, Fürst Lichnowsky, fix und fertig bereit, des Inhalts:

«Eure Exzellenz!

Das Ergebnis der nach Berlin gemachten Mitteilung war, dass der Botschafter Seiner Majestät seine Pässe verlangen musste; ich habe daher die Ehre, Eurer Exzellenz mitzuteilen, dass die Regierung Seiner Majestät, gemäss der der deutschen Regierung gemachten Mitteilung, von 11 Uhr nachts an den Kriegszustand zwischen den beiden Ländern als bestehend annimmt.

Ich habe die Ehre, die Pässe für Eure Exzellenz, die Familie Eurer Exzellenz und die Botschaftsmitglieder beizulegen.

E. Grey.»

Das Schreiben ist also schon fertig, obgleich doch noch immer Deutschland das Ultimatum annehmen könnte – jedenfalls müsste Eng-

land, wenn das Ultimatum wirklich ernst gemeint ist, wohl auch diese Möglichkeit in Rechnung stellen.

Jedoch – auch das plaudert Nicolson aus – man erwartet selbstverständlich eine Nichtbeantwortung des Ultimatus. Dagegen meldet das Foreign Office abends 21.40 Uhr, Deutschland habe England den Krieg erklärt! Sofort wird Mister Lancelot Oliphant mit einer anderslautenden Mitteilung an den Fürsten Lichnowsky in Marsch gesetzt. Sie beginnt:

«Da das Deutsche Reich England den Krieg erklärt hat

Um 10 Uhr wird dem deutschen Botschafter diese Note übergeben. Um 10.15 Uhr ist Mister Oliphant wieder im Foreign Office. Um 10.30 Uhr telephonierte der englische Botschafter aus Berlin, der deutsche Kanzler habe ihm telephonisch mitgeteilt, dass Deutschland das anmassende Ultimatum nicht beantworten werde, sich also ab Mitternacht als im Kriegszustand befindlich mit Grossbritannien betrachten werde.

Alles ist bestürzt – man hat eine vollkommen unsinnige Note an den Fürsten Lichnowsky geschickt, zwar überzeugt, dass der Krieg ausbrechen wird, dennoch überrascht von der «Kriegserklärung» des Reiches.

Und nun das Interessanteste: Jene angebliche Kriegserklärung ist – immer nach Nicolson – frei erfunden worden bei der Admiralität, von Churchill! Durch ein «Versehen». Man hat Funksprüche an deutsche Schiffe aufgefangen, die von «Kriegsgefahr» sprachen – am 4. August 1914 also warnt Deutschland seine Schiffe zum erstenmal vor dem Krieg mit England! Man schlage in unserem Bericht einige Seiten zurück, um festzustellen, wann bereits Churchill diese Meldung an seine Schiffe hinausgehen liess, um zu wissen, wer den Krieg «vorbereitet» hat.

Churchill kann es nicht erwarten – er kann sich nicht einmal bis 11 Uhr abends gedulden, sondern er muss bereits um 9 Uhr abends eine deutsche «Kriegserklärung» erfinden, um für alle Fälle das englische Kabinett auf den Krieg festzulegen. Churchill braucht diesen Krieg. Und England bekommt ihn – nach seinen Wünschen.

### Es geht los – aber ganz anders!

Um Mitternacht ist der «Kriegszustand» eingetreten.

Winston Churchill sitzt vom späten Abend an – sogleich nach Schluss der Kabinettsitzung ist er in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt – an seinem Schreibtisch und zählt die Minuten.

Immer wieder muss ihm der Amtsdieners frisches Sodawasser für seinen Whisky bringen. Immer wieder greift der Marineminister unbefähigt in die grosse, vor ihm stehende Zigarrenkiste. Fast zwei Flaschen Whisky hat er im Laufe dieses Tages geleert, mindestens zwanzig Zigarren verqualmt.

In seinem Schädel dröhnt es wie von den Trommelfeuern des Krieges, der für England noch immer nicht begonnen hat – so rinnen die Viertelstunden.

*David Beatty, 1. Earl Beatty (\* 17. Januar 1871 im County Wexford, Irland; † 11. März 1936) wurde 1911 zum Privatsekretär des Ersten Lords der Admiralität Winston Churchill ernannt. Zwischen 1912 und 1916 kommandierte er das 1. Schlachtkreuzergeschwader. Während des Ersten Weltkriegs nahm er an Kampfhandlungen bei Helgoland (1914), bei der*



*Doggerbank (1915) und im Skagerrak (1916) teil. Beatty soll während der Skagerrak-Schlacht bemerkt haben: «Irgendwas scheint mit unseren verdammten Schiffen heute nicht zu stimmen'. Er lief jedoch wieder rücksichtslos angreifen. In Deutschland war Beatty schlecht angesehen, nachdem er den Mannschaften seiner Kriegsschiffe, die die in Scapa Flow internierte deutsche Hochseeflotte empfangen, die Worte «Vergesst nicht, dass der Feind eine verabscheuungswürdige Bestie ist" mit auf den Weg gab, und die Übergabe der Flotte so abhielt, dass sie von den Deutschen als Demütigung empfunden wurde.*

Übermüde, immer wieder auf plötzliche Fragen ruhig antwortend, sitzt ihm gegenüber Kapitän Beatty, mit dem Churchill seit Jahren alle Einzelheiten der Seekriegsführung erörterte.

Nachts 12, die Uhr hat noch nicht einmal zum Schläge ausgeholt, hebt Churchill den Telephonhörer ab.

«Premierminister!» verlangt er mit rauher, vom Alkoholgenuss unsicher gemachter Stimme.

Es dauert nahezu vier Minuten, ehe er vom anderen Ende des Drahtes Asquiths Stimme vernimmt. Ihr ist anzuhören, in welcher fürchterlichen Verfassung sich der Leiter der Geschicke Englands befindet.

«Neue Meldungen, Exzellenz?» fragt Churchill.

«Keine», erwidert Asquith gepresst.

«Dann –» keucht Churchill, «dann haben wir jetzt also den Krieg? Endlich –»

„Ja, verdammt und zugenäht«, flucht Asquith, seine Würde vollständig vergessend. «Wir haben ihn und vor allem Sie haben ihn. Ich binde Ihnen eines auf die Seele: Englands Flotte muss im ruhmreichen Vorgehen die deutschen Kriegsschiffe binnen weniger Wochen vollständig ausgerottet haben. Das zumindest sind Sie mit unserer gewaltigen Übermacht dem schwergeprüften Steuerzahler schuldig!»

«Keine Angst – wir kriegen die Burschen in einem Monat klein!» versichert Churchill grossartig. «Ich erteile sofort die entsprechenden Befehle.»

«Der Kriegsminister ersucht Sie darum!», erwidert Asquith kurz und hängt ab.

Churchill nickt Beatty zu und drückt auf einen Klingelknopf. Sieben Unterbeamte, Schreibblocks in den Händen, erscheinen blitzartig an der Tür.

Triumph in den flackernden Augen, mustert Churchill seine engsten Mitarbeiter. Er schluckt einige Male, ehe er spricht, denn es bereitet ihm Mühe, die ihm Gegenüberstehenden richtig auseinanderzuhalten. Zuweilen verschwimmen ihre Gestalten zu einem unentwirrbaren Klumpen, dann wieder hat er den Eindruck, als stünden vierzehn Männer vor ihm.

«Meine Herren!», stösst er hervor. «Der Augenblick, dem seit drei Jahren Ihre Vorarbeiten galten, ist da. Deutschland hat das Ultimatum

Englands abgelehnt. Wir befinden uns seit zehn Minuten im Kriege mit dem Deutschen Reich. Sind die Funksprüche vorbereitet?»

Die Befragten nicken bestätigend.

Der erste meldet: «An alle Küstenstationen: Höchste Alarmstufe, Scheinwerferbereitschaft, Gefahr deutscher Angriffe.» Der zweite: «An alle Hochseestreitkräfte: Bei ausreichender Übermacht schonungslose Angriffe auf deutsche Flotteneinheiten, sonst Einheiten in Sicherheit bringen, Standorte des Gegners funken.» Der dritte: «Kapert jedes deutsche Handelsschiff; im Falle überlegener Geschwindigkeit rücksichtslos versenken.» Der vierte: «Hindert neutrale Schiffe am Anlaufen deutscher Häfen, volle Blockade!» Der fünfte: «Geheimordre an alle grossbritannischen Handelsschiffe: Zeigt bei Gefahr deutscher Angriffe neutrale Flaggen, tarnt Schiffsnamen!» Der sechste: «Geheimordre an alle grossbritannischen Reedereien: Armierung für Handelsschiffe sofort bei der Admiralität beantragen.» Der siebente: «Durchsucht alle Schiffe, gleich welcher Nationalität, nach deutschen Reisenden und Bannware. Jede Vollmacht für Verhaftungen in Zweifelsfällen und Aufbringung im Voraus erteilt.»

Jedesmal hat Churchill genickt.

In seiner Angetrunkenheit kichert er vor sich hin. «Na also! Das Netz kann zugezogen werden, und der Fuchs sitzt in der Falle. Ich danke Ihnen, meine Herren.» Er rülpst und hält sich verspätet die Hand vor den Mund. «Die Telegraphenabteilung hat selbstverständlich Nachtdienst.»

Alle Dienststellen sind in Alarmbereitschaft versetzt. Der Herr Marineminister hat sein Tagewerk getan. Er begibt sich im Auto nach Hause und kriecht sofort ins Bett, um seinen Rausch auszuschlafen.

Arge Träume quälen den «grossen Mann», der sich schmeicheln kann, die mächtige Flotte Englands in einen Wahnsinnskampf getrieben zu haben. Ihm träumt, er befände sich bei starkem Sturm auf hoher See. Das wäre nicht schlimm, stünde er nicht an Bord eines englischen Kriegsschiffes, das soeben den Gegner gesichtet hat und nun gemäss dem Befehl Churchills zu entfliehen versucht, weil es sich – nicht in der Übermacht befindet. Und diese unverschämten Deutschen begnü-

gen sich nicht damit, den Feind flüchten zu sehen, sondern sie verfolgen ihn. Mit voller Kraft sucht das englische Schiff zu entkommen. Mächtige Brecher spülen über das auf und nieder tanzende Deck. Churchill kann sich nicht mehr auf den Beinen halten – er ist ganz einfach seekrank.

### Vernichtung der deutschen Flotte?

Ob der überraschenden Leistungen der deutschen Heere an allen Fronten herrscht im Unterhause eine erregte Spannung.

Alle die wohlgebügelten Mitglieder des Parlaments, die wohlgebor-gen in London zu sitzen glaubten, während an der Westfront die Kanonen donnern, fühlen sich plötzlich bedroht. Wie ist es möglich, fragen sie erbost, dass man allerlei Sachen ganz einfach nicht wusste? Die deutschen Truppen sind im Felde in einer neuen feldgrauen Kriegsuniform erschienen, die sie fast «unsichtbar» macht; man spricht von einer modernen «Tarnkappe Siegfrieds». Die Franzosen laufen noch in blauen Röcken und roten Hosen herum und geben tadellose Zielscheiben ab. Wie ist es möglich, die Wahrscheinlichkeit der Kriegsverwendbarkeit der deutschen Luftschiffe ausser Acht zu lassen? Wie ist es möglich, dass die englischen Luftschiffe kaum manövrierfähig sind und vor allem, dass es keine Leute gibt, die sie über weite Strecken lenken können?

Auf alle diese unangenehmen Fragen muss der Kriegsminister antworten.

Und die Flotte?, fragt man endlich. Man hat doch die Riesenausgaben bewilligt, um eine in jedem Falle jedem Gegner überlegene britische Flotte zu schaffen. Warum bleibt sie untätig?

Aller Augen richten sich auf Churchill.

Er wirft sich in die Brust.

«Englands Flotte», ruft er aus, «wird diesen Krieg entscheiden. Mögen die Deutschen zu Lande noch so viele Erfolge erringen, England ist Alleinbeherrscher der Weltmeere. Wir rieglern jede Zufuhr nach Deutschland ab. Und eines ist sicher: Ich werde die deutsche Flotte aus ihren Schlupfwinkeln herausräuchern wie die Ratten aus dem Loch!»

Das ist ein Wort!

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Die Herren Unterhausabgeordneten können getrost nach Hause gehen und ihrer Familie und ihren Wählern erzählen, man werde binnen weniger Wochen Deutschlands gesamte Flotte vernichtet haben.

Nur sonderbar – der August vergeht, die Deutschen marschieren an allen Fronten im Sturmtempo vorwärts. Die englische Kriegsmarine kann sich keiner Erfolge brüsten.

Am 22. September 1914 durchläuft – zunächst nur ein Gerücht – die Meldung England, die drei Kreuzer «Aboukir», «Hogue» und «Cressy» seien von einem deutschen Unterseeboot mit Mann und Maus versenkt worden.

Im Unterhaus bezeichnet Churchill die Nachricht als eine deutsche Lügenmeldung.

Nächsten Tages muss sich aber auch die Admiralität bequemen, die Schreckenskunde zu bestätigen: die Überlebenden wurden nämlich von Holländern gerettet. Deutschland feiert seinen Seehelden Otto Weddigen und die Mannschaft des U 9 – in England fliessen Tränen.

Sieht so der siegreiche Krieg gegen das Deutsche Reich aus?

Wie ein eingesperrrter Stier durchwandert Churchill sein Arbeitszimmer.

Lord Fisher, inzwischen wieder auf einen leitenden Posten berufen, lehnt sich in den Klubsessel zurück und betrachtet ein wenig amüsiert die Wut seines Vorgesetzten.

«Sie sind ein schlechter Verlierer, Churchill!», sagt er spöttisch.

«Ach was, treiben Sie jetzt keine Spässe! Wir müssen die Scharte auswetzen. Sie sind doch ein alter Marinefachmann. Warum wohl habe ich Sie, wie versprochen, zu meinem Mitarbeiter gemacht, wenn nicht einmal Sie mir raten können?»

«Niemand kann jetzt raten», bemerkt Fisher seelenruhig. «Solange es Kitchener nicht gelingt, eine ganz grosse Freiwilligenarmee für Frankreich auf die Beine zu stellen, bewilligt er der Marine keinen Nachschub. Und Erfolge gegen diese eisern entschlossenen Deutschen, wenn überhaupt solche zu erkämpfen sind, kann man nur erreichen, wenn man beträchtliche Verluste in Kauf nimmt. Ohne den entsprechenden Ersatz vermag aber niemand Erfolge zu nützen. Folglich –»

«Kitchener!» faucht Churchill. «Das nennt sich neuerdings Kriegsminister! Musste mir bei Kriegsausbruch dieser alte Haudegen vor die Nase gesetzt werden! Er verbietet mir geradezu den Einsatz der Flotte dort, wo es gefährlich werden könnte. Alles ist Schikane. Er kann mir nicht vergessen, dass ich ihn damals im Ägypten-Feldzug blossgestellt habe.»

Fisher schüttelt ungläubig den Kopf.

«Unsinn. Ich kenne ihn besser. Er denkt schon gar nicht mehr daran. Aber die Regierung bewilligt ihm nicht das geforderte Dienstpflichtgesetz – und der Durchschnittsengländer ist nun einmal nicht sonderlich wild darauf, in den Krieg zu ziehen. Das überlässt er lieber dem Poilu.<sup>3</sup> Schonen Sie Ihre Schiffe – und Ihre Mannschaften. Das ist der beste Rat, den Ihnen ein alter Seebär unter den obwaltenden Umständen zuflüstern kann.»

Churchill weiss, dass sein Mitarbeiter recht hat. Aber das Unterhaus will die vielgerühmten Taten des Ersten Lords der Admiralität endlich erleben – und das Volk nicht minder. Es hat in all den vergangenen Jahren sein Geld hergeben müssen für den Bau von Kriegsschiffen, nun soll die Admiralität gefälligst auch mit den Kriegsschiffen siegen!

Auf den Gedanken, dass er zu diesem Zweck selbst unter die Soldaten gehen müsste, kommt der Engländer gar nicht. Seine Geschichte lehrt ihn ja, dass er immer mit Geld Kriege geführt hat und die anderen kämpfen liess. Seinetwegen soll man Inder einfangen und damit die Kriegsschiffe bemannen.

Wenn nichts geschieht, so hat nur einer schuld: Churchill, der Mann, der dem Engländer die teure Flotte aufschwatzte!

Um seinen Posten geht es also. Bringt er nicht bald einen grossen Seesieg, so wird er eben abserviert.

Erregt setzt sich Churchill mit Kapitän Beatty über die dahinschwindenden Aussichten Englands auseinander.

«Nur die Zeit», behauptet sein Sekretär, «wird Deutschland besiegen. Ich gebe zu, die englische Bevölkerung dürstet nach Taten – aber jedem

---

3 Poilu ist eine französische umgangssprachliche Bezeichnung für einen französischen Frontsoldaten des Ersten Weltkrieges. Sie entspricht in etwa dem deutschen Begriff «Landser» für einen einfachen Soldaten.

vernünftigen Engländer sollte es vorerst genügen, dass wir mit allen Kräften aufrüsten. Kitchener ist kein Zauberer ...»

Wütend unterbricht der Erste Lord seinen Rundgang durch das Zimmer. Er kaut an seiner Zigarre und stösst eine Fülle von Theorien auf einmal hervor.

«Sollen wir unsere verstärkten Flotten und unsere grossen neuen Armeen dazu benutzen, die rechte teutonische Flanke in der Ostsee zu umgehen oder aber die linke Flanke auf dem Balkan und im Schwarzen Meer? Sollen wir durch eine äusserste Anstrengung die direkte Verbindung mit unserem russischen Verbündeten herstellen oder ihn in seiner gefährlichen Isolierung lassen? Sollen wir durch eine entscheidende Aktion mit dem Ziel der Abkürzung des Konfliktes die kleinen Nationen im Norden und Süden, die jetzt noch ausserhalb des Krieges stehen, in den Krieg hineinbringen? Sollen wir nach Holland, Dänemark, Norwegen oder Schweden blicken oder auf Griechenland, Bulgarien und Rumänien? Sollen wir durch den Belt in die Ostsee einbrechen oder durch die Dardanellen nach Konstantinopel und ins Schwarze Meer?»

Stundenlang arbeiten die beiden Herren über den Karten von ganz Europa und halb Asien. Was sie ausbrüten, wird den Deutschen etwas später bekannt. Churchills Lebenserinnerungen plaudern sozusagen treuherzig aus der Schule:

«(1) Wenn die Fronten oder Zentren der Armeen nicht gebrochen werden können, sollten ihre Flanken umgangen werden. Wenn diese Flanken sich an die hohe See anlehnen, müssen die Umgehungsmärsche amphibischer Natur sein und sind folglich von Seemacht abhängig; (2) die am wenigsten geschützten strategischen Punkte müssen für Angriffe gewählt werden, nicht die am stärksten geschützten Punkte; (3) wenn einmal feststeht, dass die stärkste Macht einer feindlichen Gruppe nicht geschlagen werden kann, aber auch ohne den schwächsten Partner nicht zu bestehen vermag, sollte der schwächere Partner angegriffen werden; (4) keine Landoffensive sollte unternommen werden, bis wirksame Mittel (Übergewicht an Zahl, Überraschung, Waffen oder technische Erfindungen) entdeckt worden sind, die Erfolg versprechen.»

Das sind einige «allgemeine Grundzüge der Kriegführung», wie Churchill sie sich vorstellt. Ihnen haftet nur ein grosser Fehler an – sie

sind in der Luft der Amtsstube ausgebrütet. Was an ihnen, vom englischen Standpunkt aus gesehen, richtig sein mag, das wird ohnehin aufgehoben durch die impulsive, immer wieder nach Augenblickstörungen strebende Leidenschaftlichkeit ihres Erfinders. Nicht der wägende Verstand, nicht der reine und edle Wille, seinem Vater lande zu helfen bei der Niederringung des Gegners, und sei es gegen den eigenen Nutzen, nicht die edle Flamme der Begeisterung sind die Triebkräfte Churchill'schen Handelns, sondern ein privater, egozentrischer Ehrgeiz, eine Suche nach «Nutzen», ein wühlender Hunger nach lärmendem «Erfolg».

Alles dies sind nicht Anklagen seiner Feinde – alles dies spricht man in England schon damals offen aus.

### Churchill «befreit» Antwerpen

Von Tag zu Tag werden die Nachrichten von der Westfront bedenklicher. Der deutsche Vormarsch hat ein deutlich erkennbares Ziel: vollständige Besetzung der festländischen Küste und später von dort aus direkter Angriff auf England.

So lange hat man in London gezögert. Mögen die Deutschen Paris einnehmen, das tut John Bull nicht weh. Nun aber muss Kitchener tatsächlich einmal ernsthaft daran denken, grössere Truppenversendungen vorzunehmen. Sonst kommt die Insel selbst in Ungelegenheiten.

Viel zu hastig werden die in Ausbildung befindlichen englischen Rekruten auf Dampfer gestopft und nach Belgien und Frankreich verladen. Man muss ja auch ein bisschen für die Stimmung der «Verbündeten» tun.

Kitchener lässt vorsichtshalber dem Verbündeten mitteilen, diese fünfzigtausend Mann seien noch nicht vollständig ausgebildet. Sie müssten zunächst hinter der französisch-belgischen Front weiter geschliffen werden, um dann «später zu gegebener Zeit durch das englische Oberkommando eingesetzt zu werden».

Beim Morgenfrühstück studiert der Herr Marineminister die Zeitung.

Aha – denkt er – jetzt, da die Marneschlacht den Vormarsch der Deutschen in Frankreich zum Stillstand gebracht hat, werfen sie Riesenmas-

sen von Truppen gegen Antwerpen. Die armen Belgier werden einen harten Stand haben.

Das stört Churchill zunächst so wenig wie jeden anderen Engländer. Ein bedauerndes Achselzucken, ein Fluch auf diese Deutschen – und man lebt seinen Alltagstrott weiter.

Aber – was ist das? Die «News Chronicle» schlägt plötzlich sehr unangenehme Töne an.

«Unser Erster Lord», schreibt das Blatt, «zeichnet sich durch stürmische Reden vor dem Unterhause aus. Umso bewunderungswerter ist seine ruhige Sicherheit im Abwarten. Man sollte meinen, die Versenkung dreier englischer Kreuzer hätte Seine Lordschaft aus der Fassung gebracht, umso mehr, da Seine Lordschaft noch kürzlich versicherte, U-Boote seien überhaupt nicht als Waffe im Seekrieg zu werten. Wir Laien hatten falsch getippt. Seine Lordschaft regt sich kein bisschen auf, wir haben noch hunderte anderer Kriegsschiffe, und unsere Flotte ist zahlenmässig und in der Kampfstärke der deutschen weit überlegen. Vermutlich will Seine Lordschaft erst dann zum Handeln übergehen, wenn die Deutschen so viele englische Kriegsschiffe versenkt haben, dass sich zwei vollkommen gleich starke Gegner gegenüberstehen. Das ist ein ritterlicher Zug. Einige Leute nennen es zwar Dilettantismus, aber sie verstehen sicher zu wenig von der hohen Strategie des Seekrieges.»

Eine Glosse? Der Scherz eines übermütigen Zeitungsschreibers? Es wurde gedruckt. Die Leute, deren Einfluss die «News Chronicle» beherrschen, sind also dieser Meinung über den Ersten Lord der Admiralität!

Schlimm, sehr schlimm!

Den ganzen Tag studiert Churchill mit Lord Fisher die Meldungen über die Standorte und Bewegungen der deutschen Kriegsflotte. Wie immer er es betrachtet, er muss sich von Fisher überzeugen lassen, dass jenseits der Nordsee verteuftelt kluge Strategen am Werke sind. Sie bewegen ihre kleinere Seemacht so geschickt, dass ihr nicht beizukommen ist – oder man ginge selbst in die Falle.

«Dort drüben!» Fisher deutet auf die der Seekarte eingezeichnete Küste. «Da liegt die Entscheidung!»

Antwerpen!

«Wir haben doch grosse Kontingente Marinetruppen verladen? Wo sind die Standorte?» fragt Churchill, dem ein «grossartiger Einfall» kommt.

Fisher zeigt auf einige hinter Antwerpen liegende Ortschaften.

«Heute Nacht geht der letzte Transport vom Victoriabahnhof ab.»

«Sorgen Sie für einen Sonderzug!» fährt Churchill plötzlich auf. «Ich werde die Truppen drüben inspizieren und mich selbst einmal um die Lage Antwerpens bekümmern.»

Fisher fällt beinahe um vor Überraschung.

«Sie wollen doch nicht etwa? Das wäre glatter Selbstmord!»

Aber Churchill ist schon hinausgestürmt. Er will seine Reisevorbereitungen treffen.

Kaum in seiner Wohnung, wird er ans Telephon gerufen.

«Der Herr Kriegsminister lassen Seine Lordschaft bitten, sofort zu einer dringenden Besprechung ins Kriegsministerium zu kommen.»

Also wieder ins Auto und zurück.

Lord Fisher ist schon bei Kitchener. Auch Sir Edward Grey grüsst in seiner lässigen Haltung den Eintretenden. Kitchener kommt ihm aufgeregt entgegen.

«Ich habe Sie und die anderen Herren zu mir gebeten, weil sich auf dem Festlande offensichtlich eine endgültige Katastrophe vorbereitet. Die Brüsseler Regierung muss morgen schon Antwerpen verlassen. Man denkt bereits an die völlige Räumung der Stadt. Lord Fisher sagte mir, Sie –»

«Ja.» Churchill setzt seine wichtigste Miene auf. «Ich hatte den Gedanken, dass ein Eingreifen von Seiten Englands das Blatt wenden könnte. Wir haben jetzt fünfzigtausend Marinesoldaten drüben, ausgezeichnetes Menschenmaterial, jung und abenteuerhungrig-»

«Hm.» Kitchener überlegt. «Zunächst möchte ich Ihren Bericht abwarten. Sie können innerhalb zweier Tage hin- und zurückfahren. Versuchen Sie, die belgische Regierung zu bewegen, die Stadt wenigstens noch vier Tage zu halten.»

Churchill ist entlassen. Er kann reisen – jetzt sogar mit einem Sonderauftrag des Kriegsministers.

Zwölf Stunden später betritt ein ordengeschmückter englischer Admiral das belgische Hauptquartier. Umschwirrt wird er von einem Dutzend britischer Offiziere. Es ist Winston Churchill – zur Feier des Tages in eine Paradeuniform gehüllt, die sein Bäuchlein wirksam unterstreicht.

Der Erste Lord der englischen Admiralität höchstpersönlich? Also wollen die Engländer, die so lange zögerten, doch noch Hilfe bringen! denken die Belgier.

Churchill drückt den hohen belgischen Offizieren die Hand, verspricht ihnen das Blaue vom Himmel – und als er ihre ungläubigen Mienen sieht, ihre Einwände hört, packt es ihn wie ein Rausch.

«Ich komme nicht mit leeren Händen!» brüstet er sich, «Englands Kriegsminister sagte Ihnen den Einsatz der gelandeten Truppen zu gegebener Zeit zu. Ich sehe, dass der Augenblick drängt. Nun also – unsere Brigade wird von mir Befehl zum sofortigen Eingreifen bekommen.»

Wenn Sie uns dafür Ihr Wort verpfänden –>

«Mein Ehrenwort.»

In derselben Nacht beginnen die ersten Gefechte von den Vorpostenlinien. Das Lärmen der Geschütze ist im englischen Kriegsministerium durch die Telephonhörer in London deutlich zu vernehmen.

«Ernennen Sie mich zum Befehlshaber sämtlicher englischen Kontinentalstreitkräfte!» verlangt Churchill am Schluss seines Berichtes. «Ich habe einen Plan, von Antwerpen aus die ganze deutsche Front aufzurollen.»

«Das lassen Sie nur Sache der Franzosen sein! Ich gebe Ihnen lediglich für Antwerpen freie Hand», antwortet Kitchener missvergnügt. «Vergessen Sie nicht, dass Sie Erster Lord der Admiralität sind und als solcher nur die Marinebrigade befehligen können. Die auf französischem Boden eingesetzten englischen Streitkräfte unterstehen nicht Ihrem Befehl.»

Am nächsten Morgen erlebt Antwerpen ein Schauspiel: Singend, unter Voranzug ihrer Militärkapellen, marschiert Churchills Marinebrigade durch die verängstigte Stadt. Er selbst, der Seelord, hat sich irgendwo ein Pferd aufgegriffen und reitet voran. Beim belgischen Hauptquartier sitzt er allerdings ab, übergibt dem Brigadekommandan-

ten den Befehl, mit allem nur denkbaren Schneid angreifen zu lassen.

«Mylord!» Der Offizier salutiert. «Wir müssen berücksichtigen, dass die Boys nur drei Wochen Ausbildung genossen haben.»

«Wissen Sie nicht, was ein Befehl ist?» pöbelt zornrot Churchill den Mann an.

«Jawohl. Der Befehl Eurer Lordschaft wird ausgeführt!»

Es sind alles frische Burschen, diese Marinesoldaten, junge Leute, die teils aus Übermut, grossenteils aber, um der Arbeitslosigkeit zu entrinnen, den englischen Werbern ins Netz gegangen sind. Unsicher, mit künstlichem Mut, marschieren sie weiter. Drei Stunden später ist die Truppe aufgegeben: Gemäss Churchills Befehl wurde sie vor den stärksten deutschen Artilleriestellungen angesetzt. Diese Grünschnäbel des Kriegsschauplatzes, die noch nicht einmal gelernt haben, was es heisst, Deckung zu nehmen, müssen den sträflichen Leichtsinn und die Dummheit des Ersten Lords ihrer Admiralität mit dem Leben bezahlen. Sinnlos hat man sie auf geopfert. Tausende von Toten bedecken das Schlachtfeld, der Feind hat Abertausende von Gefangenen gemacht.

Es kommt noch viel ärger. Die Deutschen gehen nach der kläglichen Niederlage der Engländer mit einem Grosseinsatz vor, überrennen die ersten belgischen Verteidigungslinien und dringen bereits in die Vorstädte Antwerpens ein.

Nach dem ursprünglichen Plan hätte die belgische Heeresleitung die Stadt in aller Ruhe räumen können Jetzt muss sie alle Massnahmen überstürzt treffen.

Churchill, der sie zu diesem aussichtslosen Abenteuer überredete, hat Mühe, sich vor den überall krepierenden deutschen Granaten in Sicherheit zu bringen. Im Hauptquartier der Belgier sucht er Zuflucht.

Mit hämischer Miene überbringt ihm ein Generalstabsoffizier der Verbündeten die Nachricht vom völligen Versagen der Matrosenbrigade.

Der Lord bemerkt die hämischen Mienen der belgischen Offiziere. Aus seinen fettumpolsterten Äuglein blitzt er sie wütend an.

«Nun, zumindest kann ich Ihnen mit meinen Ratschlägen für die Verteidigung der Stadt dienen.»

Darf man den hohen Abgesandten des mächtigen Verbündeten einfach auslachen? Darf man ihm, wie er es verdient hätte, eine Tracht Prügel verabreichen? Alles das darf man natürlich nicht. Man muss sogar so tun, als ob an seiner Meinung etwas gelegen wäre, auch wenn er offenbaren Blödsinn vorschlägt.

Darum kommen die belgischen Militärs auf den Gedanken, sich zu rächen.

Churchill, der sich auf ein Feldbett geworfen hat und nach reichlicher Whiskyzufuhr wie ein ganzes Sägewerk schnarcht, wird von ihnen nicht vom Rückzugsbefehl verständigt. Mitten in der Nacht rücken die Belgier ab. Sie feixen schon im Voraus bei dem Gedanken, den hochedlen Lord in deutscher Gefangenschaft zu sehen.

Es gelingt ihnen noch, eine deutsche Offizierspatrouille abzufangen, die dem deutschen Hauptquartier Nachricht von den Stellungen der Belgier bringen soll. Das verschafft ihnen eine Atempause.

Drüben, beim Feinde, wartet man eine Zeitlang vergeblich auf die Rückkehr des Spähtrupps. Da er Stunden nach der zu errechnenden Zeit noch nicht eintrifft, nimmt man an, die Belgier wollten versuchen, die zweite Verteidigungslinie zu halten. Das Feuer der deutschen Artillerie wird vorverlegt. Ein wahrer Eisenhagel geht nieder.

Churchill reibt sich die Augen – nirgends ist Licht. In seiner aller-nächsten Nähe platzen mit wahrem Donnergetöse schwere Granaten. Er lugt endlich vorsichtig nach draussen.

Sofort zieht er den Kopf zurück. Seine Augen werden fast geblendet von einer Feuersäule, die unweit von ihm aus der Erde aufsteigt. Wieder ein schwerer Einschlag! Eisenbrocken wirbeln pfeifend durch die Luft.

Es gibt nur eines: abermals in einen Keller zu kriechen und herzpochend das Ende der Beschiessung abzuwarten. Man riskiert zwar, verschüttet zu werden – aber draussen lauert der sichere Tod.

Im Morgendämmer wird das deutsche Artilleriefeuer eingestellt. Wie durch ein Wunder ist das Haus der einstigen belgischen Befehlszentrale verschont geblieben. Ein paar Löcher klaffen im Dache – aber Churchill lebt.

Er wankt ins Freie, übermüdet, muss über Trümmer kriechen. Die ganze schöne Paradeuniform ist im Augenblick ein Stück dreckiges Tuch.

Und dann kommt von hinten das unverkennbare Geräusch eines Angriffs: Waffen klirren an Kochgeschirre, schwere Stiefel von Tausenden trappen heran.

Churchill rennt davon, rennt um sein Leben!

Der liebe Gott der Engländer will wohl den grosszügigen Spender von Geschenken an die Kirche noch nicht untergehen lassen! Friedlich grast am Strassenrande ein verlassenes Pferd. Irgendwo mag sein Reiter verendet sein. Churchill greift das Tier heim Zügel, klettert schnaufend in den Steigbügel und gibt dem Gaul die Hacken zu spüren, dass es davonschiesst.

Schon pfeifen die Kugeln der Verfolger um seinen Schädel. Aber der Anblick des Mannes in der schmutzigen Paradeuniform, das Bild des Dickwanstes im Marineschossrock auf dem Pferd wirkt so belustigend, dass die Deutschen nicht mehr genau zielen. Obendrein ist Churchill noch immer ein guter Reiter. Wohlbehalten, wenn auch von Angstschweiss triefend, gelangt er in den Schutz der letzten belgischen Verteidigungslinie.

Mit gut gespielter Sorge um sein kostbares Leben begrüssen ihn die belgischen Offiziere.

«Mylord!» sagt der diensthabende Oberst. «Es ist nur noch eine Frage von Stunden, wie lange wir die Stadt halten. Wir empfehlen Ihnen, schnellstens zur Berichterstattung nach London zurückzukehren. Sie würden uns dadurch die wirksamste Hilfe leisten.»

Diese unmissverständliche Aufforderung kann Churchill nicht überhören. Ausserdem ist es ihm lieb, sie befolgen zu können, denn noch ist ein Eckchen zum Entwischen im Rücken Antwerpens frei.

Am 8. Oktober trifft Churchill wieder in London ein.

«Mitten aus dem Kampfgetümmel kommend» – wie er bei jeder Gelegenheit betont. «Mit Mühe und Not den feindlichen Kugeln entronnen.»

Zunächst lacht man ein bisschen über ihn.

Am 9. Oktober wird Antwerpen von den Deutschen eingenommen.

Das Unterhaus fordert Rechenschaft. Churchill legt die Walze mit dem Kampfgetümmel auf.

«Lächerlich!» fällt ihm ein Abgeordneter der Opposition ins Wort. «Alle Welt weiss, dass Sie die vollkommen unzureichend ausgebildete

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Truppe in den sicheren Tod gehetzt haben, ohne Antwerpen auch nur im mindesten helfen zu können.»

Churchill läuft krebsrot an.

«Ich muss den Herrn Kriegsminister bitten, zu bestätigen, dass alle meine Handlungen auf Veranlassung und im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium vorgenommen wurden. Da der Kriegsminister die Marinebrigade nach Belgien verladen liess, muss der Ausbildungsstand wohl als ausreichend angesehen worden sein.»

Soll Kitchener die Schuld bekommen?

Alle starren auf den alten Haudegen, der sich beherrscht erhebt und mit eiskalter Miene jeden Vorwurf auf sich nimmt.

«Der Erste Lord der Admiralität erhielt die entsprechenden Weisungen aus dem Kriegsministerium. Alle über die ursprünglich vereinbarten Abmachungen hinausgehenden Handlungen ergaben sich aus der Notwendigkeit des Handelns in der Lage der Bedrohung. Die Zermürbung Antwerpens war eben bei Eintreffen des Marineministers schon viel weiter vorgeschritten, als wir angenommen hatten. Den Ersten Lord der Admiralität trifft kein Verschulden am Zusammenbruch der Antwerpenfront.»

Kitchener hasst den Marktschreier Churchill. Aber er kann keine Regierungskrise gebrauchen.

### Wenn Lächerlichkeit töten würde...

In England tötet sie scheinbar nicht. Sonst wäre Churchill von nun an ein erledigter Mann.

Stattdessen kann er sich weiter als Amateurstrategie betätigen – zur Verzweiflung manches tüchtigen Admirals.

Die Kaperungen hilfloser Frachtdampfer behandelt er als grosse Siege der stolzen englischen Marine. Das ist ungefähr alles, was in diesen Wintermonaten geschieht.

Zählt man Churchills Heldentaten bis zu jenem Zeitpunkt zusammen, so ergibt sich ein höchst drolliges Bild für den Aussenstehenden, ein höchst klägliches für ein England, das einen solchen Mann auf den Stuhl des Ersten Lords der Admiralität setzte!

Kriegsberichte, die aus den Fingern gesogen sind, und Abenteuer des Burenfeldzuges, die er einmal erlebte, mit denen er sich dafür umso

mehr brüstet, stehen am Beginn seiner Laufbahn. Die nächste Etappe ist der politische Verrat an der Partei, die ihn zunächst ins Unterhaus bringt, die er aber verlässt, sobald eine andere Partei die Regierungsgewalt bekommt. Trotzdem ist der Einfluss der hinter ihm stehenden Hochadels- und Rüstungsschieberclique so ausserordentlich, dass Churchill das Marineministerium in die Hand bekommt. Man weiss selbstverständlich, dass sein Schwiegervater, Sir Harold Hozier, ein führender Mann in jener Gruppe des «Intelligence Service» ist, die von den Neuyorker Geldjuden unter Leitung des Bankiers Baruch beeinflusst wird – aber die englische Öffentlichkeit kümmert sich bekanntlich niemals um die untergründigen Zusammenhänge des ihr vorgespielten politischen Theaters. Sie nimmt den Schein für das Sein.

Jedoch – allmählich beginnt selbst der Schein gegen Churchill zu sprechen. Vor dem Weltkriege belastet der Marineminister den englischen Steuerzahler mit gewaltigen Ausgaben für die grösste und stärkste Flotte der Welt. Der Engländer nimmt die Lasten auf sich in der felsenfesten Erwartung, diese Flotte werde jeden Feind binnen Kürze niederwerfen. Dabei bleiben die englischen Kriegsschiffe untätig in den Häfen, und die deutschen U-Boote schnappen sich alle paar Tage einen Kreuzer oder ein Torpedoboot weg!

Churchill wird abgesandt, um die Belgier zu bewegen, mit allen Opfern Antwerpen gegen die Deutschen zu halten. Er schickt vollkommen sinnlos Tausende junger Engländer in den Tod, und Antwerpen fällt trotzdem den Deutschen in die Hand.

Ist es ein Wunder, wenn die Welt allmählich den Ersten Lord der britischen Marine auslacht? Wenn die Engländer behaupten, Churchill habe sich bis auf die Knochen blamiert? Wenn die Zeitungen ihn anulken?

Im Oktober 1914 bestreitet er mit frecher Stirn den Verlust des Schlachtschiffes «Audacious».

Lloyd George gerät darüber fast aus dem Häuschen.

«Sie können doch nicht jede Wahrheit leugnen!» meint er bekümmert.

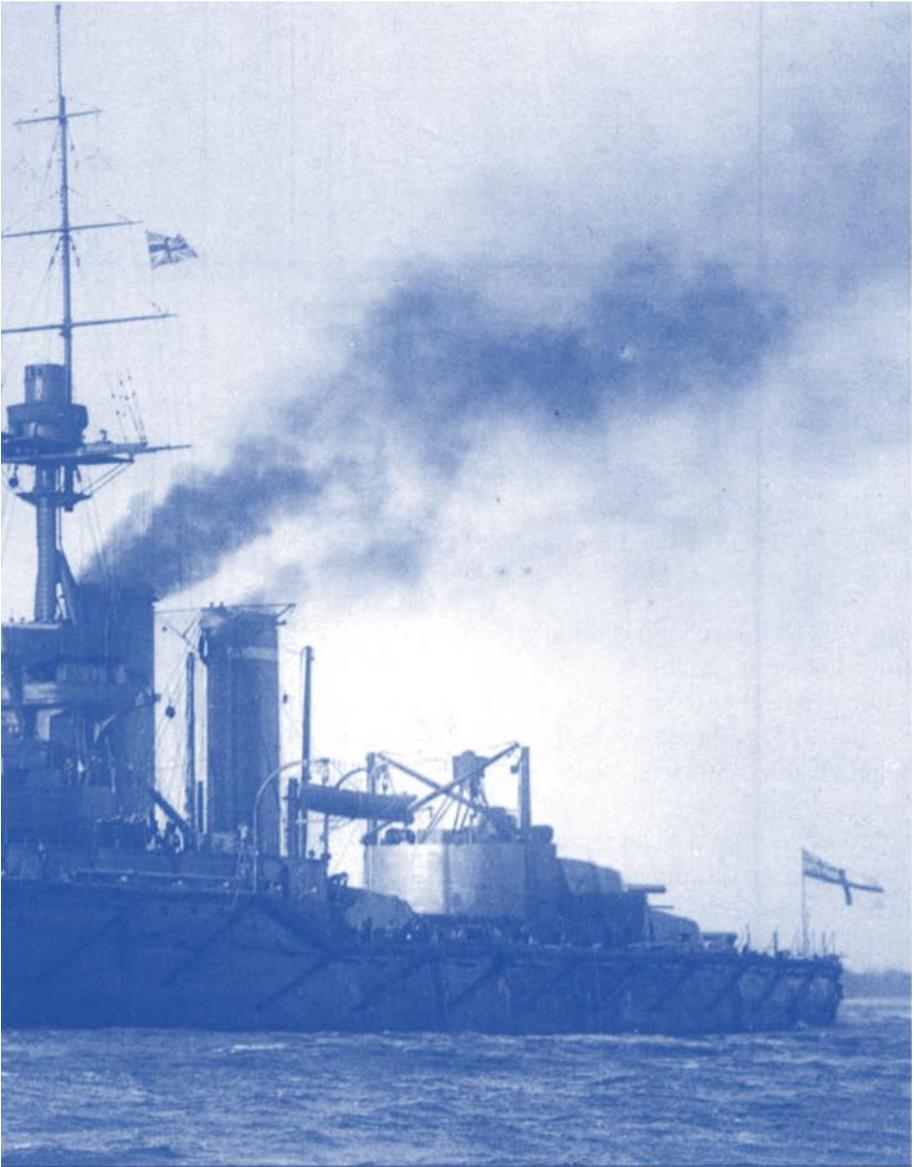
Churchill grinst.

«Der Untergang des Schiffes muss verheimlicht werden. Sonst rauben wir dem Volk allen Mut. Der Generalstab gibt ja auch nicht den Verlust ganzer Di-

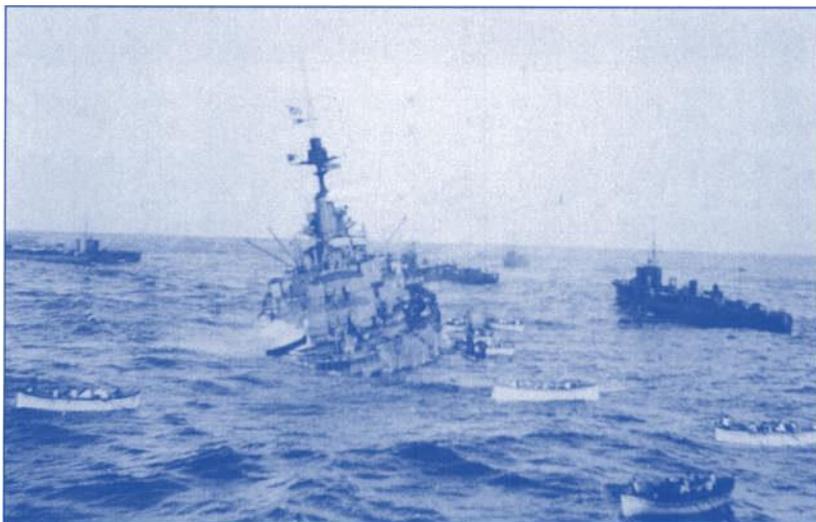
Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Das Schlachtschiff HMS Audacious (dt., wagemutig) lief am 27. Oktober 1914 vor der iri-*



*sehen Küste auf eine von einem deutschen Hilfskreuzer C, der SMS Berlin, gelegte Mine und sank.*



*27. Oktober 1914: Die Besatzung der HMS Audacious verlässt das sinkende Schiff. (Aufnahme von Bord der HMS Olympic)*

visionen zu – und dieser Verlust kommt dem einer Division gleich!»

Die Deutschen aber machen sich den Spass, am 24. Januar 1915 bei der Doggerbank englische Streitkräfte mit einem Granatenhagel zu überschütten. Nicht genug damit: sie beschiessen die befestigten englischen Kriegshäfen Jarmouth und Scarborough und richteten gewaltigen Schaden an.

In jenen spannungsreichen Wochen wälzt Winston Churchill sich manche Nacht schlaflos auf seinem Lager. Sein Verbrauch an Champagner, Burgunder und Whisky steigt beträchtlich, und wenn er dann die nötige Bettschwere hat, träumt er schlecht. Einmal glaubt er sich wieder in Antwerpen – ringsum krepieren die Granaten des vordringenden Feindes.

In Schweiss gebadet, erwacht Churchill. Er hört überall im Hause lautes Sprechen, Schreie einer Frau – dann dumpfe, dröhnende Einschläge.

Mit einem Satz ist er aus dem Bett gesprungen. In seinem langen Nachthemd rast er zum Fenster, reißt es auf – gleichmässiges, wie aus

dem Himmel herunterorgelndes Propellersurren ist zu vernehmen. Scheinwerfer durchschneiden die Nachtschwärze. Wieder und wieder dröhnt es, und dann folgt eine ohrenbetäubende Detonation.

Das Munitionslager bei den Docks!, durchfährt es Churchill. Zeppeline! Deutschlands Antwort auf das freche Ultimatum!

Schon wird an seiner Tür gerüttelt.

«Winnie!», jammert draussen seine Frau. «Um Gottes willen – die Deutschen!»

«Lauf in den Keller!» ruft Churchill. «Ich komme!»

Er ist ganz durcheinander. In der Eile findet er nur seinen Schlafrock, den er sonst trägt, wenn der Friseur kommt und ihn rasiert. Er hüllt sich notdürftig in das Kleidungsstück und jagt dann durch das wie verlassen daliegende Haus, immer noch verfolgt vom Dröhnen der Bombeneinschläge.

Zwei volle Stunden verbringt Churchill mit seiner hochwohlgeborenen Gattin und der durch untertänigen Abstand von ihnen getrennten Dienerschaft im Kartoffelkeller.

Erst nach Ablauf dieser Zeit haben die Explosionen aufgehört. Das deutsche Luftschiff, das London den ersten Besuch im Kriege abstattete, hat sämtliche von Churchill schon vor drei Jahren gefüllten Munitionsläger zerstört.

Eine peinliche Überraschung.

Aber die Sache hat noch eine überraschende Begleiterscheinung: Der vorher alkoholschwere Erste Lord der Admiralität ist vollkommen nüchtern geworden, ernüchert in zweifacher Hinsicht. Er begreift nämlich langsam, dass dieser von ihm so sehnlichst herbeigewünschte Krieg einen ganz anderen Verlauf nehmen kann, als die Engländer im Grossen und Ganzen es sich träumen lassen.

Leider ist kein Bildberichterstatter in der Nähe. Er könnte ein so hübsches Foto aufnehmen: Der Erste Lord der britischen Admiralität, angetan mit Nachthemd und Schlafrock, als «erster Mann Englands im Luftschutzkeller»!

Noch immer tötet die Lächerlichkeit den runden Herrn Churchill nicht.

Im Gegenteil – er bereitet wieder einen «grossen englischen Sieg» vor.

Dieses Mal will er – vermutlich mit seinen kürzlich in Gemeinschaft mit Kapitän Beatty entwickelten «allgemeinen Grundsätzen» – die Dardanellenstrasse erobern, um dem Dreibund über die Türkei beizukommen. «Erwarten Sie nicht, dass ich Ihnen für dieses Abenteuer Landungstruppen opfere!» lässt Lord Kitchener ihn abfahren, als er zum erstenmal mit dem Vorschlag herausrückt. «Wir haben für die Westfront nicht einmal genügend Leute, geschweige denn für den Nahen Osten!»

Vor den Dardanellen hat Churchill unter Vizeadmiral Carden ein starkes Geschwader zusammengezogen. Bedeutende englische Truppenkontingente sind auf der Halbinsel Gallipoli gelandet – wenn es nun gelänge, was Churchill vorschwebt, hätte er vielleicht den Schlüssel zum Siege in der Hand ...

Lord Fisher erhebt mahndend die Stimme, um vor Übereilungen zu warnen.

«Die Beschiessung der Dardanellen würde nur mit einer zwecklosen Abnutzung unserer Schiffsgeschütze enden!»

Auch Vizeadmiral Carden fängt:

«handstreich unmöglich stop, erfolgversprechender angriff durch grosse anzahl von schiffen könnte nur bei eintreffen von Verstärkungen versucht werden.»

Die Verstärkungen schickt Churchill seinem Vizeadmiral – und gleichzeitig den Befehl zur Beschiessung der türkischen Festungen.

Am 18. Februar rast eine tolle Kanonade von der Wasserseite über die Forts am Goldenen Horn. Die schweren Kaliber der Schiffsgeschütze richten verheerenden Schaden an – die äusseren Forts werden vollkommen zerstört, und Englands Flotte kann sich bis in die Meerenge vorwagen. Zwei Torpedobootzerstörer und ein kleiner Kreuzer gehen in die Gült.<sup>4</sup> Die Türken haben unter Anleitung der Deutschen so vorzüglich Minen gelegt, dass es unmöglich erscheint, weiter voranzukommen.

Fast einen Monat lang liegen die englischen Schiffe vor den Dardanellen.

Am 11. März dringt Churchill im Kriegsrat auf die Fortsetzung der Aktion.

---

<sup>4</sup> Antiquiert; im Sinne von «werden zerstört».



*Alliierte Truppenlandung in der Anzac-Bucht.*

© Bundesarchiv\_Bild\_183-95000-347.



*Französisches 75 mm-Geschütz 1915 am Kap Helles.*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Kriegsminister Kitchener und Feldmarschall Birdwood, Befehlshaber der im 'Zuge der Operation Gallipoli verheizten Soldaten des Australian and New Zealand Army Corps (ANZAC), inspizieren am 15. November 1915 Russell's Top auf Anzac.*



*Die Royal Naval Division verlässt die Gräben bei Gallipoli zu einem Bajonettangriff.*

«Die zu erwartenden Erfolge sind gross genug, um Verluste zu rechtfertigen», behauptet er.

Die Lage der Alliierten ist an allen Fronten ungünstig. Man gibt seinem Drängen nach. Er hat bereits erreicht, dass auf Befehl Kitcheners auf der Halbinsel Gallipoli Sir John Hamilton das Heer zum Angriff vorschickt.

Von zwei Seiten geht nun der Eisenhagel über die türkischen Verteidigungslinien nieder. Aber wie oft auch die Engländer gegen die türkischen Stellungen auf Gallipoli anrennen, immer wieder brechen die Linien im Feuer der Geschütze zusammen. Wie oft auch von den Panzerschiffen in den Dardanellen Landungsversuche unternommen werden – immer wieder werden sie von den Türken zurückgeschlagen.

Die Flotte soll einen letzten Versuch machen – zwei Linienschiffe sind bereits gesunken. Missglückt dieser verzweifelte Sturm, dann ist alles verloren. Wieder speien die Schiffsgeschütze Verderben – plötzlich mischt sich ein dumpfes Dröhnen in den Schlachtenlärm.

Vizeadmiral Carden reisst das Glas an die Augen – schon wankt der Boden unter seinen Füßen. Das Flaggschiff ist schwer getroffen. Drüben, an der Durchfahrt, ist die frühere deutsche «Goeben» erschienen, die schon einmal die Kette der Feinde durchbrochen hat, als «Sultan Yawus Selim» stärkstes Schiff der türkischen Flotte, befehligt von Deutschen – und ihre Geschütze antworten dem Feuer der Engländer mit einem Kaliber und einer Treffsicherheit, dem Carden nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Im Laufe einer Stunde sind zwei britische Linienschiffe nahezu kampfunfähig, und das Admiralschiff ist gesunken.

Mit den Trümmern seiner einst so stolzen Flotte muss Carden den Rückzug antreten.

Zu gleicher Zeit erstickt der Angriff zu Lande.

Verlustlisten – Verlustlisten – Verlustlisten!

34.000 Tote hat die grosse strategische Tat Winston Churchills England gekostet. Mit den Verwundeten, Vermissten und Gefangenen ergibt sich ein Verlust von 300.000 Mann. Englands ohnehin zu kleines Heer ist gefährlich geschwächt durch diesen Aderlass.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Aus dem ersten Lord der Admiralität wird im Spott des Volkes der «Erste Lord der Unfähigkeit». Dieses Mal muss er wirklich gehen. Selbst der Interessenklüngel des Unterhauses tobt gegen den Blamierten.

«Mein Platz ist an der Front!» versichert er grosssprecherisch in seiner Abschiedsrede.

Ein wirklicher Mann an seiner Stelle könnte nur noch zur Pistole greifen. Aber Churchill ist ja Engländer, und so empfindlich ist sein Ehrbegriff nicht ausgeprägt.

Als Major geht der abgesetzte Erste Lord der Admiralität zu einem Truppenteil nach Frankreich.

### **Skagerrak – ein Börsengeschäft**

Die verschlammten Gräben der vordersten Stellungen sind natürlich nicht das Reiseziel für Major Churchill. Er hält sich hübsch zurück in den Etappenorten und macht sich in der Nähe des englischfranzösischen Hauptquartiers ein bisschen wichtig. Marschall Haig schickt ihn zu Joffre ins französische Hauptquartier – Joffre schickt ihn wieder zu Haig ins Hauptquartier der englischen Feldarmee zurück mit dem Bemerkten, einen so tüchtigen Offizier könne Haig sicher nicht entbehren, er empfehle, Churchill zum General zu befördern. Haig, der Churchill genügsam kennt, versteht die Ironie, erhebt Churchill in den Rang eines Obersten und überträgt ihm irgendeine bedeutungslose Mission im Kriegsministerium in London.

In voller Felduniform, sogar mit Sporen, wird vier Monate nach seinem Abschied Winston Churchill wieder im Unterhaus gesichtet. Er scheint vom «Platz an der Front» genug zu haben und den Parlamentsessel dem Schützengraben entschieden vorzuziehen. Ausserdem ist seine Blamage in dieser schnellebigen Zeit bereits in Vergessenheit geraten. Die Niederlage vom Skagerrak, wo die um mindestens die Hälfte schwächere deutsche Kriegsmarine am Morgen nach dem schweren Kampftage vergeblich ihren Gegner auf dem Meere sucht, weil er längst Reissaus genommen hat, stellt bald danach selbst Churchills «Grosstaten» noch in den Schatten. Ihm persönlich spricht sie einen riesigen Börsengewinn zu. Er «liegt» wieder mal richtig.



*Feldmarschall Douglas Haig, 1. Earl Haig (\* 19. Juni 1861 in Edinburgh; † 29. Januar 1928 in London) war während des Ersten Weltkrieges von 1915 bis 1918 Oberbefehlshaber an der Westfront.*

Auf Churchills einstigem Sessel im Gebäude der Admiralität sitzt um diese Zeit Mister Balfour. Selbst Mister Balfour kann nicht behaupten, dass die Dinge seit Churchills Abschied besser gehen.

Fassunglos prüft er die ersten Funkmeldungen von der Niederlage seiner grossen Flotte: 38 zumeist in der Kampfkraft stärkere Einheiten werden von 22 deutschen Schilfen im erbitterten Kampf derart geschlagen, dass sie es vorziehen, im Schutze der Dunkelheit dem Gegner zu entweichen.

Wilde Gerüchte durchschwirren London. Die Börse hat ihren schwarzen Tag. Mit einem Schlage fallen alle Staatspapiere.

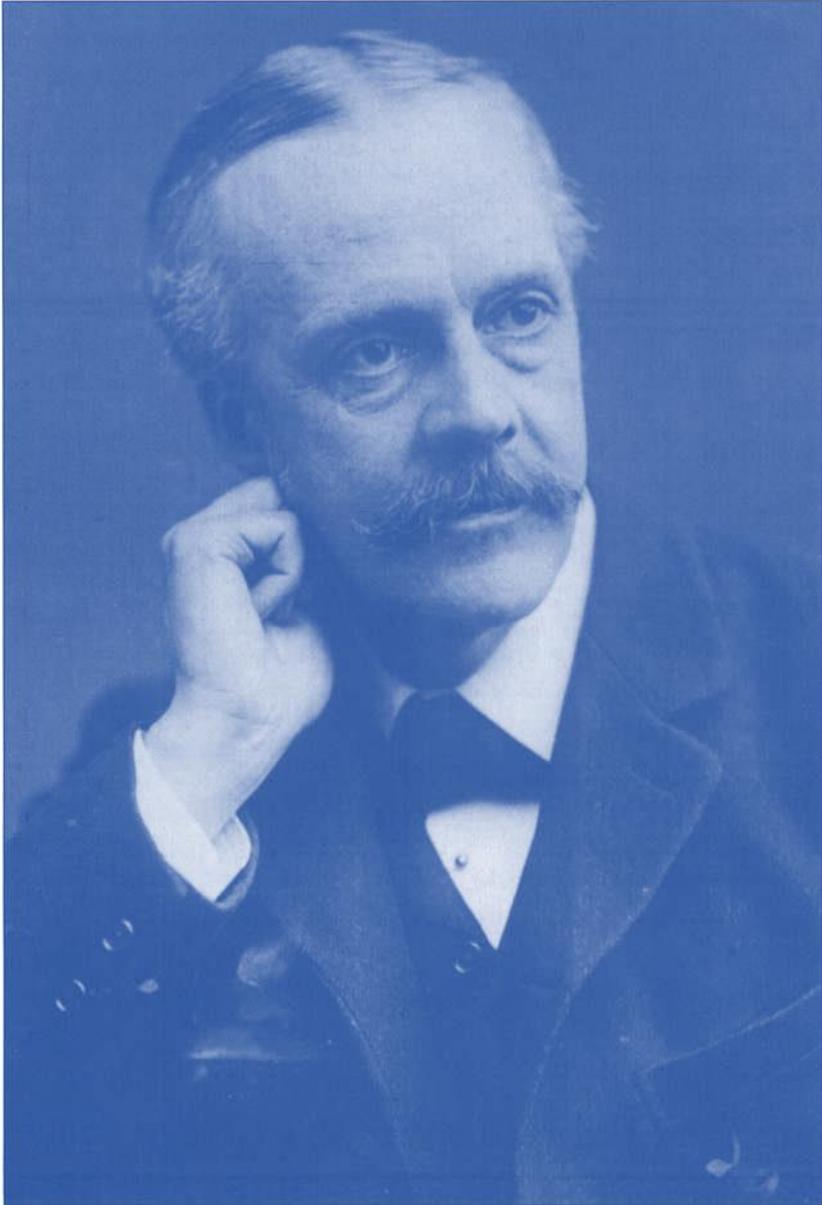
Im Zimmer des Schatzkanzlers sitzen Winston Churchill und Philipp Sassoon, der «grosse Opiummann» Londons, nebenbei Bankier, Verbindungsmann Sir Ernest Cassels.

«Kredite», entwickelt er Lloyd George, «amerikanische Kredite, Sie brauchen sie notwendig, sind leicht zu haben, wenn wir die Börsenlage ausnutzen.»

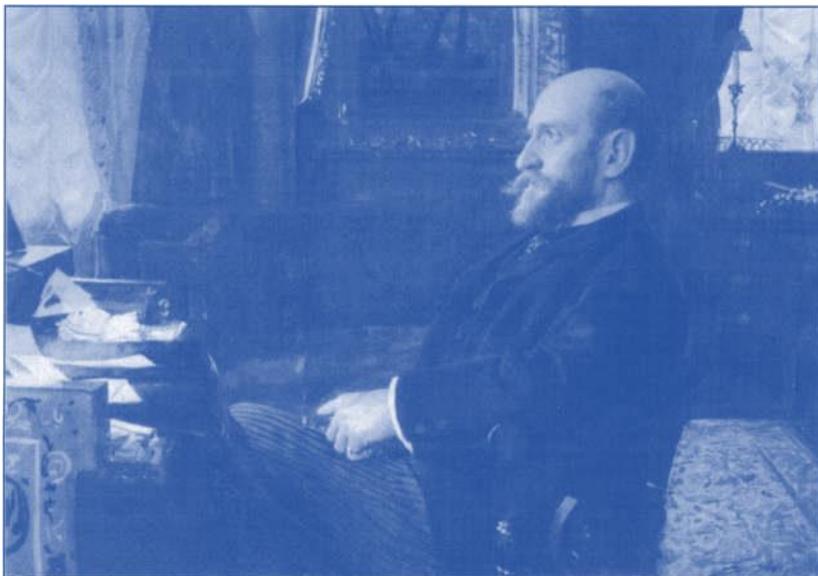
Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Joseph Jacques Césaire Joffre (\* 12. Januar 1852 in Rivesaltes, Département Hautes-Pyrénées; † 3. Januar 1931 in Paris) war ab 1910 Mitglied des französischen Obersten Verteidigungsrates, 1911 dessen Vizepräsident, und wurde im selben Jahr Chef des Generalstabes der französischen Armee.*



*Arthur James Balfour, 1. Earl of Balfour (\* 25. Juli 1848 in Whittingehame, East Lothian; † 19. März 1930 in Fishers Hill nahe Woking, Surrey).*



*Der jüdische Bankier Sir Ernest Cassel (\* 3. März 1852 in Köln; † 21. September 1921 in London), aufgrund seines «schlosserrenhaften» Reichtums und seiner guten Beziehungen zur königlichen Familie auch «Windsor-Cassel» genannt, wurde in Deutschland geboren.*

«Hm», sinnt der Schatzkanzler. «Welchen Manövers wollen Sie sich bedienen?»

«Die verlorene Seeschlacht, die Riesenverluste –»

«Nun, ich hoffe, so schlimm wird bei näherer Nachprüfung die Geschichte nicht ausgehen.»

«Soll sie schlimm ausgehen!» trumpft Sassoon auf. «Das ist ja gerade das Geschäft! Geht es gut aus, dann steigen die Staatspapiere, und Kredite sind teuer. Geht es schlecht aus, kaufen wir in Wallstreet englische Staatspapiere für wenige Dollars. Zwei Wochen später steigen die Papiere, gedeckt durch das Gold der Bank von London – dann gehen wir Staatspapiere zu hohem Kurs gegen grosse Anleihen nach USA.»

Nach der Unterredung bekommt Churchill seinen festumrissenen Auftrag: Er soll vermitteln, dass die Admiralität die Verluste am Ska-

gerrak zunächst nur gerüchtweise durchlässt, um dadurch die Niederlage mit allen durch Unsicherheit entstehenden Übertreibungen für einige Tage von der Börse und von der Bevölkerung aufbauschen zu lassen, ehe man die Tatsachen bekanntgibt.

«Fünf Tage muss uns die Admiralität Zeit geben, Mister Churchill!» sagt Sassoon.

«Und mein Anteil?» fragt Churchill kühn.

Sassoon schreibt ihm wortlos einen Scheck über 1.000 Pfund Sterling – 20.000 Mark – aus.

«Nehmen Sie dies als Anzahlung. Sie werden mit mir ein hübsches Stück Geld verdienen!»

Churchill verdient das hübsche Stück Geld. Balfour, das Bekanntwerden der Wahrheit fürchtend, hofft, der Regierung durch jenes jüdische Jobbergeschäft Mittel für den Ersatz der verlorenen Schiffe zu verschaffen und geht auf Churchills Vorschlag ein. Ausserdem kann es ihm nur recht sein, wenn er später bekanntgeben kann, dass die Verluste geringer sind als zuerst angenommen wurde.

Fünf Tage lang befindet sich die Börse in einem Fieberzustand. Dann erst fasst man die Einbussen übersichtlich zusammen. Sie sind gewaltig – aber längst nicht so gross wie in den wilden Gerüchten behauptet wurde. Die Kurse der Staatspapiere Englands schnellen in die Höhe. New York kauft zu höherem Preis zurück, was es in der Panik für wenig Geld abgestossen hat. Das grosse Geschäft mit dem Tode ist gemacht!

Das Jahr 1915 geht zu Ende.

Immer wieder wird die Regierung bedrängt: man verlangt Erfolge der Kriegsführung.

Da erhebt sich an einem Novembertag im Unterhaus Winston Churchill, Oberst a. D., von seinem Sitz und – verteidigt die Regierung, aus deren Mitte er hinausgeworfen wurde!

«Der Feldzug im Westen war bisher wesentlich bestimmt durch den Mangel an Munition bei den Alliierten, das sah ich an der Front eindeutig bestätigt. Im nächsten Jahre müssen wir grössere Mengen von Munition nach Frankreich schicken – indes wird sich in Deutschland bereits der Männermangel auswirken und unseren Sieg vorbereiten.»

Leute mit feinem Gehör horchen auf.



*Sir Henry Bradwardine Jackson (\* 21. Januar 1855 in Barnsley, South Yorkshire; † 14. Dezember 1929 auf Hayling Island, Hampshire) war von 1915 bis 1916 als Nachfolger von John Fisher Erster Seelord der Admiralität.*

Mangel an Munition also? Das heisst: Steigerung der Munitions-erzeugung, Erhöhung der Kriegs-gewinne der Munitionsfabrikan-ten! Will Churchill sich jetzt mit diesem Trick eine neue Schlüssel-stellung erobern?

Nun, die Regierung ist nicht ganz so übereifrig. Vorläufig schickt sie Churchill für einige Monate nach Flandern, wo er Gelegenheit finden soll, die Mu-nitionszuführungen besser zu or-ganisieren.

Nach einem halben Jahre glaubt Churchill wahrscheinlich, für seinen nächsten grossen Coup genügend «Fachkenntnisse» er-worben zu haben. Er übergibt den Munitionsverteilungsposten in Flandern einem anderen Offi-zier – und erscheint wiederum in London.

Hinter den Kulissen werden alle erdenklichen Beeinflussungsmanö-ver durchgeführt. Gegenwärtig aber ist der regierungsformende Ein-fluss der Rüstungsclique durch die Misserfolge ihrer Schützlinge nicht stark genug. Man muss zu gröberen Mitteln greifen, um wieder in den Vordergrund zu kommen. Es gehört im englischen parlamentarischen Umgang zur Selbstverständlichkeit, dass niemals ein gestürzter Mini-ster seinen Nachfolger öffentlich angreifen darf. Auf die Gefahr hin, nicht mehr als Gentleman zu gelten, setzt Churchill sich auch über die-ses ungeschriebene Gesetz hinweg.

«Unser Erster Seelord Jackson ist sehr tüchtig – leider mangelt es ihm an der kaltblütigen Entschlossenheit, die den zu Unrecht seit Lan-gem kaltgestellten Lord Fisher in so hervorragender Weise beseelt. Man sollte eine Umbesetzung der Leitung der Admiralität herbeifüh-

ren. – Geschieht das nicht, so werden die Deutschen immer mehr Erfolge erringen. Ich warne –»

Oho – das sind ganz neue Töne! Das ist beinahe Revolution! Die «Westminster-Gazette», das Organ des Königs, gerät ganz aus dem Häuschen!

«Wenn das Unterhaus beabsichtigt, gegen allen Brauch die Ernennung von Admiralen an sich zu reißen, so würde ein Gewährenlassen England dem Untergang ausliefern!» schreibt die Zeitung entsetzt.

Man muss also den Störenfried Winston Churchill auf irgendeine Art los werden. In Frankreich ist er nicht, wie einige Abgeordnete bei seiner Reise an die Front es offen wünschten, «geblieben».

Premierminister Asquith ist selbst zu sehr verfilzt mit dem Hochadel und dem Freimaurertum. Er kann Churchill also nicht ohne Weiteres brüskieren, sondern muss versuchen, ihn zu besänftigen, und ernennt deshalb den Unbequemen zum – Kanzler von Lancaster. Das hört sich gut an, bringt ein bisschen Geld ein, gibt Churchill aber keine Macht, zwingt ihn jedoch, die meiste Zeit von London abwesend zu sein.

Die grosse Frühjahrsoffensive von 1917, bei Cambrai angesetzt, beginnt mit einem Rieseneinsatz der neuerfundenen Tanks, denen die Deutschen nur die unerbittliche Abwehrkraft ihrer Truppen entgegenzustellen haben. Sie soll den Alliierten den Sieg bringen – und bricht dennoch schmachvoll zusammen.

Das englische Volk ist dieses Krieges müde. Immer lauter wird der Ruf nach der Vernunft.

Asquith fühlt sich verbraucht. Ein neuer, ein entschlossener Mann muss das Steuer in die Hand bekommen!

Dieser neue Mann heisst Lloyd George.

## **Munition und Geschütze mit Churchillschem Stempel**

Eine übermenschliche Kraft steckt in diesem kleinen Manne, dem «Feuerkopf». Zwei Wege liegen vor ihm – er kann beide beschreiten, denn er besitzt den Mut, die Menschen zu zwingen, ihm zu folgen. Der erste heisst: Frieden. Es ist bekannt, dass Deutschland, böte man ihm die Hand, einen Frieden zu anständigen Bedingungen schliessen würde.

Aber dieser Weg ist auch für Lloyd George versperrt. Sein – «böser Geist», Basil Zaharoff, hat längst über seine Seele – und seinen Geldbeutel Gewalt gewonnen. Der zweite Weg heisst: verschärfter Krieg. Diesen Weg muss Lloyd George gehen. Zuerst übernimmt Lloyd George das neugeschaffene Munitionsministerium. Nachdem er es eingearbeitet hat, wird er Regierungschef.

«Von nun an», sagt Lloyd George in seiner ersten Rede als neuerannter Premierminister, «hat die Gemütlichkeit, mit der man hierzulande an die Probleme herangeht, ein Ende. Wir stehen mitten im Kriege. Dem muss sich alles und jeder unterordnen.»

Einer der ersten Gratulanten bei Lloyd George ist – Winston Churchill. Gleichen Tages hat Churchill Besprechungen mit einigen Führern der Liberalen Partei.

Von diesen geht der Vorschlag aus, Churchill ins «Kriegskabinet» aufzunehmen.

«Nein!» sagt Lloyd George hart. «Ich mag zwar heute gezwungen sein, den Krieg zu führen – aber Churchill ist schuld an seinem Ausbruch. Und obendrein unfähig. Ich kann einen Gescheiterten nicht gebrauchen. Fachleute gehören an meine Seite, keine Redner!»

«Die Menge hört auf Churchill!» wirft man ein.

Aber Lloyd George bleibt unbeugsam – vorläufig.

Bei einem seiner Besuche in London hat wenige Tage später Zaharoff eine Zusammenkunft mit Lloyd George, und bald darauf, am 1. Juni 1917, können die «News Chronicle» bereits inoffiziell melden:

«Für die Leitung des Munitionsministeriums wurde Winston Churchill, der siebente Herzog von Marlborough, vorgesehen.»

Lloyd George hat sich also bekehren lassen? Ganz einfach die Tatsachen, dass Churchill niemals Ruhe geben würde und dass die hinter Churchill stehenden Kreise «ihren» Mann auf dem neuen Posten brauchen, bestimmen ihn, ein Amt in die Hände Churchills zu legen. Zaharoffs «gutes Zureden» ist nicht erfolglos geblieben.

Am 10. Juni 1917 nimmt Churchill seine Ernennung entgegen. Aus den Händen von Lloyd George, der bis zu diesem Tage für einen «vernünftigen Friedensschluss» eingetreten ist!

Churchill ist – Luftfahrtminister geworden!

Er hebt die Augenbrauen.

«Hallo, Exzellenz, ich denke, das Munitionsministerium –» Lloyd George zuckt die Achseln.

«Wir haben vorläufig noch keine endgültige Entscheidung treffen können – und da Sie unbedingt Wert darauf legten, in der Regierung vertreten zu sein, da ausserdem gerade jetzt die Luftfahrt im Ausbau steht, dachte ich, Sie würden auch sehr gern Luftfahrtminister werden.»

«Hm – es ist immerhin etwas!» antwortet Churchill. «Ein Anfang!»

Mehr Worte werden an diesem Tage zwischen den beiden Männern nicht gewechselt.

Die am 18. Juni 1917 erscheinende Nummer der vielgelesenen «Sunday-Pictural» bringt eine grosse Abhandlung. Ganz fett gedruckt ist der Name des Verfassers: Winston Churchill.

«Noch immer –» so bekennt er, «rätselt man herum über den Grund für den Ausbruch dieses Krieges. Einer der wichtigsten Gründe ist der, dass Elsass-Lothringen französisch werden muss...» Das sagt ein Mann, der seit acht Tagen wieder einen Ministersessel besitzt – obgleich bis dahin die Alliierten immer behaupteten, sie wollten keinerlei Eroberungen machen!

Und nun zeigt sich, zu welchem Zweck man Churchill unbedingt in das «Kriegskabinet» hineingeschoben hat. Dinge, die weder der Premier- noch der Aussenminister aussprechen dürfen oder wollen, sagt Churchill. Er wird am 17. Juli 1917 mit dem Amt des Munitionsministers betraut und kann nun für die langersehnten Riesenaufträge an die englischen und amerikanischen Geschäftsfreunde seiner Familie sorgen!

Er prahlt am 4. Oktober 1917 in einer auf einem Bankett, also öffentlich und offiziell, gehaltenen Rede:

«Es ist kein Zweifel, dass die Leiter des preussischen Militarismus die Feinde der ganzen Menschheit sind. Deshalb dürfen wir uns auf kein noch so bestechendes deutsches Angebot einlassen. Nach einem für Deutschland siegreichen Frieden könnte Deutschland zu uns sagen: ,Wir wollen einander als würdige Gegner achten und die Handelsbeziehungen wieder aufnehmen – Niemals dürfen wir Engländer einer sol-

chen Lösung zustimmen. Deutschland muss seinen ganzen Einfluss in der Welt verlieren. Unsere Freunde im Inneren Deutschlands arbeiten für die Zersetzung des Reiches – wir warten auf seinen Zusammenbruch.»

Höchst sonderbar, dass der Minister für Luftfahrt und Munitionsbeschaffung sich so weitgehend über die Kriegsziele Englands äussern darf! Noch sonderbarer, dass niemand ihm auf die Finger klopft, dass die englische Regierung nicht einmal erklärt: dieses Mannes Meinung gilt nicht!

Churchill selbst verrät auch, welche menschenfreundlichen Mittel er zur Erreichung des Sieges, wie er ihn sich denke, einzusetzen gewillt ist, da man ihm nun auch noch das Munitionsministerium übergeben hat, durch das er Riesenaufträge vergeben kann. Und er zögert keinen Augenblick:

«Ich übernehme das Munitionsministerium wegen der weitesten Perspektiven, die es bietet: Tanks, Flammenwerfer, Gas und all die neuesten Erfindungen, um den Gegner zu vernichten, müssen möglichst schnell ausgewertet werden.»

So verlautet es öffentlich. Endlich sitzt Churchill an der Krippe! Er kann befehlen, dies und jenes muss angeschafft werden, gleichgültig, wieviel es kostet! Herr Zaharoff kann endlich so viel Kanonen verkaufen wie noch nie – Sir Harold Hozier verdient wie noch nie. Und Churchills «bisschen Geld» ist ja ebenfalls in Rüstungspapieren angelegt. Der Gaskrieg blüht...

Da ist es denn zu verstehen, dass er sich am 6. April 1918 zu einem «Entschluss von weitreichender Bedeutung durchringt». Er selbst gesteht:

«Ich erschauere jetzt noch, wenn ich daran denke. Ich nahm die Verantwortung auf mich, alle Kanonen an die Front zu senden, ohne sie vorher der Kontrollprüfung zu unterwerfen!» Grund dafür ist der grosse Verlust an englischem Kriegsmaterial – wirklicher Grund aber doch wohl, dass auf diese Art das Geldverdienen ein bisschen schneller geht! Mögen dabei Churchills Landsleute durch Unglücksfälle serienweise umkommen – was zählen ein paar Opfer mehr! Mögen die Geschütze als Waffen auch nicht zuverlässig sein – jedes einzelne von ihnen bringt eine hübsche Dividende.

## Verräterische Aussprüche

Es scheint, als habe man Churchill insgeheim für Reden besonderer Art verpflichtet. Im Munitionsministerium wie im Luftfahrtministerium leisten nämlich seine Unterstaatssekretäre die Hauptarbeit, während er sich serienweise seine Spektakeleien zur Beeinflussung der sogenannten öffentlichen Meinung zusammendichtet.

Vielleicht braucht man ihn tatsächlich dafür. Ein anderer Minister könnte nicht andauernd versichern, dass die Alliierten nur im Auge haben, «das deutsche Volk von dem üblen Bann des preussischen Militarismus zu befreien». Churchill hat schon so viel Unsinn in die Welt gesetzt, dass es ihm jetzt nicht einmal mehr darauf ankommt, die kaltblütigste Räuberpolitik mit Phrasen über Nächstenliebe zu verbrämen. Für einen späteren Fall stehen diese Reden dann schwarz auf weiss für die Begründung unerhörter Forderungen – als Meinungsäußerungen «der Regierung Seiner Majestät» zur Verfügung.

Geht die Sache schief, kann man auch sagen, so es nützlich ist: «Derartige Aussprüche tragen nur privaten Charakter. England wünscht lediglich einen Frieden der Gerechtigkeit.»

Es zeigt sich bald, worauf die halbamtliche britische Doppelzüngigkeit hinausläuft.

Über die Verwandten seiner Mutter, deren Vater Inhaber der «New-York-Times» ist, und durch den amerikanischen Familienklüngel seiner Frau hat Churchill ja wesentlich mithelfen können, den Eintritt der USA. in den Krieg zu erreichen. Jetzt kann man in England Churchills überseeische Verwandtschaft gut gebrauchen: die USA. müssen die englisch-französischen Machtansprüche stützen.

Im August 1918, die französisch-englische Frühjahrsoffensive hat wieder einmal keinen Sieg herbeigeführt, noch immer stehen die deutschen Heere weit in Feindesland, wird in England eine deutliche Friedensströmung spürbar. Präsident Wilson benutzt sie für seine «Anfragen» an Deutschland. Die berühmten 14 Punkte, die Deutschland Gerechtigkeit zusagen, werden von Wilson aufgestellt. Und hierbei ist eines besonders interessant: der Verbündete, der im Verhältnis die grössten Blutopfer brachte, Italien, wird vorher nicht verständigt.

Churchill hält am 16. Oktober 1918 im Unterhaus eine Rede, die von den Deutschen viel wichtiger genommen werden müsste als alle Friedensschalmeien – umso wichtiger, weil England den Krieg keine sechs Wochen länger aushalten könnte! Jetzt aber beginnt das Drunter und Drüber im Inneren Deutschlands, und deshalb schreit Churchill:

«Garantien verlangen wir! Wir wollen zwar nicht den Ruin Deutschlands, aber sein Streben nach Weltherrschaft soll es aufgeben!»

Weltherrschaft: Nur eine europäische Nation kann sich ihrer rühmen: England. Wenn Churchill Deutschland eines Strebens nach Weltherrschaft bezichtigt, so meint er: den deutschen Handel, die deutsche Industrie, die deutsche Wissenschaft, die überall in der Welt hohen Ruf besitzen. Ihnen will er Tür und Tor verschliessen.

Unter dem Vorwande, «Friedensverhandlungen» zu planen, überredet man die siegreichen deutschen Soldaten, alle Pfänder des Rechtes aus der Hand zu gehen: die besetzten Gebiete werden geräumt, obgleich es den alliierten Heeren und Flotten nicht gelungen ist, das deutsche Heer und die deutsche Marine zu besiegen. In einem Anfall kriegsmüden Wahnsinns entwaffnet Deutschland sich selbst, ehe es nur die geringste Garantie für die Lauterkeit der Absichten seiner Feinde erhält – es besitzt lediglich das Wort des amerikanischen Regierungschefs.

Mit welchem Aufatmen England die Vertrauensseligkeit Deutschlands begrüsst, das verrät – nachdem die deutschen Truppen sich an allen Fronten zurückgezogen haben – keinen Tag früher! – am 12. Januar 1919 Winston Churchill in einem Aufsatz im «Sunday-Pictural»:

«Darf ich es sagen? Wir sind nur gerade so durchgekommen! Je mehr wir über diesen Kampf erfahren, umso mehr erkennt man, an welchem kleinen, dünnen, gefährlichen Fädchen unser Erfolg gehangen hat! Beim ersten Ansturm wäre Frankreich beinahe vernichtet worden. Nur ein wenig mehr, und der Unterseebootkrieg hätte, anstatt Amerika an unsere Seite zu führen, uns alle durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Selbst nach dem 21. März 1918 war die Gefahr äusserst gross für Frankreich und die Kanalhäfen!»

Ja, um jene Zeit ist Mister Churchill überhaupt zuweilen recht nachdenklich gestimmt, wie aus seinem Buch «Nachernte» hervorgeht, in dem er schreibt:

«Präsident Wilson hatte von der Existenz jener Geheim-Verträge (für die Neuaufteilung Europas nach dem Sinne der englischen Plutokratie) noch nie gehört, Lansing (Wilsons Staatssekretär) nie davon geträumt. Und nun warf man sie, nackt und grässlich, auf den Tisch der Friedenskonferenz, wo sie die hübschen Angebinde der 14 Punkte besudelten. Nie war auf Harmlose eine krassere Wirkung erzielt worden!»

Diese Bekenntnisse, die er in jener Zeit der Öffentlichkeit übergibt in dem Wahn, dass Deutschland ihn ja doch niemals zur Rechenschaft ziehen könne, vermag Mister Churchill auch heute nicht zu leugnen. Sie sind vorhanden – und man hat sie nicht vergessen. Er selbst handelt 1919 jedenfalls nicht nach seinen «Erkenntnissen», sondern bleibt genau derselbe, der er immer war: der Mann, der nur einen Gott kennt, den Erfolg, verkörpert im Gelde!

Der Krieg ist zu Ende. Jetzt beginnt der grösste organisierte Raubzug aller Zeiten gegen Deutschland.

Das unheilvolle Jahr 1919, in welchem Deutschland das Schanddiktat von Versailles aufgezwungen wird, sieht Mister Churchill in einem Glanz, der selbst ihn fast verwirrt: er ist Kriegsminister geworden! Wahrscheinlich, weil man sich in London sagt, dass er im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht viel Schaden anrichten kann – wenigstens nicht für England.

Churchill gibt sich alle Mühe, sein unheilvolles Wirken fortzusetzen. Am 30. August 1919 nimmt er höchstpersönlich, angetan mit schwarzem Rock und grauem Zylinder, in Köln die Parade der Besatzungs- und Bedrückungsarmee ab. Er will es sich nicht entgehen lassen, dem zusammengebrochenen Siegfried den Lackschuh auf den Nacken zu setzen. Dabei kann er sich einbilden, ein Cäsar zu sein.

Zwei Gelegenheiten, seinen Cäsarenwahn auszuloben, findet er tatsächlich. In Irland neu ausbrechende Unzufriedenheit lässt er im Blut ersticken. Nicht kümmern ihn die Entsetzensschreie hilflos Hingemordeter. In Russland setzt er englisches Militär ein, um die unter englischen Einfluss gebrachten Ölquellen dem neu entstehenden Staate zu

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»<sup>1</sup>**

entreissen. Mit brutalster Mordgier lässt er in unbewaffnete Haufen Hungernder auf der Halbinsel Kola hineinschiessen – so sieht die «Befreiung der Völker», für die er immer wieder mit lauten Worten eingetreten ist, in Wahrheit aus!

### **Ein Mann und eine Mauer**

Bald nach Kriegsende wird Lloyd George wegen seiner verfehlten Balkanpolitik, die er für Zaharoff bereibt, beiseitegeschoben. Bonar Law nimmt den Platz des Premierministers ein. Im Februar 1921 überträgt man Churchill das Amt des Kolonialministers. Die «Times» ermahnt ihn zwar ironisch, sich ja einige Sachkenntnis zuzulegen und vor allem einmal die Dominien zu besuchen – aber das ändert nichts an Churchills Ernennung.

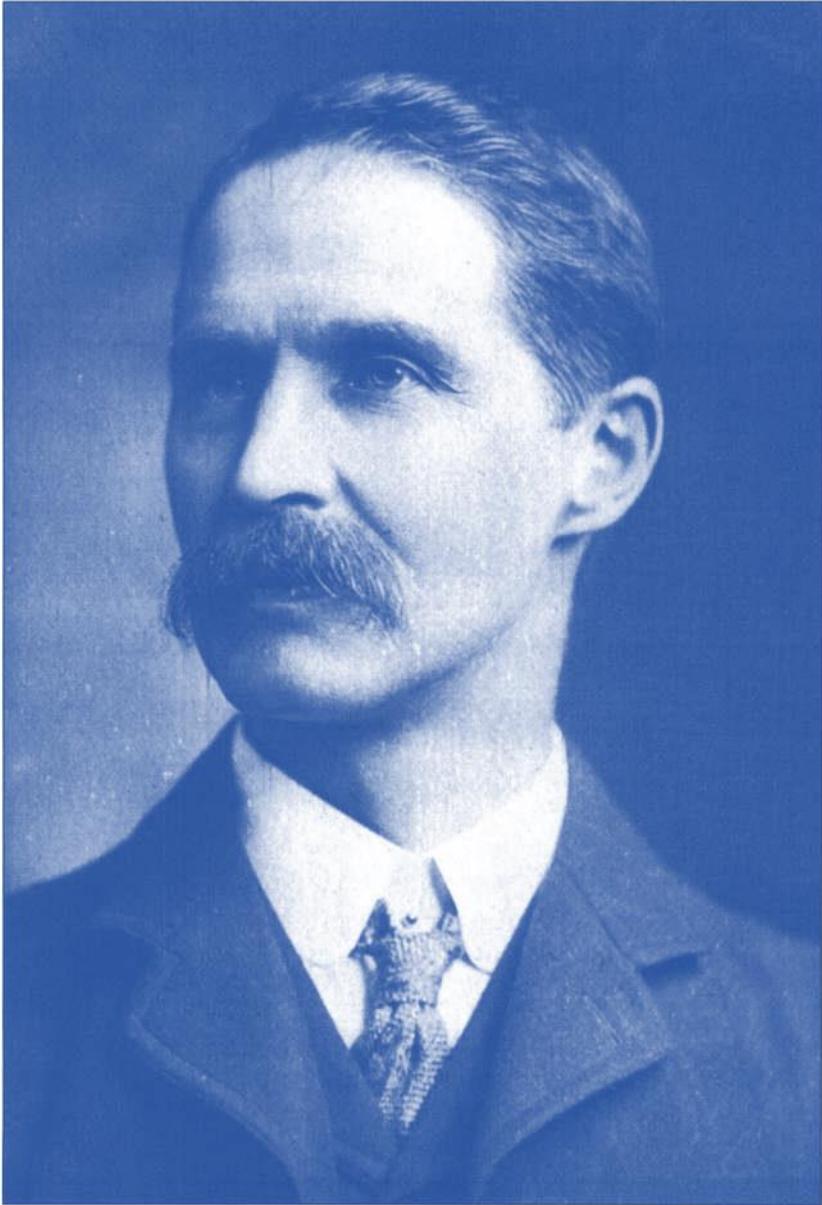
Als Kolonialminister hat Churchill die Aufgabe, das immer mehr nach Selbständigkeit strebende Ägypten unter der Maske der Humanität in neue Fesseln zu schlagen, oder vielmehr die machtpolitische Bevormundung jenes Staates mit seinem breiten Rücken zu decken.

Mehr und mehr treten seine Absonderlichkeiten in Erscheinung. Churchill leidet unter Anfällen von Verfolgungswahn. Fast ständig nimmt er die teuersten Ärzte Londons in Anspruch. Keiner vermag die Folgen eines ganzen Lebens wegzuhexen.

Überzeugt, dass Feinde ihn umlauern, baut Churchill um sein Landhaus in Kent eine Mauer. Ja, er höchstpersönlich baut sie! Keinem Handwerker überträgt er die Arbeit, sondern er stellt sich mit der Maurerkelle selbst in den Garten und schichtet Stein auf Stein.

Kaum ist das Werk beendet, da reisst er die Mauer wieder ein und beginnt von vorn, um eine noch festere und noch höhere Umfriedung seines Anwesens zu bauen. Das geht ununterbrochen so weiter – jedesmal nach Fertigstellung der Mauer reisst er sie nieder und baut abermals von vorn.

Seine Bekannten erzählen, er fürchte, richtige Maurerleute, übertrüge er ihnen die Arbeit, könnten in den Schutzwall eine Höllenmaschine einbauen oder die Mauer so anlegen, dass sie eines Tages über ihm Zusammenstürze. Die englische Maurergewerkschaft erlaubt sich den

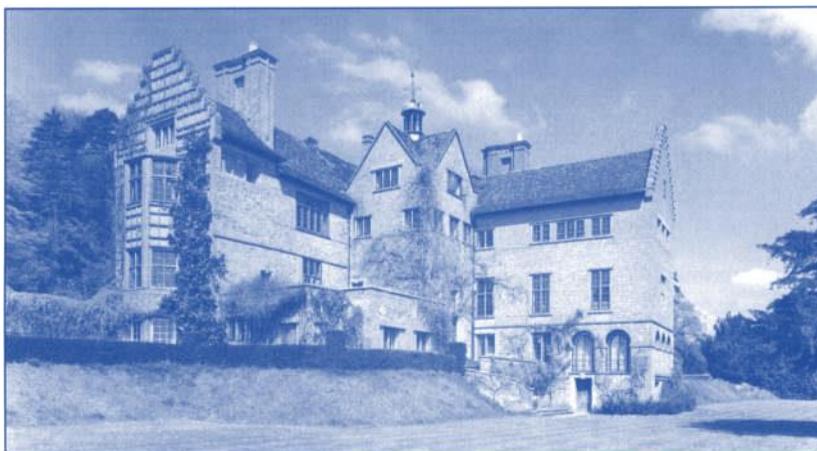


*Andrew Bonar Law (\* 16. September 1858 in Kingston, New Brunswick, Kanada; † 30. Oktober 1923 in London, England).*

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Ein Freimaurer beim Mauern...*



*Chart well Mansion liegt circa zwei Meilen südlich von Westerham in der Grafschaft Kent in England. 1922 erwarben Winston Churchill und seine Frau Clementine das Anwesen von der Familie Campbell-Colquhoun, die es seit 1845 besessen hatte.*

Spass, Mister Churchill zum Eintritt in ihre Organisation aufzufordern – allerdings könne sie ihn nur in die Gruppe der «Ungelernten», das koste aber auch nur vier Schilling Monatsbeitrag. Damit sind aber die absonderlichen Liebhabereien des «Staatsmannes» W. C. noch nicht erschöpft.

Gleich nach dem Kriege hat er sich eine elegante Yacht zugelegt, mit der er Reisen bis nach Afrika unternimmt. Für die zahlreichen Wintergäste seines Landhauses gibt es ein feudales warmes Schwimmbassin – man kann in einem anderen Raum ein ungewöhnliches, teichartiges Aquarium mit seltenen Goldfischen und im Park schwarze Schwäne bewundern, obendrein auf dem Riesengrammophon stets die neuesten Schlager hören, deren Texte Churchill auswendig kennt...

Überall wimmelt es von Karikaturen Churchills in den Zeitungen, die nicht an die ihn stützende Clique gebunden sind. So zeigt man ihn gern am Gestade der Riviera vor einer Staffelei. Er trägt dann einen langwallenden weissen Mantel mit Sonnenkapuze und malt Landschaften! Das nach seiner eigenen Meinung künstlerisch wertvollste Bild ist ein Stillleben: zwischen Whiskyflaschen ein Wasserkrug und zwei Kristallgläser. «Dies», versichert er stolz, «ist mir der liebste Anblick auf der Welt. Darum soll er mich auch im Bilde überleben!»

Er stellt die Bilder sogar in Paris aus — denn auch als Künstler möchte er noch «Ruhm» ernten.

Das Jahr 1921 bringt endlich für Churchill wieder einmal den nötigen Lärm, den er braucht, um glücklich zu sein. Die Wahlkämpfe geben ihm Gelegenheit, die tollsten Reden zu halten – Reden, die er je nach der Art seiner Zuhörerschaft zurechtfeilt und die alle nur einen Zweck verfolgen: ihm bei der nächsten Regierungsbildung den Posten des Schatzkanzlers zu sichern, der ja bekanntlich das spätere Anrecht auf den Rang des Premierministers in sich trägt.

In Manchester legt Churchill am 8. Juni 1921 gehörig los gegen Deutschland – gegen das unter der Not der ersten Nachkriegsjahre fast zusammenbrechende Deutschland wohlverstanden, das doch eigentlich, da es «besiegt» und keinerlei Militärmacht mehr ist, ein für Churchills Vorstellungen ideales Deutschland sein müsste.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Robert Stevenson Horne, 1. Viscount Horne of Slamannan (\* 28. 2.1871; † 3. 9.1940) war 1921/22 britischer Schatzkanzler.*

«Leider haben die englischen Staatsmänner sich bisher nicht entschlossen, Frankreich ein für alle Zeiten bindendes Beistandsversprechen zu geben. Das 40-Millionen-Volk der Franzosen fürchtet den Druck des 70-Millionen-Volkes der Deutschen, das mit einer bewundernswerten Kraft die Arbeit wieder aufzunehmen beginnt. Sollte es Deutschland gelingen, in vierzig oder fünfzig Jahren (!) seine Schulden an uns abzubezahlen, wird es Herr jeden Marktes in der Welt sein und die grösste Ausfuhrmacht, die man je kannte.»

Selbst vor einer Entwicklung, die 40 oder 50 Jahre nach Churchills Schätzung in Anspruch nehmen muss, fürchten sich nach seinen Worten England und Frankreich! Das ist allerdings schlimm. Da hätte man also nicht nur die unmenschlichen Reparationslasten ersinnen, nicht nur ganze Völkerstämme und weite Landschaften vom Deutschen Reich abtrennen, nicht nur die Kolonien in die eignen weiten Taschen stecken dürfen, sondern man hätte ganz einfach siebzig Millionen Deutsche hinrichten lassen müssen, um sich endlich nicht mehr vor dem Tüchtigeren ängstigen zu brauchen!

Trotzdem klingt selbst den Engländern diese Posaune verstimmt. Sie lassen Mister Churchill bei der Wahl glatt durchfallen. Premierminister Bonar Law bietet nun nicht Churchill, sondern Sir Robert Horne das Schatzkanzleramt an.

Wieder einmal steht Churchill ausserhalb.

Er brütet Rache. Der Versuch, mit dem reichlich zweifelhaften Zeitungs- und Rennstallbesitzer Lord Birkenhead und dem von der offiziellen Politik wieder einmal verärgerten Lloyd George eine eigene Partei zu gründen, misslingt, weil ihr ebenso einflussreicher wie millionenschwerer Gesinnungsfreund Sir Robert Horne von Bonar Law in die Regierung berufen wurde und nun natürlich nicht mehr mitmacht. Churchill wartet die Wahlen vom Februar 1924 ab. Bis dahin bleibt er der Mann der Liberalen Partei. An diesem Tage nun, da er sieht, dass das Spiel der Liberalen verloren ist, dass die Meinung sich wieder den Konservativen günstig zeigt, fordert er als liberaler Kandidat die Wähler auf, – konservativ zu wählen!

Durch die Stimmen aus Oxford kommt er zwar auch dieses Mal als liberaler Abgeordneter wieder ins Unterhaus, aber schon im November 1924 schliesst er sich öffentlich den Konservativen an.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Frederick Edwin Smith, 1. Earl of Birkenhead (\* 12. Juli 1872 in Birkenhead, Cheshire; † 30. September 1930 in London).*



*Stanley Baldwin, 1. Earl Baldwin of Bewdley (\*3. August 1867 in Bewdley, Worcestershire; † 14. Dezember 1947 in Astley Hall bei Stourport-on-Severn).*

Muss man so viel Charakter nicht belohnen?

Premierminister Baldwin holt sich Winston Churchill als – Schatzkanzler!

Jetzt sitzt er da, wo er schon lange sitzen wollte, auf dem Sprungbrett, von dem üblicherweise die Premierminister geholt werden.

Er nutzt die kriegsmüde Stimmung des Volkes aus, um sich bei den Steuerzahlern, die er einst so tüchtig auspowern liess, einzuschmeicheln. Mit einigen Federstrichen beschränkt er die

Ausgaben für die Flotte auf eine unverhältnismässig kleine Summe – er, der einst gar nicht genug Vermögen zum Flottenbau verwirtschaften konnte!

Dafür gibt es zwei tiefere Gründe. Seit Langem schon hat Churchills Bruder die tief gesunkenen Rüstungsaktien gegen Banken- und Wirtschaftswerte eingetauscht. Sofort hat sich Churchills Denken geändert.

Obendrein haben die Rüstungsfabriken noch immer uneingelöste Forderungen zu präsentieren. Sie sind gegenwärtig nicht sehr kreditfreudig. Asien braucht Waffen und zahlt bar!

Jetzt ist es Churchill, der am 2. Mai 1925 in der Alberthall in einer Rede vor der hochfeudalen Primrose-League ein Bündnis Englands,



*Die Primrose-League Star-Medaille.*

Frankreichs, Italiens und Deutschlands gegen Russland vorschlägt. Seine neueste Furcht ist Russland, das Land der unerschöpflichen Rohstoffquellen, des aus jahrhundertlangem Stumpfsinn in eine nur dem Materialismus dienende gewaltige Organisation gepressten Volkes.

### **Charly Chaplin und Winston Churchill – Arm in Arm**

Reklame für die eigene Person hat Winston Churchill schon immer geschätzt. Seit den Tagen der Veröffentlichung seiner ersten hochbezahl-



*Sir Charles Spencer Chaplin jr., bekannt als Charlie Chaplin (\* 16. April 1889 vermutlich in London; † 25. Dezember 1977 in Vevey, Schweiz).*

ten «Frontberichte», in denen er sich selbst als Held feierte, bis hin zum fünfzigjährigen, mit Bäuchlein und Hängebacken gesegneten Minister hat sich darin für ihn nichts geändert. Im Gegenteil, er wird immer skrupelloser in der Anwendung von Mitteln, die ihm geeignet erscheinen, seinen Namen in jedem nur möglichen – und oft sogar unmöglichen! – Zusammenhang in die Zeitungen zu bringen.

«Vom Winkelartisten zum Hollywood-Star» lautet die Überschrift eines Interviews im «Evening Standard», das den jüdischen Filmschauspieler Charly Chaplin verherrlicht und ihn als den «grössten Humoristen der Menschheit» preist. Kein Zweifel, Charly Chaplin kann in jenen Tagen als Weltberühmtheit gelten. Es steckt in dieser Berühmtheit

vielleicht ein tieferer Sinn. Wodurch wurde Chaplin bekannt? Durch die Darstellung eines heruntergekommenen Menschentyps, der überall im Wege ist und sich doch mit einer Schlaueit, die man von einem so unscheinbaren Kerlchen gar nicht erwartet, raffiniert durchschlängelt. Selbst Hünen an Körpermass und Kraft überlistet er – er «seift sie», nicht nur filmbildmässig, ein, grinst, nimmt ihr Geld, ihre Braut, ihr Auto, spielt in ihrem Hause den noblen Herrn – immer auf Kosten anderer. Sein Gesicht verrät niemals die geringste menschliche Regung. Nur die Augen scheinen in diesem Gesicht zu leben. Sie beherrschen zwei Ausdrucksformen: ungeheuren, nach innen lohenden Hass und ein als Harmlosigkeit getarntes untertäniges, fast hündisches Betteln: «Tu mir nichts, ich bin ja so klein ...» Durch alle Filme wandert Charly Chaplin mit weit nach aussen stehenden Zehen, im echten Watschelangang des plattfüssigen Wüstenwanderers, der seine Rasse niemals verleugnen kann. Er unterstreicht dieses Erkennungszeichen, biegt es ins Groteske um. Und wie er auch immer die Menschen übers Ohr haut, mit seinen heimtückischen Streichen foppt – am Ende mimt er wieder den Bedauernswerten, der nichts hat und nichts ist und, dem ewigen Juden gleich, weiterwandern muss, irgendwohin, ins Endlose, ins Nichts ...

Im gewissen Sinne ist Charly Chaplin, zum Teil sogar bewusst, Mensch gewordenes Symbol aller jüdischen Kunstmake, auf seine Art der Propagandist des Hebräertums, indem er mit frecher Rührseligkeit und ausgeklügelter Situationskomik Bedauern für seinen Typ, den Juden schlechthin, erweckt. In Wahrheit lebt dieses «bescheidene Männlein» in Hollywood in einem feenartigen Palast. Er besitzt ein Bankkonto über Millionen Dollars, ist Inhaber eines Filmkonzerns, beteiligt sich an Industrieunternehmungen, führt also vollkommen das Leben der herrschenden Schicht der angelsächsisch-amerikanischen Plutokraten, obgleich er tatsächlich einmal ein Habenichtes gewesen ist. Mit einem Trick der Darstellung – und man sagt sogar, mit einem von einem anderen Artisten unverfroren kopierten Trick – hat er sich auf Höhen des Ruhms und des Reichtums geschwungen.

Charly Chaplin wird während einer Rundreise durch England zum Londoner Presseball eingeladen. Auch Churchill ist anwesend.

Und wie es so geht auf öffentlichen Veranstaltungen dieser Art – niemand beachtet den rundlichen Herrn, der mit einem verdrossenen Gesicht inmitten einer grösseren Gesellschaft in einer Loge des Ballsaales sitzt und ein Glas Champagner nach dem anderen trinkt und doch nicht in Stimmung kommt: Winston Churchill ganz privat!

Ein Staatsmann, sollte man denken, wird gern ein paar Stunden ausserhalb der Öffentlichkeit besonders geniessen, wird froh sein, nicht dauernd von jubelnden Volksmengen umgeben zu sein, sondern gern einmal von seinen Amtsgeschäften und seiner Popularität verschnaufen zu dürfen. Churchill scheint anders zu empfinden – er ist auch nicht mehr eigentlich volkstümlich, er war es niemals, nur ein paar Monate während des Weltkrieges, und damals enttäuschte er seine Anhänger sehr schnell.

Als Charly Chaplin den Saal betritt, wird er umdrängt von Hunderten von Verehrern. «Hoch Chaplin!» gellen Rufe. Würdige Ladies und schlankbeinige Girls, alte Jungfern und unbefriedigte Frauen betteln den Flimmerclown um Autogramme an.

Einige Zeit betrachtet Churchill das Treiben. Auf seiner Stirn kerben sich zwei scharfe Querfalten ein, Zeichen angestregten Nachdenkens. Plötzlich, das Gedränge um Chaplin lichtet sich ein wenig, füllt er selbst zwei Gläser mit Sekt, steht auf und geht, in jeder Hand ein Glas, auf Chaplin zu.

«Platz!» ruft er mit seiner redengewohnten Stimme den Menschen zu.

Einige erkennen ihn, lachen, machen sich einen Spass daraus, ebenfalls zu schreien: «Platz da für Winston Churchill!» Ja, irgendwo spottet jemand laut: «Der Clown des Unterhauses will seinen Kollegen vom Film begrüssen!»

In dem allgemeinen Durcheinander fällt diese Bemerkung natürlich unter den Tisch. Wichtig pflanzt sich Winston Churchill vor dem dünnen, zu ihm hinaufgrinsenden Filmstar auf, drückt ihm ein Glas in die Hand, wendet sich mit feierlicher Miene an die Versammlung, die nun einen achtungsvollen Halbkreis um die beiden Männer beschreibt, und hält eine Rede aus dem Stegreif, eine echt Churchill'sche Rede!

«Dieses Glas», sagt er, «will ich für Sie alle auf Charly Chaplin leeren!» Er prostet Chaplin zu und trinkt auf einen Zug aus. «Für Sie alle!»

wiederholt Churchill. «Wenn ich das sage, so meine ich nicht nur die hier Anwesenden, die das Glück haben, Charly Chaplin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, diesen grossen Künstler und bescheidenen Menschen – ich meine England, ja, ich meine Europa, ich meine die ganze zivilisierte Welt! Charly Chaplin ist einer von uns. Er hat ein grosses Ding vollbracht, da er rings um den Erdball Spass und Laune, Humor und Gelächter verbreitet und dadurch alle Schranken zwischen den Nationen niederlegt und allen Klassen, einerlei ob sie sich bekämpfen oder verbrüdern, Glück bringt! Nur zu kurzem Besuch weilt Mister Chaplin in London – wir wollen nicht versäumen, ihm zu versichern, dass wir seine Kunst verstanden haben, dass wir begreifen, wie innig er für alle diejenigen eintritt, die überall Heimatlose sind. Und dabei bringt er uns zum Lachen. Ladies und Gentlemen, dieser Charly Chaplin ist ein famoses altes Haus! Three cheers to Charly Chaplin!»

Dieses wissen am nächsten Tage die Zeitungen zu berichten. Churchills Name ist genannt. Auch wird der lärmende Erfolg erwähnt, den seine Rede erntete. Niemand macht sich Gedanken über den Sinn dieser Huldigung, die ein englischer Minister einem Spassmacher zuteil werden liess. Selbst im sonst so prüden London sagt keine Seele, Churchill habe sich vielleicht ein wenig vorbeibennommen ...

### **Sarah geht tanzen**

Um diese Zeit nehmen die privaten Dinge den Herrn Schatzkanzler Seiner Majestät stärker in Anspruch als die Politik. Die Kinder zeigen ihren eigenen Kopf. Es sind die jungen Menschen jener englischen «Nachkriegsgeneration», die sich von den angeblichen «Siegern des Weltkrieges» nicht imponieren lassen will und alles Vergangene stark in Zweifel zieht.

Der Sohn Randolph treibt sich in Filmateliers herum und mimt für seines Vaters Geld gar hin und wieder den «Regisseur». Der Ehrgeiz der Familie drängt hier plötzlich zur flimmernden Leinwand. Ein Winston Churchill muss davon bitter enttäuscht sein, denn sein einziger Wahlspruch heisst: Macht.

Sarah, Churchills Lieblingstochter, hat von der Mutter eine bestechende äussere Erscheinung ererbt, ist ein kapriziöses, quirlend leben-



*Randolph Frederick Edward Spencer-Churchill (\* 28. Mai 1911 in London; † 6. Juni 1968). In den dreissiger-Jahren war Randolph Churchill, der durch sein gutes Aussehen und seine sorgfältig ausgewählte Kleidung auffiel, einerseits ein landesweit bekannter junger Dandy, galt andererseits jedoch aufgrund seines exzessiven Alkoholkonsums, seiner Unmanierlichkeit und seiner cholерischen Art in der besseren Gesellschaft als ein *Enfant terrible*. Der junge Churchill wird in praktisch allen Aussagen von Personen, die ihn kannten, als sehr launischer und temperamentvoller Mensch beschrieben. Bereits in seiner Jugend galt er als übermässig redselig*

*und altklug. John Colville, der Privatsekretär seines Vaters, nannte ihn rückblickend «one of the most objectionable people I have ever met» (dt., «eine der unangenehmsten Personen, die mir je begegnet sind»). Eine nicht unerhebliche Rolle im Zusammenhang mit Churchills notorischen Tobsuchtsanfällen wird dabei seinem schon in frühen Jahren einsetzenden, exzessiven Alkoholkonsum zugeschrieben. So pflegte er bereits als Achtzehnjähriger täglich mehrere doppelte Brandys zu trinken.*

diges Geschöpf, schwarzhaarig, mit sprühenden Augen gleicht sie eher einer überzüchteten Kreolin als einer Angelsächsin.

Das grosse Ereignis rückt heran: Sarah macht ihren ersten Besuch bei Hofe und ist nun in die Gesellschaft eingeführt. Lady Churchill kann sich nach einer passenden Partie unter den reichen Leuten aus dem Bankfach oder der Industrie, unter den Lords und Earls umsehen.

Die Wahl fällt auf einen Vetter der jungen Dame.

Für den Herbst planen die beiden elterlichen Parteien die Verlobung.

An einem sonnigen Tage, nach Erledigung seiner ministeriellen Geschäfte, schlendert Winston Churchill zu Fuss durch die Bondstreet, an seiner mächtigen Upman<sup>5</sup> paffend. Vor der Auslage eines Juweliers

---

5 Zigarrenmarke



*Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm... – Die ebenfalls oft in der Öffentlichkeit besoffene Tochter Churchills, Sarah (\* 7. 10.1914; † 24. September 1982), wird von US-Cops abgeführt.*

bleibt er stehen. Ein Halsschmuck fesselt ihn. Vielleicht, überlegt er, würde Evelyne ihre Freude daran haben. Evelyne ist keineswegs Frau Churchill, vielmehr ist es eine reizende junge Stenotypistin, die, seit Churchill ihr vor einem Jahre begegnete, nicht mehr Schreibmaschine klappert, sondern eine entzückende Junggesellenwohnung nahe dem Hydepark bewohnt und ihren Gönner recht oft zum intimen Tee empfängt.

Gerade will Churchill das Juweliergeschäft betreten, als er im Spiegel der Auslage die Gesichter zweier junger Menschen erblickt. Sie lächeln einander zu.

«Niemals», sagt der junge Mann, «werde ich dir diese Edelsteine kaufen können, Sarah!»

«Warum auch?» erwidert das Fräulein. «Sobald ich öffentlich auftrete, werde ich unabhängig sein. Dann können wir zusammen durch die ganze Welt reisen, Vic. Wäre das nicht herrlich?»

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

«Herrlich? Vielleicht!» mischt sich Churchill unversehens ein. «Aber das wird niemals geschehen!» Er will dem jungen Menschen, der ganz verwirrt den Hut zieht, eine Standpauke halten. Aber Sarah, Churchills Tochter, stampft mit dem Fusse auf.

«Bah! Ich bin volljährig, Papa. Du wirst meine Entschlüsse nicht ändern können!»

Churchill muss sehr bald erfahren, dass auch ein englischer Minister ein hübsches Mädels nicht zwingen kann, nach seinem Kopf zu leben. Sarah hat in aller Heimlichkeit Tanzunterricht genommen. Sie soll bei der Herbstpremiere der Revue zum erstenmal öffentlich auftreten – zudem so gut wie unbekleidet!

Zwar sieht Mister Churchill sich gern mal eine Pariser oder Londoner Nacktrevue an, aber es gelüstet ihn nicht, sein eigen Fleisch und Blut vor der City ausgestellt zu sehen.

Mit grossen finanziellen Opfern erreicht er endlich, dass der Londoner Theaterdirektor den Vertrag löst.

Sarah lässt sich trotzdem nicht umstimmen. Mit Vic Oliver, dem halbjüdischen Kabarettmusiker aus Brünn, der eigentlich Viktor Samek heisst und in den sie sich rettungslos verknallt hat, fährt sie nach Paris, erzählt die ganze Geschichte den Reportern und entfesselt als Mister Churchills Tochter, zur Zeit Revuegirl, eine richtige Sensation.

«Haben Sie keine Furcht vor dem ersten Auftreten?» fragt ein Pariser Interviewer die junge Dame bei einem Besuch in der Künstlergarderobe, wenige Minuten vor der Premiere.

Sarah Churchill lacht ihn aus.

«Unsinn! Oft genug bin ich mit meinem Vater auf Wahlreisen gewesen. Ich kenne kein Lampenfieber. Damals verlor ich jede Scheu vor dem Publikum. Wir sind nicht selten auf Wahlversammlungen ausgepiffen worden. In Liverpool bewarf man uns sogar einmal mit faulen Eiern. An Gelächter und Zwischenrufe bin ich gewöhnt und lasse mich dadurch genau so wenig wie mein Vater aus der Fassung bringen.»

Das steht am nächsten Tag wörtlich im «Paris Soir», und rings um die Boulevards brandet das spöttische Gelächter der Franzosen, deren Antipathie Churchill sich im Weltkriege gründlich verdient hat.

Es stimmt: Niemals liess sich Churchill aus der Ruhe bringen. Diesmal aber möchte er aus der Haut fahren: nicht einmal die schönsten Bündnisverträge mit Frankreich ermöglichen es ihm, seine Tochter von der Pariser Revuebühne herunterholen zu lassen.

Kaum hat Churchill diesen Schlag überwunden, fällt er abermals aus allen Wolken. In einem Zeitungsbericht über eine Tingeltangelvorstellung in Soho erscheint fettgedruckt der «gute alte Name»:

«Eine Sensation des Programms ist Miss Diana Churchill in ihrem geheimnisvollen Verwandlungsakt, der eine Hinrichtung auf offener Bühne zeigt. Die Zuschauer vergiessen Tränen, sobald der reizende rotblonde Kopf dieser interessanten Artistin von einem muskulösen Neger mit funkelndem Schwert abgeschlagen wird und staunen über die Kunst der Illusion, wenn der abgeschchnittene Kopf neben dem Stuhl Miss Churchills liegt, ohne dass auch nur ein Tropfen Blut fliesst. Mit echt schauspielerischer Begabung spielt die soeben erst Hingerichtete einen humorigen Sketch, der ihr, wie wir hören, für die nächste Saison ein Engagement an eine der führenden Komödienbühnen eingetragen hat.

Zornrot im Gesichte, zerknüllt der Schatzkanzler Seiner Majestät die Zeitung – aber aus der Szene, die er Diana in der ersten Aufwallung machen will, wird nichts. Er weiss im Voraus, dass auch Diana ihn verlassen würde wie Sarah und Randolph ihn verlassen haben. Sie haben den Charakter der Churchills, den unbeugsamen Eigensinn des Vaters und seinen ungewöhnlichen Geltungsdrang und dazu die extravaganten Einfälle der Mutter, ihren mit negroiden Einflüssen durchsetzten lärmenden Amerikanismus.



*Diana Spencer-Churchill (\* 11.7.1909; † 20.10.1963) war die älteste Tochter Winston Churchills.*

Alles dies geht Churchill durch den Kopf, und anstatt Diana die Hölle heiss zu machen, wird er zum Förderer ihrer Schauspielsucht. Er sorgt dafür, dass sie bevorzugt mit Rollen bedacht und nach kurzer Zeit an ein vom Londoner High life anerkanntes Theater verpflichtet wird.

Churchill schweigt sogar zu der Ehe Dianas mit Duncan Sandep, einem jüngeren Politiker, der geldfressenden Neigungen huldigt und in einem viel Staub aufwirbelnden Korruptionsprozess die Hauptrolle spielt. Das Kabinett enthebt ihn endlich seines Amtes.

Damit ist auch die grosse Zeit Churchills vorbei.

Es geht wenig aufregend zu in der Welt. Auch ein englischer Minister muss in seinem Privatleben eine gewisse Haltung bewahren. Da Churchills Privatleben neuerdings manchen dunklen Punkt aufweist, nimmt man ihm 1929 das Schatzkanzleramt weg. Er hat nun keine Aussicht mehr, Premierminister zu werden. Er ist ein erledigter Mann. England bedarf seiner gegenwärtig nicht.

## **Seines Lebens Sinn**

## Langeweile züchtet Neid

Winston Churchill hat jetzt viel Zeit, zuviel Zeit für seinen Geschmack. Er ist es gewöhnt, immer irgendwie und irgendwo Anteil an den grossen Geschehnissen jener politischen Bühne zu haben, die seine Welt ist. Plötzlich ist er kaltgestellt, für immer.

Wohl grüsst man ihn noch in der City aus alter Angewohnheit. Wohl findet er im Klub die alten Bekannten bei ihren Zeitungen, ihrem Whisky, ihrem Gesellschafts- und politischen Klatsch wie «zu seiner Zeit».

Aber es ist ein eigenartiges Gefühl, so draussen zu sitzen, zuhören zu müssen und nicht mehr den Ton anzugeben.

Aus dem immer Betriebsamen wird zwangsweise ein Beobachter. Und dieser Beobachter erkennt, dass in aller Stille die Welt eine andere geworden ist. Solange er mit Geschäften überhäuft war, hat er geglaubt, das Leben gehe seinen gewohnten Gang. Jetzt erkennt er, dass er sich getäuscht hat.

Ist es denn überhaupt noch das alte England? Hat dieses England, wie es heute ist, einen Krieg «gewonnen»?

Fast kann er es nicht glauben. Erst jetzt sieht er den grossen Wandel allerorten. Die Riesenbesitzungen der englischen Adelsgeschlechter sind überschuldet und durch den Krieg und seine Nachwirkungen verwairstet. Auch die reichen Leute in England müssen ja neuerdings Steuern bezahlen, und nicht wenig. Sie lösen also ihre Grossgrundbesitzungen auf und verkaufen Wochenendgrundstücke. Sie verlassen in Scharen ihre Londoner Paläste und bauen sich kleine, wirtschaftliche Landhäuser. Ihre Lebensführung wird unter dem Druck der Verhältnisse bescheidener.

Zu spät – das Dasein der breiten Volksmassen lässt sich dadurch nicht mehr auf eine höhere Stufe erheben. Zuviel Wohlstand ist sinnlos vergeudet worden. Neuerdings ist auch in Grossbritannien die Arbeitslosigkeit ein Problem. Es gibt auf den Strassen blutige Zusammenstösse zwischen hungernden Demonstranten, die vom Minister Hilfsmassnahmen erreichen wollen, und der wie immer rücksichtslos vorgehenden Polizei.

Alles das ist ähnlich wie drüben in Deutschland.

Churchill richtet seine Augen über den Kanal. Ja, es mag in England beinahe zugehen wie in Deutschland. Nur eines ist grundverschieden: die Arbeitsintensität des deutschen Menschen, sein Erfindergeist, seine Fähigkeit, sich auch der schwierigsten Lage anzupassen, finden nirgends auf der Welt ihr Gegenstück.

Und in diesem unter der Not seufzenden, von den Siegern geknechteten Deutschland bahnt sich etwas Neues an. Eine gläubige, entschlossene Gefolgschaft hat sich um einen einzigen Mann geschart, der ein Programm des Ausgleichs verkündet, der jedem Stand seine eigene Ehre und sein eigenes Recht geben, der die Arbeitslosigkeit beseitigen und die Ketten von Versailles brechen will.

Aus einigen Dutzend Anhängern werden hunderte, aus hunderten zehntausende. Jetzt sind es schon Millionen!

In London und Paris, ja, selbst in Berlin witzelt man über die «politischen Phantasien mit dem Hakenkreuz». Man nimmt sie nicht ernst, hält die ganze Sache für eine vorübergehende Erscheinung, die sich ganz von selbst überleben wird. Hohn und Verachtung, behauptet man, seien die besten Waffen gegen solche Überspanntheiten, die vor den Forderungen der Wirklichkeit nicht bestehen könnten.

Churchill lässt sich dadurch nicht beirren. Nachdenklich und lauernd verfolgt er das Geschehen am anderen Ufer der Nordsee. Hat er nicht selbst das werden wollen, was man bei ihm zu Lande einen «Volksführer» nennt? Er wollte es jedoch werden, um sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, um aus einem abenteuernden Habenichtes einer derjenigen zu werden, die an der Spitze jener Kreise stehen, die in England zu bestimmen haben. Dazu benutzte er als geschickter Parteiredner die Gläubigkeit, die Hoffnungen und den Opfermut der Massen des Volkes. Es ist ihm gelungen, zu Ehren und Reichtümern zu gelangen, sich einen Namen zu machen und in der ganzen Welt bekannt zu werden. Die Liebe seines Volkes freilich konnte er mit jenen Methoden nicht erringen. Das gelang vielleicht einem Cromwell und einem Pitt – aber sie waren Männer, bereit zu kämpfen und zu sterben für einen zündenden Gedanken, mochte er richtig oder falsch sein.

Und jener Unbekannte, der drüben in Deutschland aufgestanden ist, ein früherer einfacher Gefreiter der grauen Riesenarmee des Weltkrie-

ges, ein Mensch mit einem Massenschicksal – hervorgegangen aus Not, Hunger, Arbeitslosigkeit; keiner von denen also, die schon bei der Geburt alle guten Gaben des Lebens empfangen haben, dieser Begründer und Führer einer neuen Partei – das spürt Churchill sofort – ist ein Mensch, der nach wahrer Grösse strebt.

Von nun an studiert Churchill das Problem Deutschland abermals, und zwar unter einem ganz neuen Gesichtspunkt. Der abgedankte, zwar mit Ehren und Titeln und Geld überhäufte Politiker Churchill erkennt jetzt erst, welche geheime, weder sich noch anderen eingestandene Sehnsucht er alle Tage seines Lebens im Herzen trug: ein Held zu sein, eine seine Zeit überragende Gestalt, ein Mensch, der seinem Jahrhundert den Stempel aufdrückt.

Hier beginnt zum erstenmal so etwas wie eine innere Tragödie des alten Rosstäuschers auf dem «Markt der Weltgeschichte». Schliesslich rollt auch in seinen Adern noch das Blut des ersten Herzogs von Marlborough, des Draufgängers, der im Kugelregen seinen Mann stand, der nicht aus sicherem Hinterhalt auf wehrlose Opfer schoss, nicht vor dem Feinde ausriss wie sein Nachfahr bei Antwerpen, sondern dreinhieb und seinen Soldaten voranstürmte – mochte es auch aus Raubgier sein. Zur Erkenntnis dieses Blutes erwacht Churchill erst jetzt, da er Hitler in Deutschland seinen Weg antreten sieht.

Gewiss, er glaubt nicht, dass ein Mensch aus dem Volke nur die Pestbeulen der Welt aufzustechen braucht, um die Gesundung einer Epoche zu erreichen. Churchill ist viel zu fest davon überzeugt, die Ordnung der Welt und der auf ihr lebenden Menschen zu kennen. Er vertraut der Beharrungskraft des Eigennutzes, der in seinem eigenen Inneren und in allen seinen Handlungen immer den Sieg davongetragen hat, genau so, wie Eigennutz und Profitsucht den Weltkrieg entschieden. Aber trotzdem, ob er will oder nicht: der Mut, der heilige Enthusiasmus, die Furchtlosigkeit und der Stolz des deutschen Frontkämpfers zwingen ihn zu einer mit unterdrückter Furcht gemischten Bewunderung, die sofort in abgründigen Hass umschlägt, wenn Churchill spürt: so hätte ich, Winston Churchill, es beginnen müssen, um wirklich der formende Charakter meines Jahrhunderts zu werden!

Während bei jedem Geschehnis, das den Nationalsozialismus und seine Kämpfer in den Scheinwerfer der Weltöffentlichkeit rückt, die

greisen Gentlemen auf den Ministersesseln und in den Bankkontoren Londons nur grinsen und glauben, alles mit einer Handbewegung abtun zu können, beginnt Churchill sich ernsthaft mit der neuen deutschen Volksbewegung zu beschäftigen.

Eines sieht er sofort ein: mit oberflächlichem Spott ist sie nicht mehr zu erledigen. Die ewig Rückständigen in Deutschland weichen bereits Schritt um Schritt zurück. Immer weitere Schichten des deutschen Volkes werden von einem neuen Glauben durchdrungen.

Und Churchill ahnt schon weit mehr. Hitler will die Ketten von Versailles brechen – England will sie für alle Zeiten als Fesselung Deutschlands erhalten. Jene deutsche Bewegung ist jung. Sie hat nichts zu verlieren als das nackte Leben – die Machthabenden Englands, Frankreichs und die Völkerbundclique sind überaltert, müde, nur gefestigt durch eine Macht, die man für Geld kaufen kann. Da liegt die grosse Gefahr für England – für jenes England, das in Churchill und seinen Trabanten eine nahezu symbolhaft wirkende Verkörperung gefunden hat.

Dem Volksführer der Deutschen hat England, haben Frankreich und die befreundeten – das heisst durch reine Interessenpolitik oder Abhängigkeit mit ihnen innerlich und äusserlich verbundenen – Nationen nichts entgegenzustellen als den Typ des satten, behäbigen, im Kern konservativen und im Getue liberalen Plutokraten.

Churchill kennt die Geschichte zu genau, um nicht zu wissen, dass das Schicksal noch jeder Plutokratie Verfall und Niedergang war, sobald in den von ihnen unterdrückten oder bevormundeten Völkern der Opfermut erwachte und die Forderung nach gerechter Berücksichtigung ihrer Lebensansprüche erhoben wurde.

Er zieht die Lehre aus diesen Grübeleien und Beobachtungen: Nur zwei Wege, folgert er, gibt es, die Vormacht Englands für immer zu sichern. Entweder muss England jene neue deutsche Volksbewegung unter seinen Einfluss bekommen und für englische Zwecke einsetzen. Das ist ungeheuer schwierig, aber es lohnt den Versuch. Oder aber rücksichtsloser Kampf! Nicht Gleichgültigkeit, nicht Hohn, nicht Überheblichkeit können diesen Kampf zugunsten Englands entscheiden, sondern allein Verleumdung und Lüge! Er selbst hat ja schon vorJahrzehn-

ten begriffen, «welche wertvolle Rolle die Lüge im Dasein der Völker zu spielen vermag». Und er wird auch dieses Mal danach handeln.

### **Beinahe ein biederer Rentier...**

Was tut ein abgewrackter Politiker vom Schlage Churchills, wenn er ausgebacken hat?

Er setzt sich hin und schreibt seine Lebenserinnerungen. Von Zeit zu Zeit reist er ein bisschen umher und gaukelt sich selbst vor, dass er noch immer, wenn er nur wollte, auch könnte – aber er habe sich nun mal zur Ruhe gesetzt und damit Schluss!

Churchill schüttelt einen ganzen Sturzbach von Büchern über seine Mitwelt aus. Zunächst verarbeitet er den Krieg und seine Vorgeschichte. Er bleibt zwar nicht immer bei der Wahrheit, da er ja die Bedeutung der Lüge im Dasein der Völker mit englischer Mentalität hoch einschätzt – jedoch die Zeitungen nennen seinen Namen, und das ist ja die Hauptsache. Es ist beinahe, als wäre er noch immer dabei.

Und in gewissem Sinne ist er ja auch dabei. Seinen Platz im Unterhaus gönnt man ihm aus alter Gewohnheit. Bestimmte Bezirke haben ihn so oft gewählt, dass sie gar nicht mehr an eine andere Wahlmöglichkeit denken.

Der Witz Churchills ist zwar meckernder und verkalkter geworden. Das tut nichts. Man hört nämlich kaum noch auf ihn. Aber dann kommt doch der Tag, wo man die Ohren spitzt, als Winston Churchill aufsteht.

Es dreht sich nämlich wieder einmal um Mitteleuropa. Langsam ist den «grossen Staatsmännern» klargeworden, dass Versailles die rücksichtslose Ausnutzung der Gutgläubigkeit eines unbesiegten Feindes, die grösste Gemeinheit – vor allem aber die grösste Dummheit eines Zeitalters war. Überall kündigen sich neue Ordnungen an, entstanden aus Not und Niederbruch, und sogar im Gebälk der «alten Staaten», zu denen England sich so gern zählt, knistert es neuerdings immer verächtlicher.

Auf diese Anzeichen hat Winston Churchill seit Langem in seiner scheinbaren Zurückgezogenheit gewartet. Sein Plan ist gereift. Nun kann er wieder in die Handlung eingreifen – in einem dramatischen Augenblick.

Man schreibt den 24. November 1932. Churchill spricht im Unterhaus folgende Worte, die nicht oft genug ins Gedächtnis der Welt zurückgerufen werden können:

«Wenn die englische Regierung wirklich wünscht, etwas zur Förderung des Friedens zu tun, dann sollte sie die Führung übernehmen und die Frage Danzigs und des Korridors wieder aufrollen, solange die Siegerstaaten noch überlegen sind. Wenn diese Fragen nicht gelöst werden, kann keine Hoffnung auf einen dauernden Frieden bestehen.»

Warum, so fragt man sich, mag ein so ausgesprochener Deutschhasser, ein Mann, der blind und taub in seiner Wut gegen Deutschland ist, plötzlich eine so versöhnliche Sprache sprechen? Hat er einen lichten Augenblick? Ist er bekehrt?

Ganz einfach: Der grosse Memoirenschreiber Churchill hat auch die Lebenserinnerungen seiner Zeitgenossen studiert, die Bücher von Lloyd George und ebenso die Veröffentlichungen der Deutschen. Dabei hat er denn erkannt, dass eines der schwierigsten Probleme Danzig und der Korridor ist.

Wenn nun England – so überlegt er – Deutschland an diesem Punkte zu seinem Rechte verhilfe, so könnte England als Preis fordern, dass Deutschland Grossbritannien bei «irgendwelchen» späteren Aktionen in der Ostsee unterstützt. Und England möchte doch schon seit Jahrzehnten gern die Aalandinseln an sich reißen: ein Malta der Ostsee! Dazu kommt das Wort: «Solange die ‚Siegerstaaten‘ noch überlegen sind ...» Obendrein: Hitler, Churchill sieht es voraus, wird bald zur Macht gelangen. Vielleicht kann man ihn mit dem Danzigköder auf englisches Glatteis locken?

Auch hinter jener – übrigens zu nichts verpflichtenden – Geste verbirgt sich also nur Berechnung.

Im Winter 1932/1933 begibt sich in Deutschland das grosse, das endliche Erwachen. Jedermann weiss, dass zu den ersten Taten der nationalsozialistischen Volksführung das Aufräumen mit den in alle wichtigen Stellungen eingedrungenen Juden und die Wiedergutmachung der schlimmsten von diesen angerichteten Schäden gehört.

Die Juden der ganzen Welt schreien natürlich vor Kummer auf. Nun sollen ihre Glaubensgenossen, die sich bisher bei den gutmütigen und

nachsichtigen Deutschen so gut durchmästen konnten wie nirgends sonst in der Welt, Heimatlose, Vertriebene werden?

Im Jahre 1933 – dies scheint nur eine unbedeutende Tatsache, und trotzdem kann man so vieles von ihr ablesen! – wird Winston Churchills Sohn Randolph, der bisher nur filmischen Ehrgeiz bekundete, zum Präsidenten der «British Association of Makkabees», der britischen Vereinigung der Makkabäer, eines alljüdischen Verbandes, ernannt, dessen Aufgabe es ist, den «Kampfwillen des Judentums wachzuhalten».

Es ist zweifellos schon ungewöhnlich, dass ein «Goi», ein Nichtjude, Vorstand einer alljüdischen Vereinigung wird – da es sich aber um den Sohn Winston Churchills, des grossen Deutschenhassers, handelt, so hat es sicherlich doppelte Bedeutung. Denn auf diese scheinbar harmlose Weise verbinden sich zwei von Natur immer gegen ein starkes und stolzes Deutschland wirkende Kräfte.

Dass Churchill die Danzigfrage nicht angeschnitten hat, um Deutschland wirklich aus purer Grossmut zu seinem Recht zu verhelfen, lässt sich mit einem kleinen Geschehnis verdeutlichen, das einem jungen Hamburger in Oxford widerfährt.

Die einzelnen Studentengemeinschaften der englischen Universitäten haben unter den berühmten Leuten ihre Schutzherrn. Churchill ist der Patron einer Oxforder Studentengruppe, in deren Mitte sich Anfang 1934 ein junger Deutscher namens Schleppegrell befindet.

Es gehört zu den Gepflogenheiten, dass die Studenten bei einer «Diskussion» ihrerseits Fragen an die ehrenwerten Schutzherrn richten können, deren Beantwortung sich diese nicht entziehen können. Churchill hat sich bereiterklärt, zwölf Fragen zur Politik oder Geschichte zu beantworten.

Da nun Schleppegrell von seinen englischen Studienkameraden zu ihrem Sekretär erwählt wird in Anwesenheit des «Ehrenwerten Winston Churchill», und Churchill die Wahl bestätigen muss, tritt Schleppegrell auf den Politiker zu und sagt mit laut vernehmbarer Stimme:

«Mister Churchill, man wünscht, dass ich der unter Ihrem Patronat stehenden Studentengruppe als Sekretär diene. Bevor ich dieses mich

ehrende Amt annehme, muss ich Sie fragen, ob Sie an die Kriegsschuld Deutschlands glauben?»

«Jawohl, selbstverständlich!» erwidert Churchill brummig, da ihm ohnehin die ganze Sache nicht passt.

Augenblicks wendet der Student Schleppegrell Churchill den Rücken, grüsst die Studenten mit einer knappen Verbeugung und geht hinaus.

Sofort springen einige junge Männer auf, andere folgen. Bald sitzt Churchill allein. Draussen wird Schleppegrell bestürmt, die Wahl anzunehmen.

«Scheren Sie sich nicht um die Meinung eines alten Narren!» sagt man ihm. Das ist die wahre Auffassung junger Engländer über Churchill. Nur leider ändert sie nichts am verhängnisvollen Einfluss dieses Mannes.

Am 17. Juni 1934 hält Churchill im Konservativen Klub eine Hetzrede gegen das neue Deutschland, dem er vor zwei Jahren noch vor der ganzen Welt ein Recht auf Danzig und den Korridor zuerkannte. Und von nun an reisst seine Wichtigtuerei überhaupt nicht mehr ab.

Bedauerlich ist nur, dass die Engländer überhaupt nicht merken, wie lächerlich sich ihr einstiger «Erster Lord der Unfähigkeit» macht, und dass scheinbar niemand seine wahren Beweggründe im «Hitlerhass» zu entdecken vermag. Aber es greifen wohl zu viele Zahnräder ineinander. Das gesamte Judentum mit seinen weitverzweigten und oft auch ganz «unjüdisch» getarnten Verbänden, die den Plutokraten und den Juden hörige Presse und die Freimaurerlogen strahlen über das ganze Weltreich die Meinungsmache aus.

Sie wirkt sich umso stärker aus, weil die vergreisten englischen Politiker Tag um Tag mehr den Anschluss an die Entwicklung verpassen. Immer wieder sind sie von Ereignissen «peinlich überrascht», ohne zuzugeben, dass es sich um folgerichtige, naturhaft unvermeidbare Geschehnisse handelt.

Widersinnig und halsstarrig verrennt sich England anlässlich der Bereinigung der Abessinienfrage in den Schrei nach Sanktionen gegen Italien und macht sich das aufstrebende Imperium des Mittelmeers zum Feinde. Bis hart an den Rand eines Mittelmeerkrieges treibt die englische Regierung dieses verbrecherische Spiel, dann aber zuckt sie vor

den Konsequenzen zurück; vielleicht darum, weil sie durch die von Italienern für die Durchfahrt des Suezkanals zu entrichtenden Gebühren ein glänzendes Geschäft macht?

Im Mai 1935 gibt der deutsche Führer der Welt die Möglichkeit, für immer den Frieden zu sichern. In 13 Punkten entwickelt er ein konstruktives Programm. Während man überall fast benommen die Grosszügigkeit dieses Planes bewundert, geifert Churchill im Unterhaus.

«Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Meinung Platz griffe, dass durch diese Rede eine neue und besonders hoffnungsvolle Lage geschaffen ist!» kreischt er schwarzseherisch, warnt vor Fussangeln, vor Fallen, die Deutschland dem Inselimperium stellen will. Denn um keinen Preis gönnt er Hitler auch noch aussenpolitische Erfolge!

Winston Churchill kann sich nicht genug tun, der Regierung immer wieder ihre «Schwäche» vorzuhalten und ruft endlich am 24. Oktober 1935 den Unterhausabgeordneten zu:

«Italien konnte sich nur darum Abessinien nehmen, weil Deutschland ein einziges bewaffnetes Heerlager ist, vor dem Frankreich sich zitternd verbeugt! Machtpolitik heisst die Forderung der Stunde für England!»

Zu allem Überflus schreibt er am 31. Oktober im «Strandmagazin» eine einzige Sudelei über Deutschland, die in den Worten gipfelt: «Adolf Hitler ist geboren aus der Wut und dem Schmerz eines Landes, das eine vernichtende Niederlage erlitten hat.» So sieht sich die deutsche Regierung genötigt, endlich einmal entschieden gegen derartige Anpöbeleien zu protestieren.

Dann wieder, in einer seiner philosophisch getarnten Betrachtungen, die er zuweilen in Sonntagsblättern veröffentlicht, entschlüpfen Churchill Worte eines fast rührseligen Neides über die angeblich von ihm so verachteten Völker Deutschlands und Italiens: «Sie zeigen auf die finstere Felsenspitze, ihren Duce oder ihren Führer, die im Abendlicht ihren majestätischen Schatten werfen, und fragen uns, ob wir etwas Ähnliches besässen.» Kommt der alte Schreier und Geiferer zur Besinnung?

Nein, Churchill ist keiner Vernunft mehr zugänglich. Er hat in seinem aus Neid geborenen Hass längst heimgefunden zu den wieder Gewinn

versprechenden Pfründen der Rüstungsindustrie, hat seine alten Verbindungen von Neuem geknüpft und vertieft – denn Krieg wird sein, das spürt er in allen Gliedern! Krieg muss sein, weil sonst die alte, morsche Welt von selbst zusammenfiel.

Am 1 November 1935 versteigt er sich plötzlich zu einer Rede über die «deutsche Gefahr». Jetzt bezichtigt er die Regierung Baldwin, unter der er selbst vor Jahren die Flottenausgaben so stark beschnitt, ihre Pflicht zur Aufrüstung versäumt zu haben. Und in all seinem nervösen Geschrei verrät sich Angst:

«Dieses Deutschland ist mächtiger und stärker als jemals zuvor – Englands Machtstellung wird bedroht!»

Nur ein Mensch, der eine Vergeltung fürchtet, an die sein einstiger Gegner bis dahin nicht einmal denkt, kann so sprechen...

### **Die Gunst des Königs soll ihn retten**

**Mag** das Gerede Winston Churchills auch die Beziehungen der Völker unheilvoll zu vergiften drohen, noch immer lächelt man in Deutschland gern über sein ewiges Unglücksrabengekrächz. Er kommt auch in England nicht so schnell voran, wie er möchte. Aber hinter den Kulissen arbeiten schon wieder «die grossen Schachspieler», die ihn erneut auf einen Ministersessel heben möchten. Sie wissen, dass er dann für schönen Verdienst durch Staatsaufträge zu sorgen pflegt. Sie fürchten vor allem das Erwachen des englischen Volkes, das von ihnen allen Rechenschaft fordern könnte für Jahrhunderte der Unterdrückung, der Vergeudung und der Unterlassungssünden.

Sie alle haben Grund, einen Ausweg der Gewalt zu suchen.

Und das ist sehr notwendig. Bei der Pfundabwertung und beim grossen Börsenkrach von Wallstreet haben Churchills Freunde und Gönner allerlei Geld verloren. Der «richtige Schwung in der englischen Aufrüstung» könnte ihnen allen wieder auf die Beine helfen.

Ist es nicht sehr deutlich, wenn im September 1936 Churchill in Paris mit grossen Reden die erneut sich anbahnende Militär- und Seeallianz Englands und Frankreichs vorbereitet und Frankreichs Armee als «die schönste Armee der Welt» bezeichnet? – Er kann es nicht lassen. Er muss den Pferdefuss immer wieder zeigen. Und er glaubt dabei noch:

die Deutschen merken das nicht. Aber nun geschieht etwas, das Churchill ganz aus Rand und Band bringt.

Der König ist tot – es lebe der König!

Die fortschrittlich gesinnten Kreise Englands setzen seit Langem ihre Hoffnung auf den Regierungsantritt des Prinzen von Wales.

Der Prinz hat in vielen Dingen eine eigene Auffassung von den Problemen der Zeit bewiesen, die Elendsquartiere der englischen Industriestädte besucht, soziale Einrichtungen in der ganzen Welt studiert. Immer wieder hat er es abgelehnt, die von der hohen Politik vorgeschlagenen Heiraten einzugehen. Nun hat er den Platz seines verstorbenen Vaters eingenommen. Die letzte Feierlichkeit steht allerdings noch aus: die Krönung.

Sie wird niemals stattfinden. Denn Eduard VIII. gesteht seinen Ratgebern, dass er gewillt ist, eine Ehe ausserhalb jedes Herkommens mit einer Amerikanerin, einer Mistress Simpson, zu schliessen.

«Majestät!» erklärt Premierminister Baldwin mit Würde. «Wollen Sie dem englischen Volke eine Königin bürgerlichen Herkommens zumuten? Die Ausführung solcher Absicht müsste sämtliche natürlichen Vorrechte der Krone untergraben.»

Der junge König lächelt.

«Ich glaube nicht, dass meine Braut grossen Wert darauf legt, sich als Königin krönen zu lassen. Ich bin der König – und Mistress Simpson wird lediglich meine Gattin. Das erscheint uns sehr einfach.» Über die Richtigkeit der vernünftigen Auffassung eines englischen Königs entscheidet jedoch nicht der König. Eine Menge Leute haben da mitzureden. Zuerst die Königinmutter, dann die Regierung, dann das Haus der Lords, das Oberhaus – und vor allem die Kirche in Gestalt des Erzbischofs von Canterbury. Zuletzt darf – vielleicht – dann auch das Unterhaus einmal die Angelegenheit erörtern – aber dann ist sie in Wahrheit längst entschieden.

Im Herbst 1936 steckt England mitten in einer Königskrise. Die ersten Nachrichten darüber sickern langsam in die Öffentlichkeit.

Premierminister Baldwin tut alles, um die Spannung zu vertuschen. Auf seinen Rat hin zieht sich der junge König nach Fort Belvedere im Park des Schlosses Windsor zurück, um dort sich zu prüfen und die Entscheidungen der Minister zu erwarten.

Betretenes Schweigen herrscht ob dieser Ereignisse im Unterhaus. Einer nur scheint seine Neugierde nicht zügeln zu können: Winston Churchill.

Jeden Tag, sobald der Premierminister auf der Regierungsbank Platz nimmt, verlangt Winston Churchill die Versicherung, dass die Regierung den Monarchen zu keinem Schritte zwingen, der nicht im Einklang mit der Verfassung stünde, ohne das Unterhaus vorher zu befragen.

Als er am dritten Tage wieder seine Phrasen drischt, wird er von den Abgeordneten niedergeschrien.

Am gleichen Tage verbreitet sich das Gerücht, Baldwin und der Erzbischof von Canterbury hätten dem Könige die Abdankungsurkunde vorgelegt.

Sofort lässt Churchill sein Auto kommen und jagt nach Fort Belvedere. Er dringt darauf, den König zu sprechen. Jetzt – bohrt es ihm – muss man dem Könige ein Zeichen von Treue geben! Jetzt muss man ihn bewegen, den Thron zu halten – dann wird man bald sein wichtigster Ratgeber sein!

Eduard VIII. empfängt Churchill.

«Majestät!» sagt der alte parlamentarische Komödiant mit einer halb von Tränen erstickten Stimme. «Das Volk will nicht, dass Sie abdanken! England will es nicht! Ich komme, um Ihnen das zu sagen und Ihnen zu beweisen, dass es noch Männer gibt, die einem jungen Monarchen unverbrüchlich die Treue halten!»

Der König lächelt schmerzlich.

«Lieber Churchill, das ist nett und lieb von Ihnen – aber ich habe vor einer Stunde unter dem Druck der auf mich einprasselnden Argumente meiner Abdankung zugestimmt –»

«Man hat Sie gezwungen, Majestät, und für einen König gibt es keinen Zwang!»

Der junge Exkönig legt seinem Gast die Hand auf die Schulter und blickt ihm ernst ins Auge.

«Wissen Sie, Churchill, ob man mich nicht glücklich nennen kann, weil ich von heute an handeln und denken darf wie ein Mensch, anstatt dieses Land, das der Lüge in jeder Form huldigt, regieren zu müssen?»

Ohne Erfolg soll Churchill wieder gehen, ohne rührseliges Theater? Nimmermehr!

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Eduard VIII, gebürtig Edward Albert Christian George Andrew Patrick David, genannt David, (\* 23. Juni 1894 in der White Lodge in London; † 28. Mai 1972 in Paris) war von 1910 bis 1936 Prince of Wales, von Januar bis zu seiner Abdankung im Dezember 1936 König des Vereinigten Königreichs und Kaiser von Indien und ab Dezember 1936 Duke of Windsor. Eduard war der zweite Monarch aus dem 1917 neubegründeten Hause Windsor.*



*Wallis Simpson, Duchess of Windsor (\* 19. Juni 1896 in Blue Ridge Summit, USA; † 24. April 1986 in Paris; Geburtsname: Bessie Wallis Warfield) war Gattin des vormaligen britischen Königs Eduard VIII. Sie war der formelle Grund für die Abdankung Eduards VIII. im Jahr 1936.*

Churchill kniet nieder und küsst den Saum des Sakkos von Eduard VIII. wie ein altertümliches Prunkgewand. Er schluchzt vor sich hin. Der Exkönig entzieht sich sacht dieser ihm peinlichen Huldigung – plötzlich merkt Churchill, dass er allein im Raume ist. Der abgedankte König ist vor seinen Zudringlichkeiten in seine Gemächer geflüchtet.

Sofort fährt Churchill nach London zurück, setzt sich an seinen Schreibtisch und verfasst einen wütenden Angriff gegen Baldwin: «einen Schurken, der einen gütigen und wahrheitsliebenden König mit Intrigen zur Abdankung gezwungen hat».

Jetzt will er wenigstens noch einen Minister stürzen! Vielleicht ernennt man dann ihn, Churchill, zum Regierungschef...

Ein Dutzend Zeitungen bekommen den Bericht Churchills. Keine druckt ihn – die Manuskripte flattern nach Wochen zurück auf Churchills Schreibtisch.

Der König geht ab – ein neuer König wird gekrönt! Mit allem Pomp, den das alte England entwickeln kann. Und dieses Mal wissen die anglikanische Hochkirche, die Plutokratie und der Adel, warum sie alle der Krönung des Herrschers aus der Nebenlinie mit so lautem Jubel zustimmen: ihr neuer König ist der wahre Vertreter des Klüngels, der seit jeher in England alle Schlüsselstellungen innehat.

### **Die guten internationalen Manieren**

Von nun an setzt die englische Politik gegenüber Deutschland die Maske des Wohlwollens auf: man gibt vor, dem Reich brauchbare und freundschaftliche Ratschläge zu erteilen, wenn man ihm anrät, sich in allem zu mässigen, und man tut, als wolle man es zu guten internationalen Manieren erziehen.

Dann geht man hin und stopft den Kräften der Rückständigkeit und des Deutschlandhasses ringsum in Europa die Taschen voll Geld.

Seit Langem will die Bevölkerung Österreichs zum Deutschen Reich. Im Friedensvertrag von Saint Germain wurde den Österreichern ausdrücklich das Recht des Anschlusses zugebilligt. Die einmalige Volksabstimmung ergab eine überwältigende Mehrheit für den Anschluss –

gegen alles Recht und unter Bruch des kaum unterzeichneten Friedensvertrages – hinderten die Siegerstaaten Österreich an der Durchführung des Vorhabens. Im März 1938 vollziehen sich die Geschehnisse mit Urgewalt. Das Volk Österreichs nimmt die Entscheidung selbst in die Hand und ruft Hilfe aus Berlin herbei gegen das Mordwüten der von England bestochenen «politischen» Gruppen.

Wieder einmal muss England ratlos und tatenlos geschichtlichen Vorgängen zusehen. Im Unterhaus gibt es heisse Köpfe. Selbstverständlich hält Churchill sofort eine flammende Rede, mit der er aller Welt Angst einjagen wird: «Wir können die österreichische Frage nicht da lassen, wo sie ist. Wir haben nur eine Wahl, uns entweder wie Österreich zu unterwerfen oder aber wirksame Massnahmen zu treffen, solange es noch Zeit ist, die Gefahr abzuwenden. Und wenn sie nicht mehr abgewendet werden kann, es mit ihr aufzunehmen.»

Nach der erregten Sitzung nimmt Premierminister Chamberlain im Klub ein kleines Essen zu sich. Der alte Admiral Sir Robert Kays begrüsst den Ministerpräsidenten. Sie plaudern eine halbe Stunde.

«Es wäre doch wohl an der Zeit», meint Kays endlich vielsagend, «einen Mann wie Churchill wieder mit einer Aufgabe zu betreiben. Seine Kenntnis der Vorkriegsentwicklungen —»

Chamberlain schüttelt den Kopf.

«Niemand lasse ich mir den ewigen Zänker aufschwätzen!»

Churchill hält im Freundeskreise am gleichen Abend mit seiner Meinung über den Regierungschef nicht zurück.

«Chamberlain!» sagt er. «Das ist unser Unglück, dass in entscheidenden Stunden diese eiskalte Rechenmaschine, aus der man günstigenfalls einen kleinen Bürgermeister hätte machen können, die Geschicke des Landes leitet!»

Der deutsche Führer und Kanzler betont immer wieder, dass er nichts sehnlicher wünsche, als mit England und Frankreich eine dauernde Verständigung zum Segen aller Völker herbeizuführen. Zuweilen sieht es auch so aus, als ob eine solche wirklich erreicht werden könnte. Aber nachdem Österreich nicht mehr für einen Überfall auf Deutschland ausgenutzt werden kann, erklären englische und französische Militärs kalt-

blütig, die Tschechoslowakei gäbe eine ausgezeichnete Flugzeugbasis für einen künftigen Krieg gegen Deutschland ab.

Dass fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung jenes Staates deutsch ist und seit zwanzig Jahren um sein Selbstbestimmungsrecht kämpft, interessiert in London nicht eher, als bis die «Krise» ausbricht und – die Haltung der Benesch-Regierung macht kaum noch einen anderen Ausweg möglich – in einen Krieg zu münden droht.

Kanonen, Panzerwagen und Flugzeuge hat Herr Benesch aus Frankreich in grossen Mengen bekommen. England hat die nötigen Anleihen geliefert und verspricht obendrein «tatkräftige Unterstützung» – da ergäbe sich jetzt eine schöne Gelegenheit, den aus sich selbst nicht lebensfähigen Staat durch eine umfangreiche Eroberung deutscher Gebiete abzurunden und das aufblühende Reich zu schwächen.

Die Sudetendeutschen haben jedoch nicht Lust, genau so lange Fangball der englisch-französischen Interessen zu spielen, bis es London passt, den Krieg vom Zaune zu brechen. Sie erzwingen im September 1938 die Entscheidung über ihr Schicksal. Der Einsatz von tschechischen Tanks und Kanonen schüchtert sie nicht ein. Der Führer des Deutschen Reiches sagt klar und deutlich, dass er länger nicht mehr untätig zusehen wird.

Da besteigt in London Premierminister Neville Chamberlain persönlich ein Flugzeug, um in Deutschland Besuch zu machen. Noch einen zweiten Flug muss Mister Chamberlain drangeben, dieses Mal kommt auch Herr Daladier aus Paris. Als unparteiischer Garant nimmt der Duce Italiens an den Besprechungen teil. Man verhandelt einige Tage in München – die Welt hält den Atem an. Ist der Krieg diesmal wirklich unvermeidlich? Nein. Man scheidet in herzlichem Einvernehmen – England und Frankreich haben schriftlich besiegelt, dass sie nicht gewillt seien, jemals wieder einen Krieg gegen Deutschland zu führen. So wird übereinstimmend verlautbart.

Herr Benesch kann nur noch abdanken. Das Sudetenland feiert seine Befreiung und die Rückkehr zum Reich, ohne dass auch nur ein Schuss fällt!

Was aber tut Herr Chamberlain, wieder angekommen in London?

«Bewaffneter Friede!» sagt er mit seiner Altmännerstimme. «Jetzt sind wir auf alles vorbereitet! Noch niemals hat England in so grossem Stil gerüstet wie jetzt.»

Eine erstaunliche Auffassung von dauerndem Frieden – verständlich allerdings vom britischen Geschäftsstandpunkt aus, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Chamberlain Inhaber der Elliot Metal Comp. ist, die alle englischen Rüstungswerke beliefert.

Die Rest-Tschechei bekommt eine neue grosse englische Anleihe. Kaum ist die zugesagt, geht jenseits der neugezogenen Grenzen das Wüten gegen Deutsche von Neuem los. Denn nun haben England und Frankreich ja einige weitere Wochen Zeit gehabt, sich auf den Krieg einzustellen.

Leider aber fühlen sie sich noch immer nicht sicher genug. Ein einziges energisches Zupacken Deutschlands – die tschechische Seifenblase zerplatzt, die Scheinregierung löst sich auf, die Slowakei proklamiert ihre ihr bisher vorenthaltene Selbständigkeit.

Inzwischen aber hat, angefacht von den Chamberlains und Konsorten, ein noch nie dagewesenes Rüstungsfieber in England und Frankreich eingesetzt. Die beiden Regierungen können sich scheinbar gar nicht genug tun in der Waffenanhäufung. Zu den Ausgaben für die eigenen Heere und Flotten legen sie noch einen weiteren grossen Batzen, der Polen zugeschoben wird: da, nimm und denke daran, dass wir dich bald brauchen!

Der deutsche Führer und Reichskanzler warnt in hellseherischer Voraussicht kommender Entwicklungen die Völker in seiner am 9. November 1938 gehaltenen Rede: «In Frankreich und England sind sicher heute Männer am Ruder, die den Frieden wollen, allein andere Männer machen kein Hehl daraus, dass sie den Krieg gegen Deutschland wünschen. Ich bin gezwungen, dies ganz nüchtern vor der Nation auszusprechen und daraus die Konsequenzen zu ziehen: morgen kann Herr Churchill Ministerpräsident sein ...»

Aber England will die Warnung nicht verstehen!

Von den verschiedensten Seiten dringt man inzwischen mit einer erstaunlichen Regelmässigkeit in Mister Chamberlain, sich einen so ausgezeichneten Sachkenner wie Churchill zu sichern. Denn – das mag der

wahre Grund sein – warum soll die Chamberlain-Clique allein verdienen? Vergessen scheint, dass das englische Volk und unter dessen Druck die sogenannte öffentliche Meinung, die Presse, Churchill den «Ersten Lord der Unfähigkeit» nannte. Oder braucht man ihn ganz einfach nur, weil er als echter Churchill immer für den Krieg ist?

Ganz gewiss hat die Konservative Partei keine guten Erfahrungen mit ihrem Abgeordneten Churchill gemacht. Wenn sich ihm bei den Liberalen bessere Aussichten boten, ist er stets zu denen gegangen. Und doch, das muss erstaunen, beruft sie ihn Anfang 1939 in die Leitung der Partei!

Der «einfache Abgeordnete» Churchill ist auch dabei, als das historische Zusammentreffen der englischen und französischen Diplomaten mit dem Gesandten Maisky der Sowjets in der Russischen Botschaft stattfindet. Jene Begegnung soll den von England angestrebten englisch-französisch-polnisch-russischen Einkreisungspakt gegen Deutschland einleiten. Zum ersten Male betreten Mitglieder der britischen Regierung, der würdige Herr Chamberlain und an seiner Seite unter anderem der «ewige Zänker» Churchill, die Räume der Russischen Botschaft. Ja, sogar der englische Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson, ist mit von der Partie! Man hat ihn eigens zu diesem Zweck aus Berlin herüberkommen lassen. Diese herausfordernde Zusammenkunft unterstreicht die Worte, die Churchill am 10. Mai 1938 sprach: «Ein englisch-französisches Verteidigungsbündnis muss geschlossen werden. Dazu müssen wir die kleineren Staaten, die kleine Entente, Griechenland und die Türkei einladen ... Nach Russland dürfen wir nicht mit dem Hut in der Hand gehen, aber auch keine unnötigen Hindernisse machen für die Verbindung der grossen russischen Massen mit dem organisierten Widerstand gegen die deutsche Angriffslust.»

Kein Wunder, dass man in der Wilhelmstrasse die Ohren spitzt und die Augen offenhält!

Am 4. April 1939 ernennt der englische Luftfahrtminister Winston Churchill – wegen angeblicher Verdienste um die Entwicklung der englischen Luftwaffe – zum «Ehren-Luft-Commodore».

So ganz langsam hat man also Churchill wieder auf die Plattform der Öffentlichkeit geführt, von der aus die Regierung ihre Massnahmen

verkündet. Das alles geschieht zu gleicher Zeit wie die Verstärkung des englischen Einflusses in Polen.

Das englische Gold lockt die Herren in Warschau sehr. Kühne Pläne tauchen auf – mit englisch-französischer Unterstützung wollen die Polen deutsches Land bis an die Spree ihrem Staat einverleiben. Die Freie Stadt Danzig wird wirtschaftlich und politisch eingeengt und in jeder Hinsicht, vor allem bei der Zollabwicklung, schikaniert. Von der Westerplatte her bedroht die Sprengung eines grossen polnischen Munitionslagers die friedliche Danziger Bevölkerung mit Tod und Verderben.

Die Bereinigung der Danzig-Frage und des Korridors kann nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Polnische Banden fallen in die deutschen Siedlungen des Korridors und der Grenzbezirke ein.

Der deutsche Führer und Reichskanzler macht einen letzten ausserordentlich grosszügigen Vorschlag: er fordert die Rückkehr Danzigs zum Reich, Umsiedlung der Volksgruppen, eine Strasse durch das Korridorgebiet, garantiert den Zugang Polens zum Meer.

Nichts anderes kann Churchill gemeint haben, als er 1932 die Lösung dieser Probleme von der – englischen Regierung forderte!

Vielleicht wird deshalb im Juni vom «Evening-Standard» die Rückkehr Churchills in die englische Regierung gefordert?

## **Die neue Zeit marschiert**

## Das wahre Gesicht Englands

Mit einer bewunderungswerten Geduld bemüht sich die deutsche Regierung, die schwebenden Fragen im Sinne der Vernunft einer allgemein anzuerkennenden Lösung zuzuführen.

Die polnische Haltung versteift sich immer mehr. Kein vernünftiger Vorschlag scheint in Warschau Gehör zu finden – und das ist auch kein Wunder, denn die dortigen Machthaber sind vollends beschäftigt, den englischen Einflüsterungen ihr Ohr zu widmen.

Gold! raunt man ihnen zu. Hilfe in jeder Form! Es genügt, dass Polen sich bedroht fühlt, um an seiner Seite England und Frankreich, ja, die USA., als mächtige Bundesgenossen zu finden!

Wahnsinn? fragt der gesunde Menschenverstand. Und der hundertprozentige Engländer zuckt die Achseln, während er sich darauf beruft, man könne schliesslich Herrn Hitler nicht machen lassen, was er wolle – man müsse notfalls den Krieg führen ...

Krieg in Mitteleuropa – England hat es mehr als einmal erprobt – bedeutet die Ausschaltung der Festlandsmächte vom Handel in der Welt.

Und ausserdem bedeutet Krieg: Gewinn für die englische Plutokratie, die sich in den letzten Jahren in ihrer Rückständigkeit festgerannt und sinnlos Geld nach allen Richtungen verpulvert hat, um sich Freundschaften zu kaufen: in Österreich, in der Tschechoslowakei, in Polen.

Jetzt bemüht sie sich in aller Hast um Russland. Wenn es gelänge, auch dieses Glied noch dem Einkreisungsring einzufügen, so müsste man eigentlich in Kürze das neuerstarkte Deutschland niederwerfen und nach Gutdünken zerstückeln können!

Wie die Spinne über dem Netz lauert Winston Churchill in einem verborgenen Winkel auf seine Stunde. Im Herbst 1938 konnte England mit seinen Verbündeten das Reich nicht herausfordern. Jetzt muss es bald so weit sein!

Vor lauter Ungeduld gewährt Churchill – der Privatmann – am 2. August 1939 zwei portugiesischen Journalisten ein Interview:

«Wenn es zum Kriege kommt, so wird er drei Jahre oder länger dauern. Es sind verschiedene Bemühungen im Gange, mich ins Kabinett zu locken – bisher habe ich jedoch nicht angenommen.

Gewiss, neue Ereignisse könnten meine Entscheidungen beeinflussen. Deutschlands Forderung auf Rückgabe seiner Kolonien wird niemals erfüllt werden, dafür lege ich schon jetzt meine Hand ins Feuer!»

Im englischen Aussenamt gerät man bei Erscheinen dieser Indiskretionen in helle Aufregung.

Ist dieser Churchill verrückt? Will er vor der Zeit alle Karten aufdecken?

Um Gottes willen – man ist doch bemüht, einige Wochen Zeit zu gewinnen, um die Zusage Russlands noch unter Dach zu bringen! Dann kann man sich getrost in das Abenteuer stürzen, – das heisst: dann begänne der Winter mit einem Verhandlungstrickspiel, und im Frühjahr fiele man von allen Seiten über Deutschland her. Dies ist der Plan – jener «Plan», über den schon Herr Benesch in Prag in der Nacht der tschechischen Mobilmachung am Mikrophon mysteriöse Andeutungen machte!

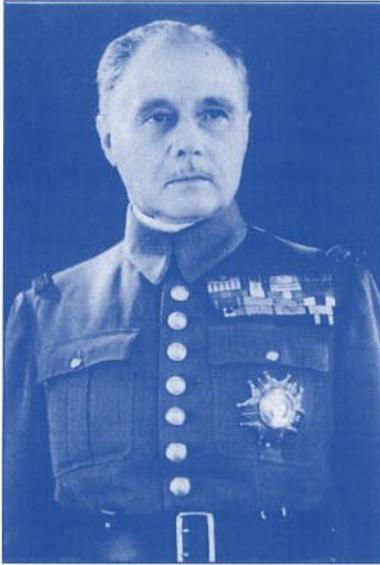
Telephone schrillen in Downingstreet, in allen Ministerien Londons.

Nächsten Tages bringt der «Daily Express» einen Widerruf Churchills. Er habe, so behauptet er, das Interview zwar gegeben, aber es vor der Veröffentlichung nicht zur Durchsicht bekommen. Deshalb könne er für keines der darin enthaltenen Worte die Verantwortung übernehmen.

Das klingt verdammt lahm und ist auch sehr peinlich, denn die beiden Zeugen lassen sich nicht weglegen. Obendrein hat bereits ein anderes, im Juni veröffentlichtes Interview auch in Amerika unliebsames Aufsehen hervorgerufen, weil Churchill darin erklärte, an der langen Dauer des Weltkrieges trage allein Amerika die Schuld. Die USA hätten durch ihren Eintritt in den Krieg erst alles Unglück heraufbeschworen: den Nationalsozialismus in Deutschland, den Faschismus in Italien, den Bolschewismus in Russland. Die letzten zwei Millionen Gefallener kämen auf das Schuldkonto Amerikas!

Auch jenes Interview streitet Churchill ab.

Er versucht sogar, den Leuten einzureden: den Schreiber des Artikels, den Redakteur Griffin, Herausgeber des New-Yorker «Enquirer», habe er niemals auch nur gesehen.



*General Maurice Gustave Gamelin (\* 20. September 1872 in Paris; † 14. April 1958 ebenda) war 1940 Befehlshaber der französischen Streitkräfte.*

Griffin veröffentlicht das Telegramm, in welchem Churchill Zeit und Stunde des Zusammentreffens bestimmte, und verklagt Winston Churchill beim amerikanischen Bundesgericht wegen Verleumdung.

Das berühmte dicke Fell Churchills wird durch solche Erlebnisse natürlich nicht einmal geritzt. Wie sehr aber England und Frankreich auf den Krieg hinarbeiten, während Deutschland noch immer hofft, eine vernünftige Einigung mit Polen herbeiführen zu können, beweist die Tatsache, dass am 15. August 1939 niemand anders als Winston Churchill in Begleitung des Brigadegenerals Spears auf Einladung von Generalissimus Gamelin die französische Maginotlinie besichtigt!

Triumphierend sagt er bei seiner Rückkehr mit einem auf Deutschland deutenden Augenblinzeln:

«Sie kommen nicht durch!»

Das ist sein Trost: Frankreich soll alle Streiche auffangen, für England.

Der 25. August bringt das entscheidende Gespräch des Führers und Reichskanzlers mit dem englischen Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson. Der Führer erklärt nochmals, Deutschland sei bereit, England jede nur mögliche Garantie, ja, wenn erforderlich sogar Hilfe für seine Unverletzlichkeit zu gewähren – aber die englische Haltung gefährde in der Danzig- und Korridorfrage ernstlich den Frieden.

Von nun an scheint die englische Diplomatie alle Fäden bewusst zu durchschneiden wie ein Verbrecher, der vor seinem gemeinen Überfall

die Telephonleitung seines Opfers zerstört. Man glaubt in London irrtümlich, das ersehnte Russenabkommen mit diplomatischem Hochdruck innerhalb weniger Tage abschliessen zu können, und bemüht sich nun überhaupt nicht mehr, auch nur den Anschein zu erwecken, als wirke man auf Polen mässigend ein. Lediglich das scheinheilige Versprechen wird gegeben, die Vorschläge der deutschen Reichsregierung würden durch die Londoner Regierung nach Warschau weitergeleitet.

Zunächst ist ein Telegramm schwer zu enträtseln, das am 28. August um 16 Uhr 57 in Liverpool von einer englischen Reederei an ihre Kontore in verschiedenen Staaten aufgegeben wurde. Es verlangt, dass man Buchungen deutscher Passagiere nicht mehr annehmen soll, weil der Vergnügungsdampfer «Athenia» – möglicherweise zu Kursänderungen gezwungen sei.

Viel später erst stellt sich heraus, dass Mister Winston Churchill am 28. August im Londoner Secret Service eine längere Besprechung mit einigen Beamten hatte. Danach wurde die Reederei vom Geheimdienst aufgefordert, jenes Telegramm abzufassen. Das Telegramm liegt im Original in Berlin vor, wie so viele andere Beweisstücke.

An Stelle einer diplomatischen Antwort auf die deutschen Vorschläge zerplatzen in der Bahnhofstrasse der offenen deutschen Stadt Beuthen nahe der polnischen Grenze polnische Granaten. Überall in den Grenzbezirken überschreiten polnische Banden die Grenzen – da gibt es für die deutsche Wehrmacht kein Zögern mehr. Unverzüglich hat sie vom Führer den Befehl erhalten, nun die Waffen zu gebrauchen.

Polen wollte den Feldzug. Er hat begonnen.

Der «Evening Standard» in London schreibt:

«Lord Stanhope ist nicht mehr Erster Lord der Admiralität. Wir brauchen an seiner Stelle einen Mann, der Entschlusskraft und Unbekümmertheit genug besitzt, Bomben statt Redensarten sprechen zu lassen.»

In den Stunden, die wiederum einem englischen «Ultimatum» an Deutschland gehören und über deren Abschluss es auch in London keine Illusionen geben kann, beruft Neville Chamberlain – den «ewigen Zänker» Winston Churchill zu sich und überträgt ihm – abermals das Amt des Ersten Lords der Admiralität!

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Mit demselben Entzücken, mit dem er den Kriegsausbruch 1914 begrüßte, zieht Churchill ein zweites Mal ins Arbeitszimmer des Marineministeriums ein. Mit derselben fieberhaften Spannung wartet er auf die entscheidenden Minuten – dann kann er wieder losfunken!

Und er tut es, ganz gehörig! Die Vorbereitungen für die Versenkung der «Athenia» hat er ja längst getroffen. Nun kann man behaupten, ein deutsches U-Boot habe das Schiff entgegen den Gesetzen des Völkerrechts versenkt!

Es ist Churchills Pech, dass die Geretteten in Amerika nachher unter Eid bestätigen können, die «Athenia» sei überhaupt keinem U-Boot begegnet, sondern habe nur eine Explosion im Innern des Schiffes erlebt und sei, weil sie nicht sinken wollte, 48 Minuten später von englischen Zerstörern in Grund gebohrt worden. Bewacht wird die «Athenia» im Augenblick der «Torpedierung» von der Luxusyacht eines mit Churchill eng befreundeten Herrn Bergengren!

Eine Serie von Pech erlebt Churchill schon in den ersten Kriegswochen. Deutsche Flugzeuge zertöppern ihm einige schöne Schiffe im Firth of Forth, Kapitänleutnant Prien versenkt ihm eines der teuersten Schlachtschiffe, die «Royal Oak», und Schuhardt den Flugzeugträger «Courageous».

Das amerikanische Gericht verurteilt auf Antrag des Journalisten Griffin Winston Churchill wegen offener Verleumdung.

Churchill lügt weiter jeden Misserfolg aus der Welt, obgleich viele stolze Schiffe der englischen Flotte auf dem Meeresgründe schlummern und die Verlustlisten eine beredte Sprache sprechen.

Aber das alles bedeutet nichts für die englische Regierung. Sie hat sich für ihren Lügenkrieg aus gutem Grunde den Lügenlord des Weltkrieges abermals zur Leitung der Admiralität geholt, denn sie weiss ganz genau, dass die Fachleute, die sie an seiner Stelle an den verantwortungsvollen Posten hätte setzen können, in den von ihr geübten Methoden der politischen Hochstapelei längst nicht so bewandert sind wie ihr Komplize Churchill, der unter den Helden des zwanzigsten Jahrhunderts eine Sonderstellung einnimmt als grösster aller Maulhelden. Sein Konto wächst von Tag zu Tag. Niederlage folgt auf Niederlage – aber Churchill «siegt».



*Roy E Bergengren (\* 14.7.1879; † 11.11.1955). Zitat: »Die wahre Aufgabe einer Genossenschaftsbank ist es, in bescheidener Form zu beweisen, dass die menschliche Bruderschaft umsetzbar ist.«*

### **... und er wird doch Premierminister!**

Polen ist niedergedrungen.

Innerhalb von 18 Tagen hat die deutsche Wehrmacht in einem nie erlebten Tempo die furchtbare Bedrohung deutschen Landes für immer beseitigt. Die erste militärische Schlappe dieses neuen englischen Krieges, ausbaden musste sie ein östliches Land, das bitter erkennt, was ein englisches Hilfsversprechen wert ist.

Die militärische Niederlage ist nicht die einzige. Mister Chamberlain begreift einfach nicht, dass die englische Geheimdiplomatie das so dringend benötigte Bündnis mit den Sowjets nicht unter Dach bringt, ja seine Unterhändler werden von den Russen aufgefordert, Moskau zu verlassen. Die UdSSR hat es vorgezogen, mit dem Deutschen Reich einen Nichtangriffspakt abzuschliessen, anstatt mit den Plutokraten von vornherein gemeinsame Sache zu machen. Spekuliert man in London darauf, den Russen die Rolle derer zuschieben zu können, die für andere die Kastanien aus dem Feuer holen, so will Stalin grinsend den «Sieg der marxistischen Theorie» abwarten: Wenn sich die Völker in Kriegen verbluten, werden sie reif für die Weltrevolution. Ein kleines Jährchen gedenkt Genosse Stalin zu warten, dann hat man ein paar zehntausend Panzerwagen mehr, um ganz Europa die Segnungen des Kommunismus zu bescheren ...

Mit müder Stimme gibt Chamberlain seiner Verzweiflung im Unterhause Ausdruck. Jedoch – so sagt er – mit der Zeit wird schon Deutschland erkennen, dass es mit dem Abschluss des Nichtangriffspaktes einen verhängnisvollen Fehler begangen hat. Niemand fragt im Unterhause, warum denn eigentlich England diesen Fehler in umgekehrter Richtung zuerst machen wollte?

Die Poilus liegen in der Maginotlinie. Sehr schnell nach Beendigung des Polenfeldzuges haben sie sich in ihre befestigten Stellungen zurückgezogen und erwarten den deutschen Angriff. Wie sonderbar: warum sind sie eigentlich nicht ernsthaft gegen den Westwall vorgegangen, als es galt, Polen zu entlasten? Warum hat die englische Flotte nicht Deutschland von Norden her erobert, um den Polen Luft zu verschaffen? Warum hat die englische Luftflotte nicht ganz Deutschland in Schutt und Asche gelegt?

Auf so peinliche Fragen pflegt Mister Churchill, der Erste Lord der Admiralität, zu antworten:

«Unsere Kriegsführung beruht auf einem genau durchdachten Plan, dessen strategische Einzigartigkeit die Welt bald genug erkennen wird!»

Kaum ist der Winter beendet, der härteste Winter seit Jahrzehnten, da laufen in Berlin höchst interessante Meldungen ein. Mister Churchill sorgt auch wieder für eine Heldentat: der deutsche Dampfer «Altmark» wird bei Nacht und Nebel von englischen Seestreitkräften in norwegischen Hoheitsgewässern überfallen. Deutsche Seeleute werden hingenommet – dann braust die stolze Flotte Britanniens «ruhmbedeckt» zurück, nach Hause, und lässt sich von Churchill Lorbeeren winden!

Nur eines war ein Fehler: mit diesem Auftakt hat Churchill die Richtung seiner künftigen strategischen Meisterleistungen bereits verraten! Als er heimtückisch die norwegischen Hoheitsgewässer mit Minen auspflastern lässt, arbeiten bereits die deutschen Regierungsstellen in ihre Hände gefallene englische Geheimbefehle durch, aus denen hervorgeht, dass nach der Minenlegung englische Truppen in Norwegen und Dänemark landen sollen, um Flugzeugstützpunkte für die britische Luftflotte zu schaffen.

Strich durch die Rechnung: Deutscher Einmarsch in Dänemark und Norwegen. Dänemark erkennt seinen Vorteil und empfängt die Deutschen ohne kriegerische Handlungen. Der norwegische König, beraten von einem englandhörigen Kabinett, verkündet den Kriegszustand mit Deutschland. Die Engländer landen an anderen Stellen in Norwegen und werden bei Drontheim und Narvik so schmäählich geschlagen, dass sie fluchtartig das Land verlassen.

Wehmütig, entsetzt bekennt Chamberlain vor dem Unterhause, dass man wieder einmal zu spät gekommen ist.

Der alte Lloyd George tobt geradezu.

«Das englische Volk muss für diesen Krieg unermessliche Opfer bringen!» schreit er dem Ministerpräsidenten zu. «Der Premierminister sollte ihm mit gutem Beispiel vorangehen und das Opfer seines Rücktritts bringen!»

Und was geschieht?

Der biedere alte Herr mit dem Regenschirm, Besitzer eines am Kriege riesig verdienenden Metalltrustes, tritt tatsächlich zurück. Premierminister wird: Winston Churchill! Ob Lloyd George das gewollt hat?

### **Churchill führt seinen Krieg**

«Die ausserordentliche Stärke unseres Feindes in der Luft musste Winston Churchill, noch als Erster Lord der Admiralität, nach dem gescheiterten norwegischen Abenteuer eingestehen – «hat diese Art des Auftretens oder Eingreifens viel zu kostbar gemacht.»

Und das konnte ein Erster Lord der Admiralität nicht vorausberechnen? Weg mit ihm – abtreten! Zur Belohnung – oder Bestrafung? – wird er zum Premierminister gemacht!

Ja, es lässt sich wahrhaftig darüber streiten, ob es in dieser Stunde Lohn oder Strafe ist, der leitende Mann in der Regierung Grossbritanniens zu sein. Selbst Churchill ist sich darüber nicht im Klaren. Seine Zigarre hängt ihm schief als sonst im Mundwinkel. Der Champagner, von dem er sich nach jedem peinlichen Kriegsrat in Frankreich eine Kiste mitbringt, mundet auch nicht mehr so recht. Der sprichwörtliche Optimismus, der diesem Mann noch nach den schrecklichsten Niederlagen aus den Augen strahlt, ist einem nachdenklichen, zuweilen verstörten Eindruck gewichen.

Was, um Gottes willen, soll man gegen diese verdammten Deutschen noch unternehmen? Holland und Belgien zu neuen Schildträgern für die Sache des Geldbeutels ausersehen? Kaum ist der lange vorbereitete Plan zur Ausführung bestimmt, da marschieren die deutschen Armeen in Holland und Belgien ein. Panzerbrigaden, Bombenstaffeln donnern heran. Fünf Tage leistet Holland Widerstand, nach achtzehn Tagen kapituliert die belgische Armee. Wieder sahen zwei Völker ihren englischen Bundesgenossen das Hasenpanier ergreifen. Der deutsche Vorstoss richtet sich gegen Paris. Düнкirchen wird zur grössten und furchtbarsten Niederlage der Engländer und Franzosen. Wiederholt sich Antwerpen? Ist der vielredende Winston Churchill tatsächlich so phantasielos, seinen Krieg nach seinen vor fünfundzwanzig Jahren verkündeten «allgemeinen Grundsätzen» zu führen, die er selbst so laut in die

Welt hinausposaunte, dass seine heutigen Gegner sie einfach nicht übersehen konnten? Reinfeld folgt auf Reinfeld.

Aber Mister Churchill sitzt auf dem Sessel des englischen Premierministers. Sein grosser Traum ist in Erfüllung gegangen. Jahrzehnte kannte er nur diesen einen Gedanken: herrschen zu dürfen von der höchsten Stelle aus, die der Parlamentarismus einem Menschen einräumen kann, Krieg führen zu können nach eigenem Kopf. An einem Platz zu stehen, von dem aus wirklich Geschichte gemacht wird – Taten auszuführen, die dem Jahrhundert den Stempel aufdrücken. Nun hat er sein Ziel erreicht. Und er muss erkennen, dass die Männer, die Geschichte machen und deren Willen die Form eines Jahrhunderts prägen, so gar keine Ähnlichkeit mit seinem eigenen Spiegelbilde haben. Die Züge der Resignation prägen sich in seinem altgewordenen, feisten Gesicht aus.

Ja, dieser Krieg verläuft zu Churchills Kummer nicht so, wie er es sich vorgestellt hat. Die Deutschen zeigen sich wiederum als verdammt zähe Gegner. Eigentlich erwartete Churchill von ihnen schon im ersten Kriegsmonat, spätestens aber zu Weihnachten 1939, eine waschechte Revolution und dadurch eine völlige Unterwerfung des Reiches unter Grossbritannien.

Und nun kommt es ganz anders! Manche Nacht sitzt der englische Premier in Downingstreet 10 allein in seinem Arbeitszimmer und grübelt. Die Fenster sind tadellos verdunkelt, kein Lichtstrahl fällt nach aussen. Ringsum in den Amtsräumen müssen unzählige Mitarbeiter oft ganz sinnlos Überstunden machen, bis Mitternacht und länger. Sie haben nur die Aufgabe, bereit zu sein, um sofort, wenn Churchill nach ihnen klingelt, zu jeder Auskunft bereit zu sein oder Weisungen entgegenzunehmen.

Aber sonderbar – der Mann, der so gerne und oft redet, ist in diesen Nächten wie ausgewechselt; er scheint keines eigenen Gedankens fähig. Immer wieder überfliegt er die gleichen Schriftstücke, die gleichen Berichte. Und immer wieder liest er das eine niederschmetternde Wort: «Verluste».

Wenn er nachsinnend seine Augen im Zimmer umherschweifen lässt, fällt sein Blick auf den bereitliegenden Stahlhelm. Alle zehn Minuten irrt er ab zu dem Schaltbrett vor dem Telephon. Sobald dort ein kleines rotes Lämpchen auffunkelt, weiss Churchill: Die Deutschen kommen

schon wieder und vergelten englische Bombenabwürfe auf deutsche Städte.

Bald hat Churchill herausgefunden, dass diese Nächte im Amt durchaus unproduktiv sind. Glaubt er einmal, einem neuartigen Gedanken auf der Spur zu sein, dann meldet sich das rote Lämpchen, und wenige Minuten später heulen auch schon mit ihrem grässlichen Schreien die Sirenen der Siebenmillionenstadt los. Churchill stülpt den Stahlhelm auf den Kopf, brennt sich nochmals eine schwere Zigarre an – gerade in solchen Augenblicken kann er nicht ohne ihre beruhigende Wirkung sein – stopft die Hände in die Taschen seines Sakkos und schlendert mit betonter Gemächlichkeit nach der zu den Luftschutzkellern führenden Treppe. In seinem Gewölbe sitzt er dann in einem für ihn freigehaltenen Raum an einem grossen Tisch, trommelt mit den Fingern einen Militärmarsch und wartet – wartet – bis in den Morgen hinein. Seit Antwerpen bringt er es nicht mehr fertig zu schlafen, solange Granaten und Bomben krepieren.

Das ist keine gemütliche Art, einen Krieg zu organisieren. Man ist tagsüber müde, hundsföttisch müde. Nicht einmal der Sherry zum Frühstück, der Burgunder zum Mittagessen, der Portwein am frühen Nachmittag und der Champagner am Abend vermögen diese Müdigkeit, der niemals richtiger, gesunder Schlaf folgt, zu vertreiben, auch nicht, wenn er noch seinen Napoleon-Brandy und einige Gläser Highball<sup>6</sup> hinterherschüttet...

Da ist es schon besser, die Angriffe zu Hause abzuwarten. Wohlweislich hat Churchill sich einen ganz neuartigen Luftschutzkeller im Garten seiner Villa bauen lassen. Dort liegt er unter einem schweren Eichentisch auf einer Matratze und verbringt die störungsreichen Nächte in einem Dahindösen, das wenigstens einige Ähnlichkeit mit einem schlafartigen Zustand aufweist. Auf einem Tablett neben der Liegestatt steht die Kiste mit Zigarren und die Whiskyflasche.

Morgens um sieben erscheint der Premierminister schon wieder im Amt. Die wenigen Neugierigen, die um diese Zeit durch die Downing-

---

6 Highball ist eine Cocktail-Kategorie und bezeichnet einfach aufgebaute Longdrinks, die in erster Linie zum Durststillen und Erfrischen dienen.

Street kommen, dürfen beruhigt sein: trotz Alarm und Bombenhagel ist ihr Ministerpräsident, der Mann, der Englands Krieg gegen die verdammten Nazis führt, schon zeitig auf dem Posten!

Sie irren sich. Churchill durchschreitet zwar das Portal des altherwürdigen Gebäudes der hohen Politik – aber was er dann tut, gleicht eher dem Zeitvertreib eines verwöhnten Stars als der Tätigkeit eines Staatsmannes. Im Keller des Hauses Nr. 10 hat Churchill sich einen eigenen Schlafraum ausbauen lassen. Den sucht er morgens um sieben Uhr auf, nachdem die Stukas ins Weite gezogen sind; er steigt in einen buntgestreiften seidenen Pyjama und legt sich ganz gemütlich nieder. Ein vertrauenswürdiger alter Diener serviert ein regelrechtes Londoner Vorkriegsfrühstück mit Ham and Eggs, Porridge und Fruchtmus, und Churchill liest dabei in den Zeitungen, dass England unbedingt auf seine Regierungsführung vertrauen kann. Danach macht er ein kleines Nickerchen.

Um neun Uhr lässt er sich wecken, steht aber keineswegs auf, sondern empfängt seine wie New-Yorker Revuegirls aufgemachten beiden Sekretärinnen. Immer an der Zigarre kauend, öffnet er Briefe und knurrt er kaum verständliche Diktate hervor. In Augenblicken besonderer Erregung – und sie kommen immer öfter, denn auch tagsüber ist London vor den deutschen Fliegern nicht sicher, oder das neben dem Bett stehende Telephon übermittelt ihm wieder eine peinliche Nachricht – hemmt ihn die Anwesenheit seiner Stenographinnen überhaupt nicht. Er springt auf, spaziert in seinem Schlafanzug wütend umher oder kleidet sich «für alle Fälle» schnell an, wobei er – eine seiner Schreibladies hat es selbst öffentlich ausgeplaudert! – seine rosaseidenen Unterhosen kokett in Szene setzt. Danach kommt die Stunde der Aussprache mit Brandan Bracken, der immer noch Finanzberater, offiziell aber sein Erster Privatsekretär und Mittelsmann für Presse- und Rundfunkpropaganda ist.

Kurz vor dem Mittagsimbiss erscheint Churchill zur Sitzung des Kabinetts, die zumeist nur kurz ist, denn der Magen will ja auch sein Recht – und was nützt es, dauernd schlechte Nachrichten zu erörtern? Die eigentlichen Entscheidungen fällt der englische Regierungschef zumeist bei der Mahlzeit. Er liebt es, zwischen zwei Bissen mannhafte Aussprüche von sich zu geben und Zustimmung und Bewunderung in den Mie-

nen der um ihn Versammelten zu lesen. In diesen Stunden ist er ganz er selbst, strahlend von unverwüstlicher Siegeszuversicht, heiter, angeregt von guten Bissen und noch besseren Tropfen, ein Mann, der sich ganz und gar am rechten Platze fühlt und niemals von Zweifeln an der Richtigkeit seines Tuns geplagt wird. In diesen Stunden wird das Schicksal manches kleinen Volkes entschieden – selbstgefällig, mit runden, grossartig ausholenden Handbewegungen erklärt Churchill: «Jetzt kommen Holland und Belgien an die Reihe...» oder «Norwegen ist reif...» oder: «Na, alte Burschen, wir sind endlich soweit, dass die Jugoslawen für uns in den Krieg ziehen!» Der Kehrreim aller seiner Versicherungen lautet: «Ach Unsinn – lasst die Deutschen doch siegen! Sie siegen sich tot. Dieses Achtzig-Millionen-Volk breitet sich jetzt über Europa aus wie ein Eierkuchen in der Pfanne. Aber die Pfanne ist für die Deutschen zu gross – der Kuchen wird allmählich zu dünn und kriegt Löcher...»

Das ist Churchills Ansicht, oder besser gesagt: Churchills Hoffnung. Und weil ihm ein Heerführer nach dem anderen versagt, erfindet er sich Gebilde von Strategen, die allesamt den Endsieg für Mister Churchill schon in der Tasche haben. Eigentlich müsste ihm grauen vor den Gespenstern, die unsichtbar mit ihm und seinen Ministern und Staatssekretären an der Tafel hocken und ihn aus leeren Augenhöhlen bewegungslos mustern, während er immer erhitzter redet und redet und Theorien entwickelt. Rücken sie nicht immer enger zusammen, diese Schemen? Werden sie ihn nicht eines Tages unter dem Gewicht eiserner Tatsachen zerquetschen, die Generäle «Winter», «Zeit» und der Generalissimus «Hunger» mit seinem Adjutanten «Nebel»? Die Männer Gort und Wavell haben Churchill enttäuscht, sie haben versagt. Bedenkenlos hat er sie geopfert, wie er immer bedenkenlos Menschen opferte. Nun will er den Sieg durch Schatten erringen – er glaubt ein Magier zu sein, und er ist ein Illusionist, ein Taschenspieler. Daher also haben seine Kinder die Sucht nach dem billigen Rampenlicht...

### **Ruhmvolle Rückzüge**

«Unsere Truppen in Belgien und Frankreich haben einen ruhmvollen Rückzug vollzogen!» erklärt Churchill, als man ihn endlich zwingt, zu

den Niederlagen Stellung zu nehmen. «Frankreich wird Fussbreit um Fussbreit seines Bodens verteidigen. Es besteht kein Grund, zu verzweifeln.»

Für Churchill besteht kein Grund zum Verzweifeln – nach einem «ruhmreichen Rückzug», den die Engländer Hals über Kopf antreten mussten, der sie ihr gesamtes Kriegsmaterial kostete, dessen Kampfphasen englische Soldaten, die ihr nacktes Leben gerettet haben, die «Hölle» nennen.

Denn noch kämpft Frankreich – es wird, so hofft Churchill, von England die Entscheidung, den Kampf abwenden.

Aber welches Frankreich ist das, das dem deutschen Ansturm entgegentritt! Tapfer, ja, zäh und verbissen kämpft der Poilu. Nichts jedoch vermag den deutschen Vormarsch aufzuhalten.

Der französische Ministerpräsident Reynaud muss sich ans Mikrophon stellen und sagen:

«Ich habe soeben mit Generalissimus Gamelin, der von einem Besuch an der Front heimgekehrt ist, gesprochen. Der Generalissimus ist durchaus hoffnungsvoll. Noch immer in Frankreichs schwersten Stunden hat ein Wunder das Blatt gewendet!» Gleichzeitig telegraphiert, telephoniert, schreibt beschwörend Reynaud seinem «lieben Kollegen Churchill», Hilfe zu entsenden, Hilfe um jeden Preis.

«Hilfe?» Churchill tut das Wort mit einer müden Geste ab. «England wird sich verteidigen müssen. Es erfüllt uns mit Schmerz, Frankreich seinem Schicksal zu überlassen – jedoch wir sind überzeugt, dass Frankreich den Kampf durchsteht. Und wenn Frankreich zu Lande besiegt würde, es bleiben die französischen Kolonien, es bleibt die französische Flotte!»

Schöne Worte, leere Worte – nicht einmal mehr der Schatten eines Versprechens!

Marschall Petain wird in der Verzweiflungsstunde zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannt. Kein Franzose kann glauben, dass das mächtige, reiche England, das mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen bei jeder Gelegenheit prahlt, nicht doch noch einen grossen und vernichtenden Schlag gegen Deutschland führt. Tag um Tag, Stunde um Stunde wartet man in Frankreich auf den Grosseinsatz der englischen Flotte, der englischen Bomber.

Die Antwort auf dieses Warten ist Schweigen.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Paul Reynaud (\* 15. Oktober 1878 in Barcelonnette; † 21. September 1966 in Neuilly-sur-Seine) war in den häufig wechselnden konservativen Kabinetten von 1930 bis 1932 Finanz-, Kolonial- und Justizminister. Vom 21. März bis 16. Juni 1940 war er der vorletzte Ministerpräsident der Dritten Republik.*



*Marschall Henri Philippe Benoni Omer Joseph Pétain (\* 24. April 1856 in Cauchy-à-la-Tour, Département Pas-de-Calais; † 23. Juli 1951 in Port-Joinville, île d'Yeu) wurde aufgrund seiner Abwehrerfolge in der Schlacht von Verdun während des Ersten Weltkriegs zum gefeierten Nationalhelden («Held von Verdun») und 1917 Oberbefehlshaber der französischen Armee. Als Marschall von Frankreich und Generalinspekteur der Armee prägte er die Verteidigungsdoktrin seines Landes in der Zwischenkriegszeit entscheidend mit. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs und der französischen Niederlage übernahm er von 1940 bis 1944 als autoritärer Chef de l'Etat (Staatschef) die Führung des mit dem Deutschen Reich zusammenarbeitenden Vichy-Regimes. Wegen dieser Zusammenarbeit wurde er 1945 zunächst zum Tode, danach zu lebenslanger Haft verurteilt.*

«Nichts ist verloren!» behauptet Churchill im Unterhaus. «Die französische Regierung hat mir die Versicherung abgegeben, dass jedes Haus in Paris in eine Festung verwandelt wird –»

Achtundvierzig Stunden später marschieren die deutschen Truppen in Paris ein. Wenige Tage später vernimmt die Welt die Kunde von dem Waffenstillstandsangebot des französischen Heerführers, des greisen Marschalls, der erkannt hat, dass eine noch so tapfere Armee nicht in der Lage ist, den Sieges- und Lebenswillen des deutschen Volkes aufzuhalten, geschweige denn, ihn zu zerbrechen. Und noch etwas hat Pétain erkannt und danach gehandelt. Frankreich war auf falschem Wege. Vielleicht ist der letzte Augenblick zur Umkehr und zur Einkehr noch nicht verpasst...

Alles – so behauptet der Lügner in London – hat die Londoner Regierung vorausberechnet. Den Zusammenbruch Polens, das verfehlte Norwegenabenteuer, die Brechung des holländischen und belgischen Widerstandes, den Kriegseintritt Italiens – alles sei vorausberechnet und für jeden Fall eine grossartige Strategie entworfen.

Hallen diese faustdicken Schwindeleien nicht den Unterhausabgeordneten wie Hohn in den Ohren? Jagt das englische Volk den Gaukler zum Teufel, der ihm namenloses Unglück bringen wird, wie er halb Europa in Entsetzen und Not stürzte?

Was sagt Churchill zur Niederringung Frankreichs durch das deutsche Heer in einundzwanzig Kampftagen? Glaubt er wirklich noch immer an eine Rettung – oder will er den Weg des Wahnsinns bis zu Ende gehen?

«Schmählicher Verrat!» geifert er, da er sich zu einer Äusserung gezwungen sieht. «Niemals durfte Frankreich ein Waffenstillstandsangebot ohne Einwilligung Englands machen!»

Was kümmern ihn die Gefallenen, was stört ihn die entsetzliche Lage der französischen Bevölkerung! Was geht es ihn an, welche Gewissenskämpfe Frankreichs greiser Marschall bestehen musste, ehe er sich zu jenem schweren Schritt entschloss – einem Schritt, den jeder Soldat als bitterstes Schicksal empfinden muss?

Noch toller: Churchill versucht, die französische Flotte zur Meuterei gegen die Befehle ihrer Regierung zu bewegen, und als das misslingt, lässt er halbaberüstete, in ihren kolonialen Häfen vor Anker liegende

französische Einheiten in gemeinster Weise zusammenschliessen – die Kriegsflotte des eigenen Bundesgenossen! Ja, er schreckt nicht zurück vor dem Raub unzureichend verteidigter französischer Kolonien, vor der Hungerblockade gegen Frankreich, vor Luftangriffen gegen die französische Zivilbevölkerung, obgleich er in Frankreichs düstersten Stunden keine Bomber zur Hilfe der geschlagenen Armee einsetzte!

Fürwahr, dies allein ist ein Schuldkonto für einen einzelnen Mann! Die Weltgeschichte bietet kaum ein Gegenstück dafür. Sollte Churchill, da ihm ein anderer Ruhm versagt ist, vor dem Urteil der Geschichte den Ruhm des grössten aller politischen Verbrecher beanspruchen?

### Diplomatische Erfolge

Niemand, auch nicht der erbittertste Gegner, kann Churchill die Konsequenz in seinen Handlungen absprechen. Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, zwischen das englisch-deutsche Duell immer wieder andere Stossfänger zu werfen. Jedes Mittel, das danach angetan ist, diese Politik des Ausweichens zu stützen, ist ihm recht.

Deutschland verhandelt mit den Balkanstaaten über Wirtschaftsfragen? Famos – ein Churchill kann daraus «deutsche Erpressungen» machen! Und als Gegengewicht ein neues «englisches Beistandsversprechen» auch dann in die Gegend schleudern, wenn der Staat, um dessen Selbständigkeit und Sicherheit man in London so besorgt tut, überhaupt nichts von englischem Beistand wissen will – weil es dessen Wert genau kennt! Die Regierung von Belgrad ist drauf und dran, mit dem Deutschen Reich einen Freundschaftsvertrag zu schliessen? Wozu hat man die fähigsten Agenten der Welt in seinen Diensten? Ein kleiner Staatsstreich – und das Blatt hat sich gewendet!

Churchill kann sich die Hände reiben und im Unterhause erklären:

«Die Deutschen mögen, militärisch gesehen, immer noch stark im Vorteil sein. Das wird mit der Zeit anders werden. Ich verhehle nicht meine Besorgnis, auch wir werden noch starke Schläge einstecken müs-

sen. Aber das Hauptgewicht aller Entscheidungen liegt auf diplomatischem Gebiet. Unsere neuesten diplomatischen Erfolge zwingen die Deutschen, an entfernten Fronten Krieg zu führen...

Die Genugtuung über die Entfernung der Fronten von London ist deutlich aus diesen Worten herauszuhören. «Zeit» ist ja nach Churchills Auffassung sein General. Inzwischen reifen vor allem die Dinge in Amerika. Präsident Roosevelt spielt sich mächtig auf als Vormund Europas, behauptet, Jugoslawien stünde unter amerikanischem Schutz – und erledigt hintenrum das von ihm selbst geschaffene Neutralitätsgesetz, mit dem er seine Amtszeit verlängern konnte, weil er den Amerikanern damit versprach, die USA. unter allen Umständen aus der europäischen Auseinandersetzung herauszuhalten.

Zuweilen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Churchill das von ihm begonnene Spiel nicht mehr übersieht. Die Fäden laufen nach zu vielen Richtungen, sind zu verworren. Zieht er noch daran, oder hat längst ein anderer sie in die Hand bekommen? Griechenland und Jugoslawien werden englischen Interessen geopfert. Einerlei – Amerika bricht das Völkerrecht und schickt dem Todfeinde Deutschlands Kriegsmaterial. Allerdings erpresst es Flottenstützpunkte, raubt es Island, schießt es schon nach holländischen und französischen Kolonien, schaltet es, unter dem Vorwände, deutsche Interessen lahmzulegen, den englischen Handel unter Dollar- und Waffendruck in Südamerika aus. Ja, man hört hie und da schon das Wort: Nach dem Kriege werde Amerika die Führung in der Welt übernehmen und England zu einem amerikanischen Dominion machen...

Alles dies sollte Churchill zur Umkehr bestimmen. Denn er kämpft doch angeblich um den Fortbestand des Empires, und, genau besehen, gibt es ein Empire im Vorkriegssinne schon jetzt nicht mehr! Wo ist Englands Vormachtstellung im Mittelmeer geblieben? Was nützt den Briten der Schlüssel zu Asien – der Suezkanal? Wie steht es mit der beherrschenden Macht Grossbritanniens im Fernen Osten?

Danzig – das Winston Churchill selbst bereits vor zehn Jahren als urdeutsch bezeichnete – dies war die Frage, um die der Krieg entbrannte.

Jetzt sind plötzlich alle schlummernden Probleme der Welt aufgerufen, jetzt ordnet sich ein Erdteil um die Kraft der Achse. Und in London sitzt ein altgewordener Bramarbas<sup>7</sup> auf dem Sessel des Premiers und leitet immer neue diplomatische Aktionen ein, seiner Ansicht nach zum Schaden des Reiches.

Als über Schweden der englische Botschafter Cripps nach Moskau zurückkehrt und Besprechungen mit Stalin und Konsorten hat, glaubt Churchill aufatmen zu dürfen. Endlich ist der Augenblick gekommen, um eine Sturmflut des Hasses gegen den Damm des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes loszulassen. Dem deutschen Führer sind die Hände gebunden durch jenes Abkommen – er wird warten müssen, bis im Kreml die Entscheidung gefallen sein wird, und Stalins Horden, das glaubt Churchill zu wissen, kann keine deutsche Armee aufhalten. Mag er über die Dinge des Grauens und Entsetzens, die in Russland zur Herrschaft einer mechanisierenden Geisteshaltung führten, gewettert haben, mag er ganz Europa dem Blutterror ausliefern – zwischen Europa und seiner Insel liegt ja das Wasser! Besser, ein englischer König verbündet sich heimlich mit den Mördern des Zaren Nikolaus, als die Nazis bekämen am Ende Recht!

In der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1941, mitten hinein in einen gigantischen russischen Aufmarsch gegen Ostpreussen, schlägt die deutsche Wehrmacht zu. Unfassbar ist, was alles hinter den Grenzen bereitsteht zur Vernichtung des arbeitsamsten Volkes der Welt – unglaublich sind die Metzeleien, die unter Deutschen und Deutschfreundlichen in letzter Stunde von den Sowjets angerichtet wurden. Aber noch beispielloser ist die Stosskraft der an Zahl sogar unterlegenen deutschen Armee, die innerhalb weniger Tage die grösste Gefahr beseitigt, innerhalb eines knappen halben Jahres bis ins Herz des Riesenreiches vordringt, dem Churchill die endgültige Niederknüppelung Deutschlands um den Preis der Weltrevolution zgedacht hatte.

Auch dieser Plan Churchills ist misslungen. Die Welt erlebt das einzigartige Schauspiel, die Diplomatie des Hochkapitalismus und des bri-

---

7 «Bramarbas oder der grosssprecherische Offizier» ist der deutsche Titel der Komödie «Jakob von Tyboe» des dänischen Schriftstellers Ludvig Holberg.

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**



*Franklin Delano Roosevelt (\* 30. Januar 1882 in Hyde Park, Nev) York; † 12. April 1945 in Warm Springs, Georgia) war von 1933 bis zu seinem Tod 1945 der 32. Präsident der Vereinigten Staaten.*

tischen Monarchismus einträchtig mit den Vertretern des Weltbolschewismus am Verhandlungstisch und auf Banketten zu sehen. Bundesgenossen nennen sich Churchill und Stalin, und Roosevelt gibt fromme Sprüche dazu und seiner Flotte in Kriegsgewässern Schiessbefehl gegen deutsche Kriegsschiffe! «Vernunft wird Unsinn...» Mit der Vernunft sind diese Irrwege eines englischen Premierministers nicht mehr zu erfassen – Verfolgungswahn, Manie und wütender persönlicher Ehrgeiz allein trieben ihn in diese auswegloseste aller Sackgassen...

Immer wieder scheint Churchill zu vergessen, was er selbst geschrieben hat. Oder er setzt bei seinem Gegner absolute Beschränktheit voraus.

«Wenn Falkenhayn 1916 mit aller Macht gegen Russland marschiert wäre, hätte er sich in den Besitz der ungeheuren Vorräte an Lebensmitteln und Brennstoffen setzen können, die sich zwischen Galizien und dem Kaspischen Meer befinden. Auf diese Weise könnte er durch kontinentale Landerobung die Seeblockade brechen und in diesem Lande vieles gewinnen, was ihm die britische Flotte verwehrt.»

Wort für Wort steht das in Churchills Lebenserinnerungen. Und doch zettelte er das russische Abenteuer an – er «zwingt» Deutschland durch seine «zielbewusste Politik», gegen Russland zu marschieren – und spielt seinem Gegner in Wahrheit die Trumpfkarte in die Hand.

Lohnt es noch zu sprechen von all seinen anderen krampfhaften Versuchen, das Schicksal aufzuhalten? Vom heimtückischen Überfall auf den Irak, von den Plänen, die Türkei einzubeziehen in die antideutsche Front, von den nie erlahmenden Bemühungen Englands, zuguterletzt noch Schweden ins Verderben zu stürzen? Von den verlogenen Hilfeversprechen an die Sowjets, denen England, nachdem sie Zehntausende von Panzern verloren haben, die Lieferung von tausend Tanks zusagt, ohne angeben zu können, auf welchem Wege es die an die russische Front schaffen will? Lohnt es zu sprechen von der verkrampften Hoffnung Churchills auf das für ihn erlösende endgültige Eingreifen Amerikas in den Krieg, das, als es erfolgt, ein unvorstellbar starkes Japan an Deutschlands und Italiens Seite führt und die wertvollsten britischen

Walter Persich: **Winston Churchill ganz «privat»**

Positionen in Asien kostet? Lohnt es zu erinnern an jene Rosstäuscherkünste, die «das alte ehrliche England» der «jungen Weltnation» jenseits des Ozeans vormacht? Von den Scheinheiligkeiten, hinter denen sich Roosevelt versteckt, wenn er vorgibt, die Demokratie gegen Willkür verteidigen zu wollen?

Niemals ist ein Volk sich der Notwendigkeit, der Richtung und des Zieles eines Kampfes so bewusst gewesen wie das deutsche Volk in diesem Augenblick. Tag um Tag erlebt es mit klareren Sinnen, mit offeneren Augen und im stärkeren Bewusstsein seines unantastbaren Rechtes die Winkelzüge der internationalen Geheimdiplomatie – aber es erlebt auch die siebringenden Entscheidungen der deutschen Führung. Es erlebt die Sammlung der aufbauwilligen Kräfte – es erkennt mit Stolz als erste reife Frucht seines opferreichen Kampfes die Umrisse eines neuen Europa, aus dem zwangsläufig eine neue und allgemeine Ordnung aller Kontinente erwachsen wird. Nur dies ist wichtig.

Und in diesem gewaltigen Geschehen hat aus freiem Entschluss Winston Churchill die Rolle desjenigen übernommen, der sinnbildhaft in einer einzigen Persönlichkeit alles das zusammenfasst, was den jungen und aufstrebenden Völkern auf ihrem Marsch in die Zukunft entgegentritt: ein englischer Herzog, verschwägert mit amerikanischen Börsenjobbern, mit britischen Rüstungsfabrikanten, Spekulanten jeden Schlages, der nicht davor zurückscheut, sich «und alles das, um dessen Bestand er kämpft», in die Arme jenes blutrünstigsten Weltfeindes zu werfen, der alle Ordnung auflösen, alle Kultur vernichten, allen Geist ausrotten will...

Das sind die diplomatischen «Erfolge», die Winston Churchill der Kraft der deutschen Waffen entgegensetzt!

Der Tag, an dem die Geschichte mit diesem politischen Hochstapler grausam abrechnet, wird kommen. Eines ist Winston Churchill klarge worden: ein Zurück gibt es jetzt nicht mehr für ihn und seinesgleichen. Er und seine Clique haben den Krieg gemacht. Der Krieg wird ihn und seine Clique und mit ihnen jene «Weltordnung», die in Wahrheit längst zur Weltunordnung geworden ist, für immer verschlingen.

Mit dem Mut eines Verzweifelten «hält Churchill die Stellung», die hochbezahlte Stellung, von der so viel für ihn und alle die Rüstungsin-

teressenten in London abhängt. Immer von Neuem sucht er nach Opfern, die er noch zwischen sich und die Generalabrechnung werfen könnte.

Er sitzt in seinen prunkvollen Amtsräumen, den Kopf in die Hände gestützt, die erkaltete Zigarre zwischen den feisten Lippen, das Champagnerglas neben sich. Er merkt nicht, dass die Sektperlen längst entflohen sind, dass der prickelnde Wein schal wurde. Er starrt vor sich hin – ein Opfer seiner Einbildungen, seines hemmungslosen Ehrgeizes, seiner Abenteuersucht – und begreift nicht, warum eigentlich die Rechnung nicht aufgeht. Hat er auch schon vergessen, was er selbst schrieb, als er noch jung war und seinen Weg begann?

«Lohnte es denn den Kampf, die Arbeit, den ewigen Druck der Geschäfte, das Opfer so vieler Dinge, die das Leben angenehm machen? ‚Das Wohl eines Volkes‘ – das, er wollte es sich nicht verhehlen, war eher die Richtung als die Ursache seiner Anstrengungen. Ehrgeiz war die Triebkraft, und er war ihr machtlos ausgeliefert... Das Ende kommt oft zu früh für solche Menschen, deren Geist so gegossen ist, dass sie nur in der Verwirrung ihren einzigen Frieden finden!»

Das Ende mag für Churchill zu früh kommen. Für sein Volk, das sich diesen Mann erwählte und ihn schalten liess nach seinem Geiste, der so gegossen ist, dass er nur in der Verwirrung Frieden finden kann, wird es ein bitteres Ende sein. –

\*

Liebe Leser!

Unsere unveränderten Faksimilenachdrucke dienen der staatsbürgerlichen Aufklärung, der Abwehr verfassungswidriger Bestrebungen sowie der historischen Dokumentation im Rahmen der Wissenschaft, der Forschung, der Lehre und der Berichterstattung über Vorgänge des Zeitgeschehens oder der Geschichte. Der Verlag macht sich die nur aus der damaligen Zeit zu verstehenden Sichtweisen nicht zu eigen und distanziert sich von jedweden verleumderischen, hetzerischen, beleidigenden und die menschliche Würde angreifenden Passagen, insbesondere von jeglicher Schmähekritik am Judentum. Wir berichten ausschliesslich bewertungsfrei über historische Vorgänge und legen Wert auf die Feststellung, dass wir mit den abgedruckten Äusserungen nicht gemein gehen.

Alle schelmischen Bücher sind in leicht lesbarer Antiquaschrift gesetzt und, soweit nicht anders angegeben, im Format DEN A 5 gedruckt sowie als gediegener Festeinband mit Fadenheftung gebunden.

Beste Grüsse!

Ihr

-Schelm-



## Zu beziehen bei:

*Verlag DER SCHELM*

[verlag@derschelm.de](mailto:verlag@derschelm.de)  
[www.derschelm.de](http://www.derschelm.de)

Telefon: 0341/21919432  
Fax: 03222/ 6499341